

1810
1810

W.
1810

ULB Düsseldorf



+4071 987 01

✓

ULB Düsseldorf







FRANZÖSISCHE MODEN AUS DER ZEIT LUDWIG'S XVI.

Costümggeschichte

der

Culturvölker

von

Jacob von Falke.

Strassburg.

Verlag von W. Spemann.

[1881.]



FRANZÖSISCHE MODEN AUS DER ZEIT LUDWIG'S XVI.

Costümggeschichte

der

Culturvölker

von

Jacob von Falke.

Mit 377 Abbildungen im Text und einer Farbendrucktafel.



Stuttgart.

Verlag von W. Spemann.

[1881.]



L. K. W. 391 (41)
2. Ki

Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



V o r w o r t.

Die Costümgeschichte erfreut sich heute einer Theilnahme wie nie zuvor. Die zahlreichen Feste des Winters und des Sommers, die öffentlichen Aufzüge, die Kunst der Maler und der Bildhauer, das Theater, die Culturgeschichte, sie alle können ihrer nicht entrathen, selbst die Moden von heute holen ihre Motive aus den Trachten der Vergangenheit.

Es entsteht daher auch ein Werk nach dem anderen, welches dem Costüm gewidmet ist. Alle diese Werke aber haben entweder zu sehr den materiellen Gesichtspunkt im Auge, oder sind zu umfangreich, zu kostbar durch ihre reiche Darstellung, um Jedermann, der an dem Gegenstande Interesse nimmt, leicht erreichbar zu sein, oder sie behandeln nur einzelne Epochen und einzelne Völker. Eine handliche illustrierte Costümgeschichte, welche in mäßigem Umfange das Ganze umfaßt, fehlte bisher. Diese Lücke soll die „Costümgeschichte der Culturvölker“ ausfüllen.

Aber sie hat noch eine andere Tendenz. Noch immer, und zwar in den verbreitetsten Zeitschriften und in solchen, die der Mode speziell gewidmet sind, wird die Geschichte des Costüms als eine Geschichte von Curiositäten und eine Reihe von Anekdoten aufgefaßt und die Entstehung der Moden

und Trachten an zufällige Namen und Ereignisse angeknüpft. Dieser gänzlich unwahren, gänzlich unhistorischen und gedankenlosen Auffassung soll unsere Darstellung, deren Art wir in der Einleitung auseinandergesetzt haben, entgegentreten.

Darum legen wir auch den Hauptnachdruck auf den Text, und wir wünschen uns vor allem Leser. Der Text ist das Frühere und unabhängig von den Abbildungen, die erst zu ihm erwählt wurden, niedergeschrieben.

Mehr denn zwei Drittel der Bilder wurden von Georg Sturm in Wien neu gezeichnet, zum Theil nach Originalen, zum Theil nach den größeren vorhandenen Werken, so (die ägyptischen nach Brisse d'Abennes, viele griechische und römische nach Hope und Visconti, manche mittelalterliche nach Hefner-Alteneck, neuere nach Lacroix u. a. Die Zeichnungen wurden durch C. Haack photographisch übertragen und geätzt. Eine Anzahl der Abbildungen wurde auch unmittelbar durch Photohochätzung nach Stichen und Holzschnitten hergestellt, so die Bilder aus der manessischen Liederhandschrift und diejenigen aus dem Weiskönig.

Wien.

J. Falke.

Einleitung.



icht der materielle Gesichtspunkt ist es, den dieses Buch an seinem Gegenstande hervorgehrt. Es beabsichtigt nicht die Beschreibung aller der unzählbaren Trachtenformen und Modebildungen, wie sie das Spiel des Zufalls oder eine thörichte Laune wahllos und sinnlos hervorgerufen zu haben scheint. Vielmehr will es grade in dieser scheinbaren Willkür den Faden bloßlegen, den inneren Zusammenhang suchen und verfolgen. Denn auch in diesem, anscheinend so unbedeutenden, anscheinend so losgelöseten Zweige der Culturgeschichte herrscht das Gesetz von Ursache und Wirkung, von Werden und Vergehen. Eines entsteht aus dem Anderen; des Einen Leben ist des Anderen Tod. Was dem Zufall, was der Laune angehört, das sind nur Nebendinge, welche die Trachtenformen umspielen. Diese aber, die großen Formen, sind das Geschöpf der Nationen, abhängig von Geistescharakter, Sitte und Landesproducten, sie sind in ihrer Veränderung das Geschöpf der wechselnden Zeiten, der steigenden oder fallenden Cultur, deren Wandel sie in enger Verkettung begleiten.

In diesem Sinne verfolgen wir ihren eigenen Wandel und Wechsel durch den Lauf der Zeiten von Nation zu Nation, von einer Periode der Geschichte zur anderen. In diesem Sinne aber sie betrachtend, sind wir der Berücksichtigung aller jener Völkerschaften überhoben, welche außerhalb des großen Zuges der Weltgeschichte geblieben sind und an dem Gange oder dem Fortschritt der allgemeinen Cultur keinen Antheil haben, sei es daß

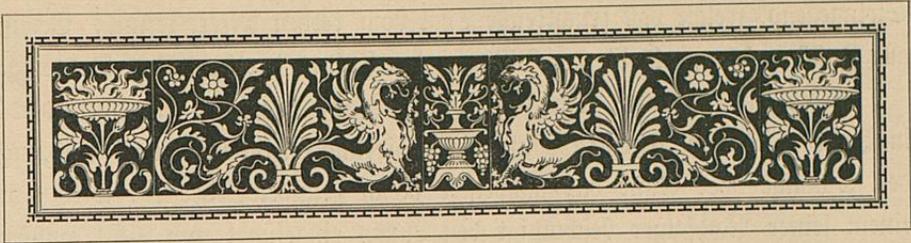
sie abseits wie die Indier und Chinesen ihren eigenen Weg gehen, oder daß sie auf primitiver Stufe beharren wie die Bewohner der Südsee. Unser Standpunkt ist nicht der ethnographische.

Der Weg ist ohnedem weit genug und bietet der Gegenstände und der Abwechslung mehr dar, als sich in den engen Rahmen fassen läßt, den inne zu halten wir uns vorgesetzt haben. Es ist also ohnehin Beschränkung eine unerläßliche Sorge. Der Weg, den wir zu wandern haben, beginnt mit den Aegyptern als dem ältesten Culturvolk und führt dann hinüber nach Asien, zu den Assyriern und Perfern, zu Völkern, von deren Trachten zugleich wir sichere und ausgiebige bildliche Kunde haben. Ueber Kleinasien ist die Cultur gegen Westen gegangen, und nachdem sie im Süden Europas in Griechenland und Italien so wunderbare Höhe erstiegen, ist sie nordwärts über die Alpen gezogen hier die Bildungen des Mittelalters und der Neuzeit zu schaffen. Wir folgen genau diesem Gange. Wir werden daher das antike, classische Costüm sich von der asiatischen Erinnerung lösen und in seiner Eigenart und Schönheit erstehen und blühen sehen, bis es im römischen Kaiserreich verfällt und in Byzanz ausstirbt. Wir werden aber Reste desselben der Cultur folgen und über die Alpen wandern sehen zu den Barbaren des Nordens, um bei diesen ein neues Leben, freilich unter gänzlich veränderten Formen, zu beginnen. Denn hier in den nordalpinischen Ländern entsteht nicht bloß auf Grundlage des antiken das mittelalterliche Costüm, sondern es bildet sich auch seitdem jener ununterbrochene, in ewigem Fluß begriffene Wechsel, die Mode, das ist die Tracht der europäischen Cultur, die wir bis auf die Gegenwart begleiten werden. Die Tracht der europäischen Cultur nennen wir die Mode, denn in der That ist sie nicht die Tracht eines einzelnen Volkes, selbst nicht dem Ursprunge oder der Erfindung nach. Sie ist allen Culturvölkern gemeinsam, und nur zeitweilig übernimmt ein oder das andere Land die Führung, wie es in den letzten Jahrhunderten von Frankreich geschehen ist. Daß es aber Frankreich nicht immer gewesen und auch in der Zeit seiner Herrschaft nicht allein gewesen, wird der Verlauf der Darstellung zeigen.

I. Buch.

Das Costüm des Alterthums.





1. Kapitel.

A e g y p t e r.

Rechnen wir von heute ab achtzehnhundert bis zweitausend Jahre, so stehen wir im Beginn der Geschichte unserer Vorfahren, bevor sie noch den Versuch machten aus der Barbarei zur Civilisation sich herauszuarbeiten. Nehmen wir ein weiteres Jahrtausend hinzu, so stoßen wir auf die ersten Anfänge der griechischen Cultur, Anfänge von orientalisches-barbarischer Art, die noch keine Ahnung von einem Phidias, Sophokles oder Plato aufdämmern ließen. Rechnen wir aber diesen Zeitraum von dreitausend Jahren, der die ganze classische und moderne Cultur von ihren ersten Keimen an umfaßt, noch einmal, und steigen wir wiederum um so viel in die Vorzeit hinauf, so kommen wir grade auf jenen Moment, da das ägyptische Reich aus einzelten Stämmen sich zusammenschloß und seine Geschichte, seine beglaubigte Geschichte kann man sagen, beginnt. Es ist viertausend Jahre vor Christi Geburt — auf einige Jahrhunderte, um welche die Rechnungen der Gelehrten von einander abweichen, kommt es nicht an —; es ist die Zeit, da die Bibel die Welt erschaffen läßt.

Nun, dreitausend Jahre vor dem Beginne aller griechischen Cultur, was soll man von Leben und Civilisation an den Ufern des Nil erwarten in der langgestreckten Enge zwischen der unermesslichen lybischen Wüste und der todten

Steingegend, welche das fruchtreiche Thal vom rothen Meere trennt? Gewiß alle Zustände eher, als die der Bildung, der Cultur, der staatlichen Ordnung.

Aber mit nichten. Derselbe König Mena, der, wie berechnet wird, im Jahre 4157 vor Christi Geburt die Regierung antrat und durch Einigung der Stämme oder Gaue das ägyptische Reich gründete, derselbe wird von einem seiner Nachfolger beschuldigt den Luxus eingeführt und die Aegypter zu Aufwand und Ueppigkeit verleitet zu haben, und er wird deßhalb mit Einwilligung der Priester — auch diese Culturseite zählt also schon nahezu sechstausend Jahre — verflucht und der Fluch auf eine Stele eingegraben. Sein Nachfolger Teta, Tuta oder Athotis war ein Arzt, wie Manetho sagt, und dessen Mutter — es wird nicht gesagt, daß sie die Gemahlin des Königs Mena gewesen — gab sich nicht minder mit Künsten der Civilisation ab. Im Papyrus Ebers liest man von ihr: „Ein anderes Recept, die Beförderung des Haarwuchses betreffend, bereitet von Frau Schesch, Mutter Seiner Majestät des Königs von Ober- und Unter-Aegypten, Tuta.“ Ein Recept für den Haarwuchs ist freilich von geringfügigster Bedeutung oder von gar keiner für die Cultur der Menschheit, aber welche Höhe der Eitelkeit, welche Feinheit der Toilettenkunst, welche Entwicklung des Luxus, ja welche Stufe der Volksbildung setzt es voraus!

Läßt man außer Betracht, daß es zur Zeit des ersten Königs Mena schon verschiedene Musikinstrumente gab und die Aegypter sich bereits an ähnlichen Brettspielen wie Dame und Schach erfreuten, so wird doch eine hohe Cultur auch durch andere Umstände bewiesen. Einer der nächsten Nachfolger des Mena war ein medicinischer Schriftsteller, und in der sechsten Dynastie, also noch im vierten Jahrtausend vor Christi Geburt, giebt es einen „Vorstand des Hauses der Bücher“, folglich auch eine Literatur, groß genug eine königliche Bibliothek in einem eigenen Hause zu bilden. Es gab aber auch Gelehrte damals und zwar Gelehrte mit dem vollen Bewußtsein ihrer Wichtigkeit und ihres Werthes wie heute, welchen schon das älteste Buch der Welt, eine Schrift der Lebensweisheit, verfaßt vom königlichen Prinzen Ptahhotep aus der fünften Dynastie, also mehr denn fünftausend Jahre vor uns, ihre Eitelkeit vorwirft. Der Gelehrte solle nicht glauben der Art Großes zu leisten, daß sich die kommenden Geschlechter seiner erinnernten, „denn siehe, sagt er, ein großes Thier ist das Krokodil, wenn

es auftaucht aus dem Flusse; sobald es aber wieder verschwindet unter die Fläche, ist der Spiegel des Wassers im Augenblick glatt wie zuvor.“ Die vierte Dynastie ist schon mit Chufu, Chafra und Menkera die Schöpferin der großen Pyramiden, jener gewaltigen Werke, die, so einfach sie sich in ihrer äußeren Gestalt darstellen, nicht minder Höhe und Vielseitigkeit der Technik wie Großartigkeit des Gedankens voraussetzen. Noch früher, der dritten Dynastie schon gehört die aus dem Felsen gehauene, in ihrer Nähe befindliche Riesensphinx mit dem Portraittkopf des Königs Huni an, dessen Antlitz heute durch Kanonenschüsse entstellt ist.

Dieses colossale Sculpturwerk zeigt, welche Höhe der Ausbildung die Sculptur der Aegypten schon damals erreicht hatte, eine Höhe, die eher zu sinken als zu steigen scheint, wenn man beobachtet, wie die Statuen das Portraitartige und Individuelle, was ihnen in der älteren Zeit zu eigen ist, mehr und mehr verlieren und, unter dem Einfluß der Priesterherrschaft in canonisch-typische Formen gerathen, einem gebundenen Stil anheimfallen. Diesen Umstand muß man auch in Betracht ziehen bei der Beurtheilung der Malereien, welche in unermesslicher Fülle die Wände der Tempel und Grabmonumente bedecken, alle Begebenheiten des Cultus, der Geschichte, des öffentlichen und häuslichen Lebens darstellend, eine unerschöpfliche Fundgrube für das Studium der Cultur und des Costüms. Freilich sind diese Figuren flach, illuminirt ohne Schatten und Licht, in verkehrte Perspective gestellt, das Gesicht z. B. im Profil, die Augen in voller Länge von vorne gezeichnet, aber man sieht den festen Umrissen und den richtigen Verhältnissen an, daß traditionelle Vorschriften es sind, welche die Hand geleitet haben.

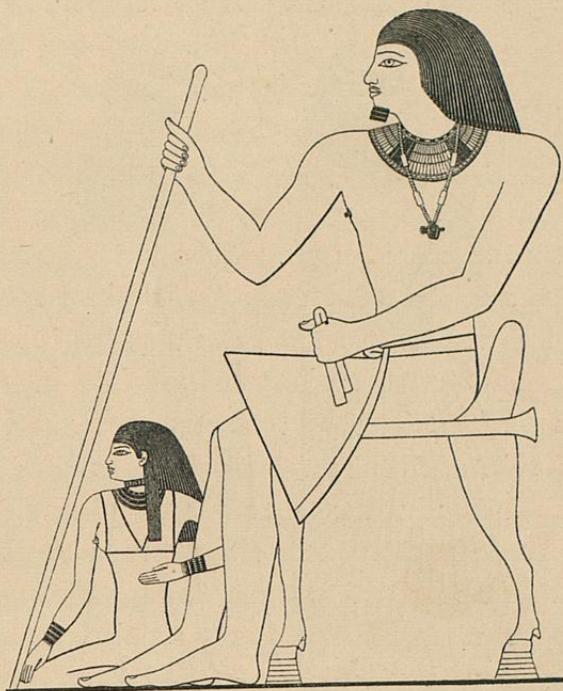
Also Toilettenkünste, gesellschaftliche Spiele, Literatur, Gelehrte und Bibliotheken, Riesenwerke der Kunst, vollendete Technik, Portraitstatuen und Wandgemälde, was ist mehr nöthig, um den Aegyptern schon in der frühesten so weit abgelegenen Periode ihrer uns bekannten Geschichte einen hohen Grad der Cultur zuzuschreiben? Es entspricht diesen äußeren Zeichen der Cultur, wenn sich in dem schon erwähnten Werke Ptahhotep's, des Königssohnes, die Vorschrift findet: „Wenn du weise bist, so besorge dein Haus aufs beste; liebe deine Frau ohne Zank, nähre sie, schmücke sie, das ist der Luxus ihrer Glieder; laß sie duften von Wohlgerüchen, erfreue dich

ihrer alle Zeit, die du lebst; sei nicht roh.“ Etwas später freilich, aber noch aus der Zeit der ersten Periode, sagt der König Amenemhat I., welcher der zwölften Dynastie, der Dynastie des Labyrinth und des Mörissees, angehört, von sich selber in einer Schrift, die tausend Jahre lang als Schulbuch diente: „Ich schmückte mich mit feinen Stoffen aus meinem Palaste, um den Augen wie eine der Pflanzen meines Gartens zu erscheinen, und ich salbte mich mit wohlriechenden Essenzen.“

Die Frage ist nur, ob dieser schon in so früher Zeit bestehende Luxus der Toilette die viertausend Jahre ägyptischer Geschichte hindurch unverändert geblieben ist und nicht vielmehr auch seine Wandlungen durchgemacht hat. Wir sind gewohnt, ägyptische Kunst und ägyptische Sitte unter der Priesterherrschaft und ihren Satzungen als erstarrt zu betrachten, und in Ansehung des ungeheuren Zeitraums, den die Geschichte des alten Aegyptens umfaßt, hat das auch in gewissem Sinne seine Richtigkeit. Von einer lebendigen Entwicklung wie in den classischen oder den modernen Staaten, von einem raschen Wechsel des Werdens, der Blüthe und des Versinkens ist bei den Aegyptern nicht die Rede. Nichtsdestoweniger finden Veränderungen statt wie in der Kunst, so auch in der Kleidung.

Was die letztere betrifft, so lassen sich wohl zwei große Perioden unterscheiden, die mit denen der großen Geschichtsperioden des alten Reiches von Memphis und des neuen Reiches von Theben zusammenfallen. Zwischen beide fällt die Episode der Herrschaft des Hyksos, der canaanitischen oder arabischen Hirtenvölker, welche länger denn ein halbes Jahrtausend Aegypten unterworfen hielten. Als sie um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christo vertrieben waren, und nun unter den großen Rameffiden eine Periode der Kriege und Siege, die Periode der Eroberungen in Vorderasien begann, da strömten von hier als Beute und Tribut zahllose Werke der Künste und Gegenstände des Luxus nach Aegypten hinein. Diese veränderten auch den Charakter des Costüms insofern, als sie dasselbe durchaus reicher, prächtiger, geschmückter erscheinen ließen, ohne eigentlich die Grundformen, wie sie noch aus dem alten Reiche von Memphis herrührten, zu verändern. Was nun unter diesem asiatischen Einfluß, seit der achtzehnten und neunzehnten Dynastie, hinzukam oder sich ausbildete, das blieb so ziemlich constant bis zur Ptolemäerzeit, ja bis zur römischen Herrschaft.

Man hat das herrschende Volk der Aegypten — und es war schon im Alterthum diese Ansicht ausgesprochen — den Nil herabkommen lassen aus dem Inneren Afrikas. Allein diese Ansicht findet heute kaum noch Anhänger; vielmehr gilt als ausgemacht, daß sie aus dem Inneren Asiens über die Landenge von Suez eingewandert und den Nil hinauf vorgedrungen sind und ihre Cultur aufwärts bis tief nach Nubien hineingetragen haben.



1. König Teti und Gemahlin. 5. Dynastie.
Costüm der ältesten Zeit des Reiches von Memphis.

Damit stimmt ihre Körperbeschaffenheit überein, die, nach den zahllosen Bildern und Statuen zu schließen, durchaus nichts Negerartiges hat. Neger sind häufig auf den ägyptischen Wandgemälden dargestellt, sie sind aber in ihrer Physiognomie auf das schärfste und deutlichste von den Aegyptern unterschieden, deren Kopf und Gestalt im Gegensatz gegen die schwarzen afrikanischen Racen durchaus edel zu nennen ist.

Der Aegypten ist im Allgemeinen groß, mager und schlank, die Schulter breit und voll, die Brust gewölbt, der Arm nervig, die Hand lang und fein; seine Hüften sind wenig ausladend und die Beine mager, doch mit

starker Musculatur, wie bei Völkerschaften, die viel auf dem Marsche sind; die Füße sind lang und abgeplattet durch die Gewohnheit ohne Sandalen zu gehen. Der Kopf des Aegypters erscheint oft groß auf seinem Körper, die Nase kurz und rund, die Lippen voll, aber nicht nach Negerart aufgeworfen, die Augen groß und offen, nicht ohne den Ausdruck des Schmachzens oder einer gewissen Traurigkeit. Nichtsdestoweniger ist das Temperament



2. Priester und Priesterin des Ammon. 18. Dynastie. Theben.

des Aegypters heiter, für Festlichkeiten, Spiele, Unterhaltungen, Vergnügungen alle Zeit empfänglich und aufgelegt.

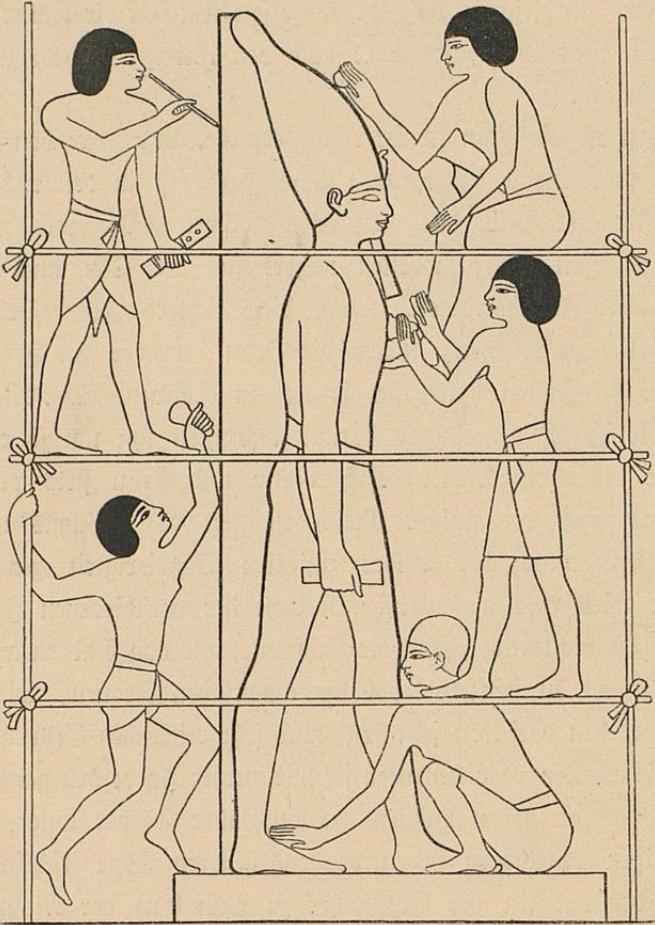
Auf allen Wandgemälden sind die Männer stets mit gleichmäßiger dunkelbrauner Hautfarbe dargestellt, eine Farbe, die sich leicht erklären läßt, selbst bei der Annahme einer Abstammung von kaukasischer Race, da der Körper bei Anfangs äußerst geringer Kleidung, bei vieler Arbeit und Bewegung in freier Luft und im heißen Klima sich vollständig bräunen mußte. Die Kunst achtete nicht der individuellen Unterschiede, sondern wie sie in allem gleichmäßig nach canonisch festgesetzten Regeln verfuhr und die gewöhn-

liche Erscheinung zum Typus machte, so gab sie der Haut des Mannes durchweg und unterschiedslos die gleiche Färbung. Wenn über diese braune Haut sich ein durchsichtiges weißes Gewand legt, wie das in späteren Zeiten der vornehme Brauch war, so erscheint sie durch dasselbe hindurch stets lichter gefärbt, ein Zeichen, daß der ägyptische Künstler die Natur beobachtete und sich nach ihr richtete, wenn er auch den Unterschied des Individuums abichtlich über sah.

Dagegen ist die Frau in ihrer Körperfarbe, und zwar von den ältesten Zeiten an, stets lichter dargestellt. Ihre Farbe ist in den meisten Fällen ein ganz bestimmtes Gelb, das man etwa zwischen goldig und bronzefarben in die Mitte setzen mag; zuweilen nähert sich der Ton auch mehr dem Rötlichen oder Fleischfarbigen. Auch diese lichtere gelbe Farbe ist ohne Mühe natürlich zu erklären, indem die Frau, minder im Freien lebend, auch minder Gelegenheit hatte, sich so tief zu bräunen. Der Maler machte wiederum die Regel, den Typus daraus und hielt ihn um so consequenter fest, als er darin ein Mittel besaß Mann und Frau stets erkennbar zu machen, was sonst bei einiger Gleichförmigkeit des Costüms und großer Höhe und Entfernung der Bilder zuweilen Schwierigkeit gemacht hätte. Raum aber wird dies die alleinige Ursache der verschiedenen Färbung gewesen sein. Ebenso wenig scheint die Schminke, wie von Andern angenommen wird, die Ursache zu sein, obwohl die ägyptischen Frauen, wie wir noch sehen werden, von derselben sehr früh und sehr reichlichen Gebrauch machten. Schwerlich schminkten oder bemalten sie mit weißer Farbe den ganzen Körper, wie sie doch gethan haben müßten, da auch ihre Körper unter den durchsichtigen weißen Gewändern in entsprechend hellerem Tone erscheinen. Wenn auf einem Denkmal (in der Glyptothek zu München) der Mann in blaßgelber Färbung zur Linken sitzt, die Frau in rother Gesichtsfarbe den Ehrenplatz zur Rechten einnimmt, so will das symbolisch sagen, daß die letztere in diesem Falle kraft ihres Erbrechts, oder ihrer höheren Geburt, oder um ihres Ranges willen — vielleicht war sie eine Prinzessin — in dieser Ehe den ersten Platz einnimmt, der sonst dem Manne gebührt.

Trotz der hohen Cultur, welche die Aegypten schon im Beginne ihrer beglaubigten Geschichte besitzen, erscheint nichts einfacher als die eigentliche Bekleidung des Mannes. Sie besteht, man kann sagen fast nur in einem

weißen, undurchsichtigen Schurz (Abb. 3), der um die Hüften gebunden wurde. Aus einem länglichen, viereckigen Stück Leinwand gebildet, wurde er so umgeschlungen, daß er mit dem einen Ende vorne herabfiel und die



3. Mit dem Schurz bekleidete Bildhauer. 18. Dynastie.

Scham bedeckte. Das ist genau noch heute die gewöhnliche Form und Art in Indien. Sie ist Urtracht, bei dem Aegypter aber, wenigstens in der ersten memphitischen Periode, ist sie förmlich als Nationaltracht anzusehen. Auf den Bildern der vierten Dynastie trägt der König, der Soldat, der Arbeiter den Schurz, und ohne weitere eigentliche Kleidungsstücke, der letztere behält ihn auch die ganze Geschichte Aegyptens hindurch. Das Klima ver-

langte nicht mehr. Schiffsleute lassen auch wohl den Schurz hinweg und tragen nichts als einen Riemen oder Gürtel um die Hüften.

Der Schurz hat aber auch seine Geschichte. Wenn der gemeine Aegypten ihn die viertausend Jahre hindurch unverändert behält, ist das bei den Vornehmen nicht der Fall. Bei diesen scheint er sich zu verlängern, wie er bei Königen z. B. noch im Reich von Memphis zuweilen bis zu den Füßen herabreicht; er erhält auch verschiedenen Schnitt und wechselt in der Art des Anlegens. Im neuen Reich von Theben, als die Beute Asiens den Luxus hob, verband sich mit ihm ein überaus mit Metall und Schmelzwerk reich verzierter Gurt, von dem bunte, wie es scheint, ähnlich verzierte Bänder in breiter Fülle herabfielen. Er ist regelmäßig bei den Königen der großen Zeit von der achtzehnten bis zur zwanzigsten Dynastie (Abb. 4).

Aber der Schurz wuchs sich auch zu dieser Zeit zum vollen rockartigen Kleid mit Halbärmeln heraus, oder trat mit einem solchen in Verbindung. Und dieses letztere war das Gewöhnliche. Im Reiche von Theben gehörte zur vollständigen Bekleidung des Königs und des vornehmen Mannes, von Kopf und Fuß abgesehen, erstens der Schurz von weißer, dichtgewebter Leinwand und sodann ein wenig-

stens in der unteren Hälfte weiter und zuweilen in künstliche Falten gelegter Rock. Dieser Rock (Abb. 4), mit Halbärmeln und bis gegen die Füße herabreichend, ist aber regelmäßig von so dünn gewebtem, muslinartigem Stoff — also wahrscheinlich Baumwolle —, daß er vollkommen durchsichtig ist, daß sich Glied um Glied in der Zeichnung abbildet und nur die braune Farbe der Haut, wie schon vorhin angegeben, sich durch den weißen Stoff lichter färbt. Zuweilen aber ist dieser Stoff auch bunt gestreift, z. B. in Roth und Weiß; auch dann ist auf den Bildern die verschiedene Mischung dieser Farben mit der braunen Hautfarbe nach treuer Beobachtung der Natur wiedergegeben.



4. König Ramses III. 20. Dynastie.
Reiche Königstracht.

Wie gesagt, gehört die volle Ausbildung dieses Costüms schon der zweiten Periode an. In der ältesten Zeit sitzt auch der König auf dem Throne (Abb. 1 König Tei) nur mit dem weißen, vielleicht etwas längeren Schurz bekleidet. Selbst die Füße sind nackt. Der gewöhnliche Aegypter ging auch fort und fort ohne alle Fußbekleidung; selbst der Soldat auf dem Marsche trug sie nicht (Abb. 8). Dagegen wurde sie in Gestalt von Sandalen regelmäßige Tracht des vornehmen Mannes, doch nicht vor dem Könige oder in seinem Palaste. Wenigstens war es so in älterer Zeit, denn da ereignete sich, daß König Papi I. von der sechsten Dynastie seinem Minister Duna, der große Siege erfochten hatte, als höchste Günstbezeugung die Erlaubniß ertheilte, seine Sandalen im Palaste und selbst in Gegenwart des Pharao anzubehalten. Die Sandale (Abb. 4, 5) war mit einem Riemen über dem Spann gehalten, und ein zweiter lief von diesem über die Länge des Fußes zwischen die beiden ersten Zehen. Die Spitze der Sandale ist gewöhnlich schnabelartig in die Höhe gebogen, etwa wie das Eisen bei Schlittschuhen; Riemen und Rand sind zum Theil bunt und reich verziert, so daß dem Schuhmacherhandwerk, das in Theben ein eigenes Quartier bewohnte, immer noch eine hübsche und zierliche Aufgabe zustand.

Weit regelmäßiger als die Sandale trug der Mann schon in ältester Zeit ein Costümstück, das aber eigentlich mehr zum Schmuck als zur Bekleidung zu rechnen ist, einen breiten Kragen, der Nacken, Schultern und einen Theil der Brust bedeckt. Man findet ihn schon auf den ältesten Bildern, obwohl seine reichere Ausbildung auch wohl erst der Zeit der thebaischen Dynastien, dem zweiten Jahrtausend vor Christo, angehört. Ursprünglich scheint er aus Reihen von bunten Glasperlen, die an einander gefügt wurden, entstanden zu sein. So tragen ihn König Tei und seine Gemahlin, Angehörige der fünften Dynastie, auf ihrem Bilde in der Nekropole zu Memphis (Abb. 1). Dann erst wurde ein geschlossener Kragen daraus, mit Gold gestickt oder von Gold mit reichem Emailschmuck und Steinen buntfarbig ausgestattet. So wenigstens scheint es mit dem Ringkragen der Nameßiden gewesen zu sein (Abb. 5, 6 u. a.). Aermere trugen ihn von gewebtem, zusammengeleimtem Stoff und in ähnlichen Ornamenten mit bunten Farben bemalt.

Dieser Ringkragen ist bei Männern und Frauen so gewöhnlich, daß

er gleich dem Schurz als ein nationales Stück der ägyptischen Tracht anzusehen ist. Wo er vorhanden, bildet er stets den auffallendsten Schmuck des Körpers, aber nicht den einzigen. Der Aegypter liebte den Schmuck selbst bei mangelhafter Kleidung, mehr oder minder reich nach Stand und Vermögen. Er trug zahlreiche Ringe an den Fingern, von mannigfachster Gestalt, Siegelringe, Ringe mit Hieroglyphen, von Glas, Stein und Metall; er trug metallne Armbänder am Handgelenk und am Oberarm; der König und der Priester auch ein breites, tafelförmiges Amulet an einer Kette auf der Brust mit Hieroglyphen oder symbolischen Figuren. Da der Aegypter die Kleinkünste, insbesondere auch die Bearbeitung der Metalle hoch ausgebildet hatte, so waren diese Schmuckgegenstände oft von ausgezeichnete Arbeit und durch Anwendung von Email und Glas sehr buntfarbig ausgestattet. Zahllose Gegenstände dieser Art sind aus den Gräbern heute in die Museen gewandert.

So gering, wenigstens in der älteren Periode, die eigentliche Bekleidung des Aegypters erscheint, so sehr sieht man den Köpfen die außerordentliche Kunst und Sorgfalt an, die an ihre Toilette verwendet wurde. Wenn die Königin Schesch schon viertausend Jahre vor Christo ein Recept zur Beförderung des Haarwuchses angab, so scheinen die Bilder, die oft, und namentlich bei höheren Personen, das üppigste Haar erkennen lassen, für den Erfolg ihrer Kunst zu sprechen. Aber leider ist nicht alles ächt. Die ägyptischen Friseure waren schon zu jener Zeit, als nach biblischer Rechnung die Welt erschaffen sein soll, von einer erstaunlichen Kunstfertigkeit, welche die Geschicklichkeit der unsrigen in Schatten stellt. (Abb. 6, 13 u. a.)

Auf den Tausenden von Figuren, deren Studium uns die Bilder gewähren, erscheinen die Köpfe der Männer, d. h. der Aegypter, in doppelter Gestalt: entweder sind sie ganz glatt oder sie zeigen eine üppige schwarze Frisur von großer Regelmäßigkeit und zuweilen außerordentlicher Künstlichkeit der Anordnung. In jenem Falle war der Kopf des Mannes in der That völlig rasiert, alles Haar abgeschoren. Die Bilder lehren auch, wie das geschah; der Mann kniet gleich einem wehrlosen Opfer vor dem Barbier, der ihn in seinen Händen hat und von oben her bearbeitet. Die Sitte, — wir lassen es dahin gestellt, ob Klima, Keuschheit oder religiöse

Borschrift die Ursache war — obwohl nicht allgemein, gehört jedenfalls schon der ältesten Zeit an und ging fort in die spätere.

Zuweilen erscheint der Kopf, glatt rasirt wie er ist, so ohne alle Bedeckung, gewöhnlicher aber ist eine anliegende Kappe, welche genau die Gränzen des Haares einhält und mit einem Ausschnitt die Ohren frei läßt. Da sie meist gelb gemalt ist, so war sie in diesem Falle gewiß von Leder



5. König Amunoph II. und seine Erzieherin. 18. Dynastie.

(s. die Abbildung 3. Bildhauer); man findet sie aber auch roth, blau, weiß oder von buntem und gestreiftem Stoffe. Es trägt sie der Arbeiter auf dem Felde — übrigens sieht man ihn auch mit eigenem schwarzen Kopfhaar —, es trägt sie der Handwerker, der Soldat und selbst der vornehme Begleiter des Königs. Sie ist durchaus allgemein.

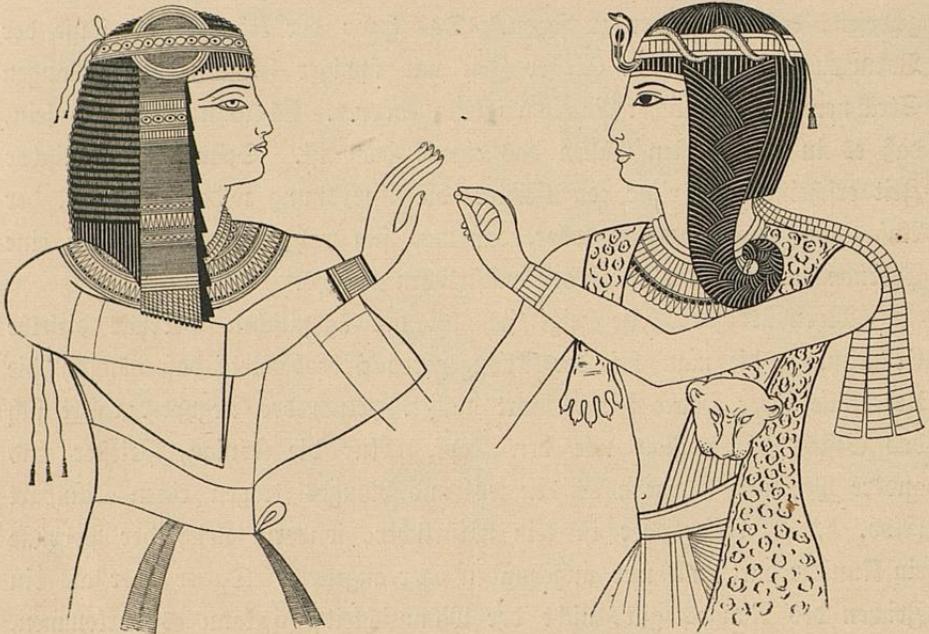
Der vornehme Aegyptier wußte aber das abgeschnittene Haar auch in anderer Weise zu ersetzen, und in diesem Erlage vorzugsweise bestand die Kunst des Friseurs, oder, sagen wir es gleich, des Perrückenmachers. In der That übten die Aegyptier diese Kunst schon im vierten Jahrtausend vor

Christo mit einer Vollendung, welche diejenige des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, die Kunst der Allongeperrücke, bei weitem übertrifft. Wirkliche, wohlerhaltene Beispiele lehren das, so eine Perrücke im Museum zu Berlin, deren Haare zwei und einen halben Schuh lang sind. Die Perrücke wurde von allen vornehmen Personen getragen, vom Priester, vom Hofmann wie vom Könige, und vermuthlich in bequemer Häuslichkeit abgelegt. Wann aber sie entstanden und wie sehr sie allgemein gewesen, das ist schwer zu sagen. Das Haar der Könige und sonst der Vornehmen ist schon in ältester Zeit mit üppiger Fülle meist in langen Strähnen mit künstlicher Regelmäßigkeit geordnet. Es kann aber auch sein, daß es in den meisten Fällen das eigene Haar ist. Später in thebaischer Zeit erscheint die Frisur complicirter, die Anordnung widernatürlicher, der Ansat auf dem Haupte so locker, daß man sich mehr versucht fühlt an eine Perrücke zu denken, als an den natürlichen Wuchs.

Merkwürdiger Weise zeigt sich bei der ägyptischen Perrücke dieselbe Erscheinung, die man bei der Allongeperrücke beobachtet, daß nämlich die Ueberfülle ihrer Haare keinen Bart duldet. Auch der Aegypter rasirt sich das Gesicht völlig glatt wie den Kopf. Nur die Könige, Priester und andere Personen vornehmsten Amtes und Ranges tragen einen Kinnbart (Abb. 1, 3), dieser aber ist kein natürlicher, sondern gleich der Perrücke ein Kunstproduct und nur angebunden oder angeklebt. Da er aber als ein Zeichen des Ranges gilt, nicht der Männlichkeit, so kann es vorkommen, daß ihn auch die Königin trägt, in dem Falle nämlich, wo sie selbst die Regierung führt. Es hat daher die Königin Hatasu, die eine Zeitlang als Allein- und Selbstherrscherin regierte, ihre Statue mit einem Kinnbarte ausführen lassen. Die Länge des Bartes unterschied den Rang. Der König trug ihn am längsten, zuweilen geflochten wie einen Zopf oder schneckenartig umgebogen. Es kommt auch vor, daß dieses Anhängsel am Kinn sich buntfarbig auf den Wandgemälden darstellt, z. B. in Roth und Blau; alsdann ist wohl wirklich an einen Ersatz durch farbigen Stoff zu denken, was sich leicht annehmen läßt, da ja ohnehin der Bart nichts Natürliches mehr war.

Zur Perrücke oder zu seiner künstlich geordneten Frisur trug der vornehme Aegypter, König und Königin zumal, noch weiteren Schmuck des

Kopfes, besonders in der zweiten Periode. Sehr regelmäßig ist ein Stück bunten, meist gestreiften Stoffes (Abb. 6) in wirkungsvollen Farben, welches so um den Kopf gebunden oder angelegt wurde, daß zwei breite Enden von den Ohren her auf die Schultern oder hinter dieselben herabfielen. Die Anordnung war verschieden, doch folgt sie einem Grundschema. König und Königin tragen aber um Stirn und Haar eine bunte, diademartige



6. Prinz Mantuschiochaf,
Sohn des Ramfes-Melamun.

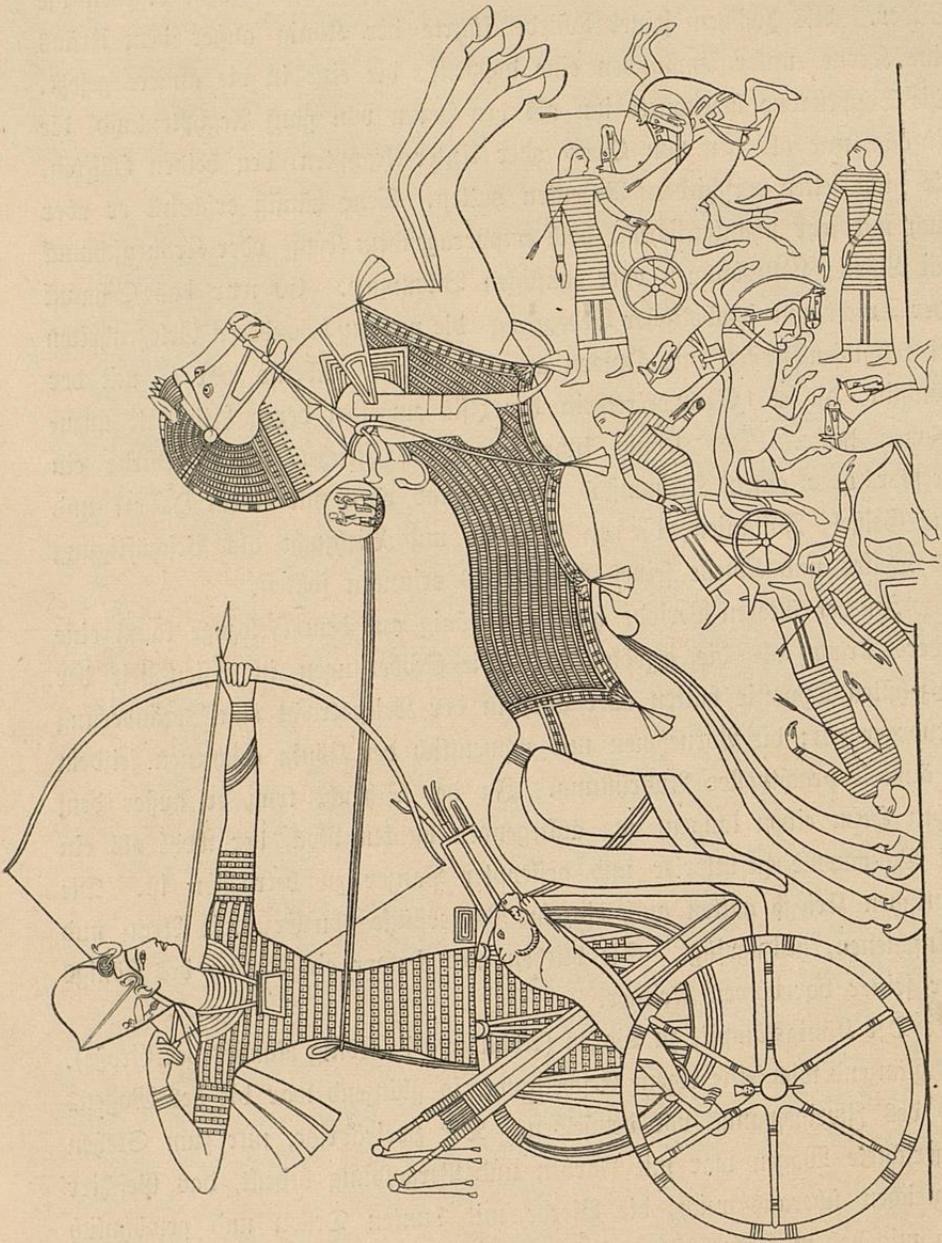
König Ramfes-Melamun (Ramfes II. 19. Dynastie).
Mit Uraeuschlange.

Binde, um welche sich die goldene Uraeuschlange windet. Der Uraeus ist eine in Aegypten häufig vorkommende Schlange, deren Biß einen schnellen Tod herbeiführt. Sie wurde daher als Symbol des Rechts über Leben und Tod betrachtet, und als solches dem Könige und der Königin ausschließlich beigegeben. Nicht einmal die Prinzen führten sie; deren Abzeichen war eine vom Scheitel zur Seite herabhängende Haarflechte. Der Uraeus wurde, wie gesagt, um das Diadem gewunden, aber auch jeder anderen Kopfbedeckung, dem Helme wie der Krone hinzugefügt, und zwar so, daß der Kopf der Schlange über die Stirne frei vorstand. Auch am Gürtel wurde er getragen. (Abb. 6. König Ramfes.)

Im Kriege trug der König einen hohen Helm (Abb. 7), der den Kopf bedeckte, aber Gesicht und Nacken frei ließ. Seine Form ergeben die Bilder. Als Zeichen seiner Würde führte der König außer dem Uräus eine Krone, unter Umständen eine doppelte, die eine in die andere gesetzt. Die Doppelkrone bezeichnete ihn als den Herrn von ganz Aegyptenland, die einfache nur als den von Ober- oder Unter-Aegypten, den beiden Hälften, die nicht selten verschiedene Regenten hatten. Sehr häufig erscheint er aber auch mit sehr phantastischem, hoch emporragendem Kopf- oder Kronenschmuck mit Lilien, Lotusblumen oder sonstigen Bildungen. Es war das Schmuck oder Tracht von symbolischer Bedeutung, die nur zu besonderen Gelegenheiten bei religiösen Festen und Opfern angelegt wurde. Ebenso war es mit der Königin, die als Stellvertreterin der Isis zuweilen deren Attribute anzunehmen hatte. Der König führte noch als Zeichen seiner Würde ein Scepter oder einen Krummstab (einen Stab oben mit einem Haken) und eine Geißel, Insignien, die an Ackerbau und Viehzucht als Beschäftigung des Volkes und Quelle seines Reichthums erinnern sollten.

In der älteren Periode hatte der König auf dem Feldzuge kaum eine andere Tracht als die gewöhnliche. Die Eroberungen in Asien seit der achtzehnten Dynastie hatten aber auch in der Kriegstracht eine Veränderung hervorgerufen; die Vornehmen und namentlich der König erschienen seitdem in äußerst prachtvoller Ausrüstung. In der Schlacht trug er außer dem hohen Helm einen langen, eng anliegenden bunten Rock, der wohl als ein mit Baumwolle gefütterter und gesteppter Panzer zu betrachten ist. Die asiatischen Kriege hatten auch einzelne Panzerstücke von Erz, wie Arm- und Beinschienen, hinzugefügt. Sie blieben aber immer ein Vorzug des Königs oder seiner vornehmen Krieger.

Der König kämpfte zu Wagen (Abbildung 7. König Ramses der Große). So glänzend wie seine eigene Erscheinung, so glänzend war die des Wagens und des Zweigespanns vor demselben. Der zweirädrige, nur zum Stehen eingerichtete Wagen war mit Farben und Vergoldung bedeckt, das Geschirr desgleichen überaus reich, die Pferde mit bunten Decken und gewöhnlich auch mit hohem Federbusch auf den Köpfen geschmückt. Dem Könige zur Seite waren am Wagen in prachtvollen Futteralen seine Waffen befestigt, ein ganzes Arsenal von Pfeilen, Wurfspeeren, Handbeilen, Keule, Geißel



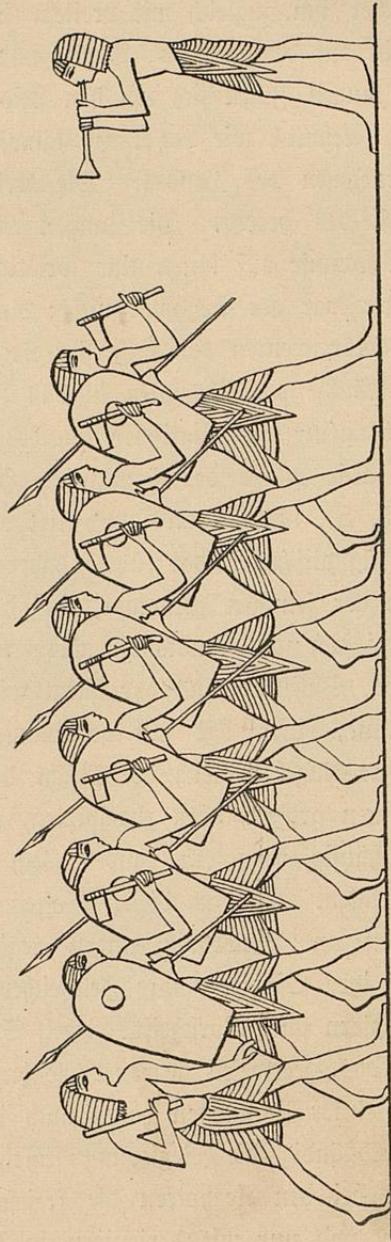
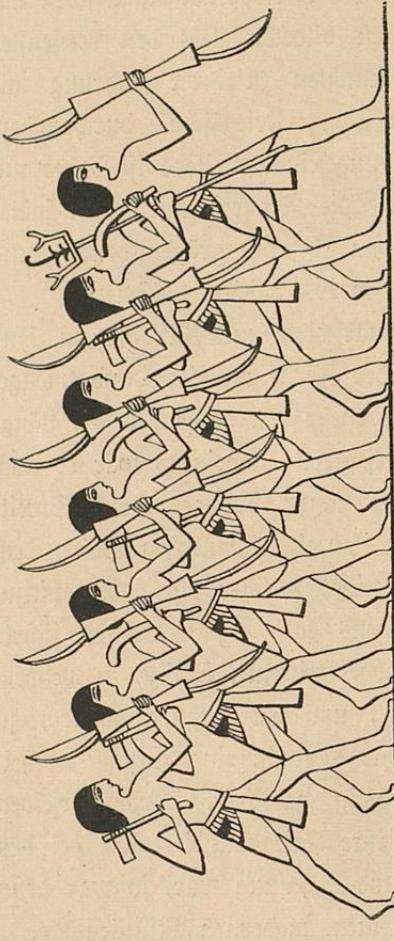
7. König Rameses-Memnun im Kampfe mit den Ketas am Frontes. (Von Lepsius.)

und Sichelmesser. Im Gürtel steckte ein Dolch. Stehend auf dem Wagen führte er mit Vorliebe den Bogen; zur Seite stand ihm der Wagenlenker, welcher ihn zugleich mit breitem Schilde deckte. Zuweilen sieht man ihn allein auf dem Wagen, Bogen und Pfeile in der Hand; alsdann hat er die langen Zügel sich um den Leib gebunden.

Ähnlich wie der König kämpften seit der Periode der Rameffiden alle Vornehmen des Landes. Die Kriegswagen bildeten stets den erlesensten Theil des Heeres. Die jungen Männer mußten zu ihrer Führung und zum Kampfe auf ihnen eine förmliche und strenge Kriegsschule durchmachen. Reiter war der Aegypter nicht; die Abbildung eines Reiters ist daher auf den Monumenten von äußerster Seltenheit. Die Reiterei, mit denen später die Könige von Aegypten in das Feld zogen, bestand größtentheils, wenn nicht allein, aus asiatischen Bundesgenossen oder libyschen Söldnern.

Die Masse des ägyptischen Heeres marschirte und kämpfte zu Fuß (Abb. 8), und letzteres auch lieber aus der Ferne als im Handgemenge. Der ägyptische Soldat führte daher mit Vorliebe den Bogen, dessen Länge etwa der seinigen gleichkam, und den Wurfspeer. Uebrigens war er auch mannigfach zum Handkampfe ausgerüstet, mit Lanze, Schwert, Dolch, Streitkolben, Sichelbeil und vor allem mit einer ihm eigenthümlichen Waffe, Dem genannt, einer Art mit gekrümmter Schneide, welcher eine oben hinzugefügte Kugel zugleich die Wucht des Kolbens gab. Zum Schutze führte er einen großen, oben zugespitzten, grade abgesechnittenen Schild, in welchem sich häufig oben ein rundes Loch befand, um den Gegner dadurch zu beobachten. Je nach diesen Waffen war das Heer in eine Anzahl Abtheilungen und Unterabtheilungen regimenterartig geordnet. Jede derselben hatte ihre Offiziere, ihre Feldzeichen und ihre Kriegsmusik. Wie bei den Aegyptern alles Vorschritt, Regel, System und Schulung war, so war denn auch das Heerwesen geordnet gleichwie in einem modernen Militärstaate.

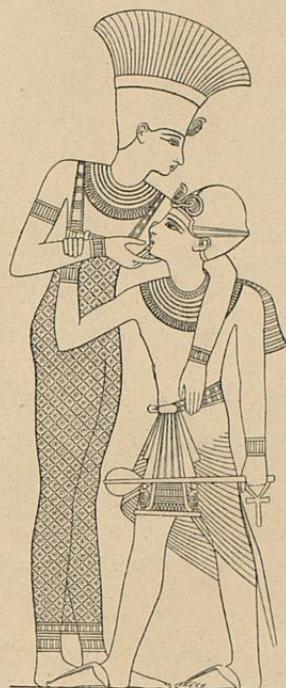
Unter Umständen zogen auch die Frauen mit in den Krieg, sowie sie selbständig die Regierung führten. Ueberhaupt ist die Stellung der Frau bei den Aegyptern die freieste und höchste, welche das Alterthum kennt, und nur mit derjenigen in der christlichen oder modernen Welt zu vergleichen. Wie rechtlicher Anerkennung, so erfreuten die Aegypterinnen sich im socialen Leben der Verehrung, ja selbst der Huldigung und der



s. Verputzte Truppen aus der Zeit der Kamefiten. (Von Ebyen.)

Galanterie der Männer. Das hätte nicht sein können, wenn sie nicht mit sich selber, mit ihrem Geiste und mit ihrer äußeren Erscheinung schon einen Cultus der Verfeinerung, einer raffinierten Toilette getrieben hätten. Die vornehme Ägypterin ist durchaus als eine Dame im modernen Sinne des Wortes zu betrachten.

Zwar die Kleidung fängt in der ältesten Zeit einfach genug an. Zur Zeit des Königs Mena oder der ältesten Dynastien trägt die Frau ein Kleid, das in nationaler Bedeutung das Seitenstück zum Schurz des Mannes bildet (Abb. 1). Es beginnt erst unter den Brüsten, ist so eng, gleichsam elastisch anliegend, daß es allen Contouren der Glieder folgt und selbst das Gehen zu verhindern scheint; es reicht bis zu den Füßen herab, diese völlig frei lassend. Um nicht herunter zu gleiten, ist es über den Schultern mit breiteren oder schmälern bunten Tragbändern, zuweilen von derselben Farbe und demselben Stoffe, gehalten. Der Stoff ist ein dichtes, undurchsichtiges Gewebe, weiß wie der Schurz des Mannes, aber auch ebenso farbig oder bunt und zierlich gemustert (Abb. 9). Dieses Kleid trägt die Königin, die vornehme Dame, wie die Frau aus den niederen Ständen; letztere oft in kürzerer Gestalt.



9. Die Göttin Anke und Ramses II.
19. Dynastie.

Zu diesem Kleide traten nun in späterer Zeit — wann, läßt sich nicht genau bestimmen — weitere Gewänder von klarem, durchsichtigem Stoff, der, wie bei den Männern, als ein muslinartiges Gewebe von feinsten Baumwolle zu betrachten ist, während das untere, undurchsichtige Kleid wohl in der Regel aus Leinwand bestand. Flachs und Baumwolle waren die regelmäßigen Stoffe für alle ägyptische Bekleidung; Seide blieb immer Ausnahme, auch in späterer Zeit. In der thebaischen Periode der Ramesiden scheinen die vornehmen Damen zu ihrer vollständigen Toilette immer sich dieser dünnen und durchsichtigen Gewänder bedient zu haben, aber in Verbindung mit

dem engen Rocks, der nun das Unterkleid bildete. Die Form dieses Oberkleides war verschieden; meist bedeckte es die Schulter, hatte offene Halbärmel, ließ zuweilen auch einen Theil der Brust unbedeckt. Es war entweder weiß oder einfarbig oder auch gestreift, so daß weiße Streifen mit rothen oder blauen oder gelben abwechselten. Um die Hüften pflegte es gewöhnlich mit

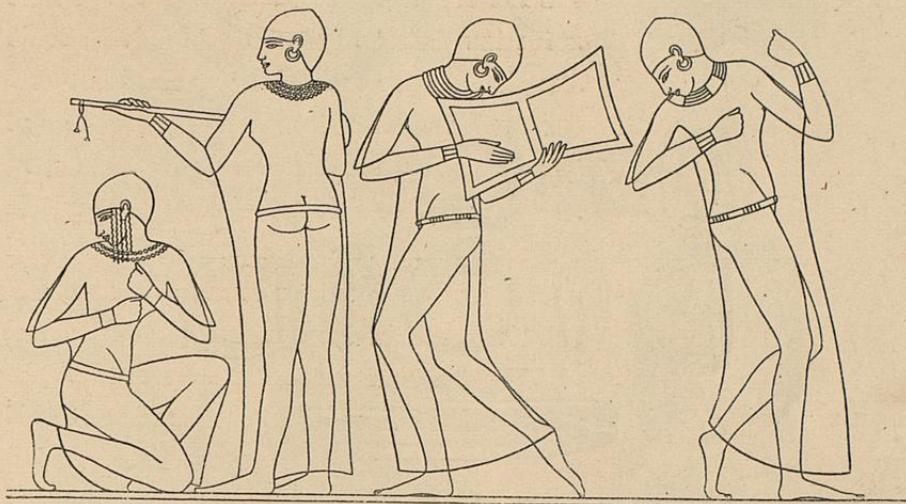


10. Frauen, Blumen und Früchte den Göttern darbringend.
19. Dynastie. (Von Theben.)

einer bunten Schärpe, die doppelt um die Taille lief, gebunden zu sein; zuweilen erscheint es auch künstlich in regelmäßige Falten gelegt.

Die vornehme Dame trug dieses Kleid wohl regelmäßig in Verbindung mit dem dichterem, wenn auch verkürzten Unterkleide. Das war aber sonst keineswegs immer der Fall. Das durchsichtige Gewand wurde auch ganz allein getragen, so daß die vollkommene Gestalt des Körpers hindurch aufs deutlichste sichtbar wurde, selbst mit seiner Farbe, die allerdings durch jene des Gewandes abgetönt war. So sieht man junge Mädchen gekleidet, welche kommen den Göttern Blumen und Früchte zu opfern (Abb. 10), so

musicirende Frauen und Tänzerinnen, bei denen die überaus leichte Tracht wohl zum Berufe gehörte. Denn wie heute im Orient, so war der Tanz eine Kunst, ein Beruf, aber kein Vergnügen. Die Aegypterinnen liebten den Tanz und ließen sich damit in ihren Gesellschaften, modern zu reden in ihren Soiréen, unterhalten. Aber sie tanzten nicht selber, sondern saßen an den Wänden, plauderten, rochen an ihren Lotusblumen und sahen der Kunst professionirter Tänzerinnen zu oder horchten auf das Spiel der Musikantinnen (Abb. 11).

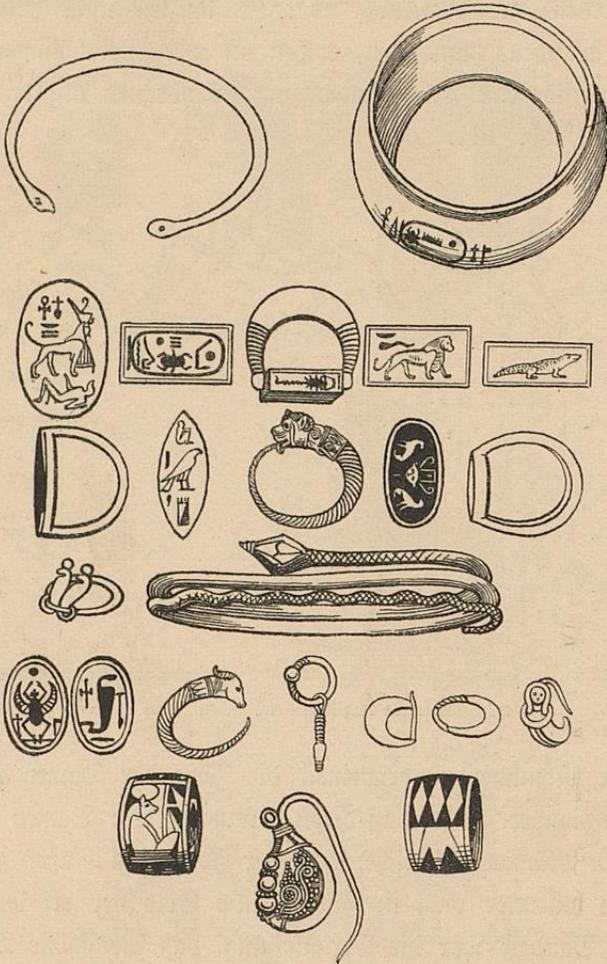


11. Musikantinnen und Tänzerinnen. 18. Dynastie. (Von Theben.)

Auf den Monumenten erscheinen die Füße der Damen meistens unbekleidet, wie immer die der niederen Frauen. Die Damen trugen aber auch gleich den Männern zierliche, nach der Form des Fußes zugeschnittene Sandalen, die mitunter reich in Farben und Gold verziert wurden. Eine solche zierliche Sandale war die Veranlassung, daß die schöne Tochter eines Weinhändlers Metkro (oder Mitokris), die Rosenwange genannt, eine der besten und berühmtesten Königinnen Aegyptens wurde. Ein Geier hatte ihr beim Baden die eine Sandale entführt und in weiter Ferne dem Könige, der gerade öffentlich auf dem Richterstuhle saß, in den Schooß fallen lassen. Die zierliche Form ließ einen wunderschönen Fuß vermuthen und von dem Fuß schloß der König auf eine wunderschöne Gestalt. Er ließ daher das ganze Land nach der Eigenthümerin durchforschen, und als

er sie entdeckt und sie gefunden hatte, wie er sie vermuthete, machte er sie zu seiner Königin.

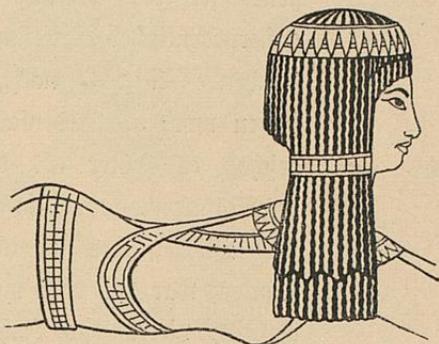
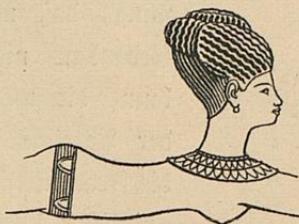
Oft sieht man den Fuß selbst der Königin nackt, um das Fußgelenk



12. Aegyptische Schmuckgegenstände, Armbänder, Ringe, Ohrgehänge.

aber einen goldenen Reif mit farbigem Schmelz. Solche Reifen oder Bänder von ausgezeichneter Arbeit legten sich auch um das Handgelenk und mehrfach, breiter oder schmaler um den Oberarm. Die Frauen liebten nicht minder den Schmuck wie ihre Männer (Abb. 12). Die Finger wurden mit Ringen besteckt, gürtelartige, goldverzierte Bänder lagen nicht

selten um die Hüften, bei Tänzerinnen und ähnlichen Künstlerinnen auf dem bloßen Leib unter dem durchsichtigen Kleide; Perlketten, Ketten von bunten Glasperlen, mit Scarabäen, d. i. den heiligen, aus Lapis lazuli und anderen Steinen geschnittenen Käfern, schlangen sich um den Hals, fielen auf die Brust herab oder umzogen die Arme. Als reichstes Stück des Schmuckes aber trug auch die Dame den breiten, aus farbigen



13 a. Frauenfrisuren, von geschnittenen Weigrauschlöffeln, Profil.

13 b. Frauenfrisuren, von geschnittenen Weigrauschlöffeln, Vorderansicht.

Streifen und Zacken gebildeten, mit Gold verzierten, mit Perlen, Edelsteinen und Schmelz besetzten Ringkragen (s. die verschiedenen Abbildungen z. B. 13, 15), der in Form und Art ganz dem der Männer gleich.

Das Wunderbarste und Eigenthümlichste an der Toilette der Frauen war die Behandlung ihres Kopfes. Obwohl es auch blonde Aegypterinnen gab, ist doch das Haar auf den Monumenten stets von dunkler Schwärze und von den ältesten Zeiten an auf das sorgfältigste geordnet. Und nicht ohne eine gewisse Natürlichkeit, denn es fällt mit seiner vollen und reichen Masse nach hinten über Nacken und Schultern, und wenigstens senkt sich an der Schläfe vor dem Ohre herab. Es war aber nicht gelockt,

sondern geflochten und in ältester Zeit so, daß eine Anzahl Flechten strähnenartig neben einander den Kopf umgaben; die Prinzessin war noch außerdem durch eine einzige dickere Flechte unterschieden, welche über Schläfe und Wange herabfiel. Diese verhältnißmäßig einfache, wenn auch schon einige Mühe erfordernde Frisur blieb aber nicht so. Das Flechtwerk nahm nach und nach eine so kunstvolle Art an, es erscheint auf den Gemälden



14. Musikirendes Mädchen mit geflochtenem Haar und Lotusblume.
18. Dynastie.

in so complicirter Zeichnung, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, die männliche Sitte der Perrücke sei auch auf die Frauenköpfe übergegangen (Abb. 13), oder wenigstens sei der Natur in außerordentlicher Weise mit falschen Frisuren nachgeholfen worden. Jedenfalls geschah es später als bei den Männern. Frau Schesch, die Mutter des zweiten Königs, war, wie oben mitgetheilt, viertausend Jahre vor Christo schon bemüht gewesen durch ein künstliches Mittel den natürlichen Haarwuchs zu befördern.

Ihr Recept, das im Papyrus Obers mitgetheilt wird, war noch zweitausend Jahre später in Gebrauch; das eigene Haar scheint also bei den Frauen trotz der Perrücke in Ehren und Ansehen geblieben zu sein. Noch viel später, in ptolemäischer Zeit, wurde sogar das Haar der Berenike (sie war aber eine Griechin), welches sie für die glückliche Rückkehr ihres Gemahls aus dem Feldzuge den Göttern geopfert hatte, von den schmeichlerischen Priestern unter die Sterne versetzt, wo es noch heute als Sternbild prangt.

Aber nicht die Frisur allein hatte den Schmuck des Kopfes zu bilden.

Bunte Bänder und Keifen hatten oft die Fülle der Flechten zusammenzuhalten; Federn, Vögel, Blumen, zumal die beliebte Lotusblume in künstlicher und natürlicher Gestalt fügten weitere Zierde hinzu. Die Lotusblume (Abb. 14, 16) mit offener Blüthe oder geschlossener Knospe war



15. Königin Tasa, Gemahlin Amenophis III.
18. Dynastie.



Königin Nebtu, Tochter des Ramses-Mesumun.
19. Dynastie.

regelmäßig so gelegt, daß sie mit dem Stengel der Linie des Scheitels folgte und mit Blüthe und Knospe über die Stirne vorragte, eine sehr häufige Erscheinung auf den Bildern. Oft war es auch ein Strauß von Blüthen.

Nicht minder häufig — und bei den vornehmen Damen der thebaischen und der späteren Zeit war es zu vollem Puzze wohl die Regel — war der Kopf mit buntem, reichgeschmücktem, haubenartigem Stoffe, der

sich auf Schultern und Rücken herabsenkt, ganz oder zum Theil bedeckt. Dieses künstlich geordnete Tuch giebt dem Kopfe der Aegypterin — es sei z. B. an die Statuen der Königinnen oder an die weiblichen Sphinge erinnert — vielleicht das am meisten nationale Gepräge. Es war einfarbig — und besonders häufig ist blau — oder zweifarbig blau und



16. Damenkopf mit Lotusblumen.
19. Dynastie. Theben.



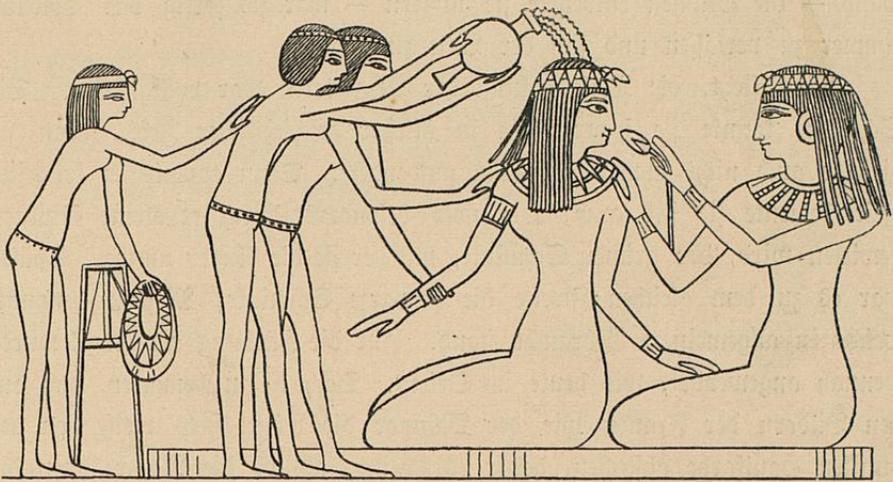
Königskopf mit der Uräusschlange und Schultertragen. 19. Dynastie. Theben.

gelb, gestreift oder sonst einfach gemustert, nicht selten unten mit breiter Bordüre versehen (Abb. 15).

Ist diese Kopftracht der vornehmen Aegypterinnen allgemein, so haben die Königinnen und Prinzessinnen noch ihren besonderen Schmuck, ihre besonderen Kennzeichen am Kopfe. Bei der Königin wird die Stirnbinde zum Diadem mit der Uräusschlange. Als Vertreterin der Isis trägt sie auf goldiger, fast helmartig geformter Haube den Geier, bei gewissen festlichen Gelegenheiten auch die Sonnenscheibe oder anderen symbolischen Schmuck von oft phantastischen Formen. Der Geier liegt häufig der Länge nach auf dem Kopfe, mit dem Schwanze nach hinten, den Kopf über die

Stirne hinausstreckend und die bunten Flügel zu beiden Seiten gegen die Schultern herabstreckend (Abb. 15).

Aber mit solcher überaus reichen Zierde des Kopfes, mit welcher die Königin vorangeht, die Damen mehr oder weniger folgen, ist die Kunst der Toilette noch keineswegs erschöpft. Es gehören noch einige vollendende Züge dazu. Sie beziehen sich auf den Schmuck des Körpers selbst. Die Aegypterin übte die höchste Reinlichkeit und also auch die Pflege der Haut, was um so natürlicher ist, als sie viele Theile ihres Körpers offen und



17. Toilette einer ägyptischen Dame. Von Theben. Zeit der Kameffiden.

ungenirt den Blicken darbot. Sie liebte und genoß das frische Bad in täglichem Gebrauche und konnte es um so leichter haben, als ja der große Strom des Landes überall nahe vorbeifloß. Zu Hause aber, wenn sie Toilette machte (Abb. 17), wozu sie der Slavinnen mehrere bedurfte, gab sie sich zunächst reichlichen Abwaschungen hin, was eine der Dienerinnen an der Sitzenden besorgte. Darnach nahte sich eine andere mit buntverzierter Flasche und goß aus derselben duftendes Del auf ihr Haupt, eine andere wieder rieb den Körper linde und sanft mit wohlriechenden Salben; eine dritte oder vierte hielt ihr unterdeß die duftende Lotusblume vor die Nase, während eine fünfte frische Blumen zum Kranze wand, den sie ihr um die Brust hängen wollte. Endlich wurde ihr ein Büchschchen und eine Elfenbein-

nadel gereicht. Sie nahm die Nadel, tauchte sie in das Büchschchen und zog damit eine schwarze Linie um ihre dunklen, ohnehin verführerischen Augen, welche denselben erhöhten Glanz und den Ausdruck des Schmachtens verlieh. Aus einer anderen Dose nahm sie erst weiße Schminke, mit der sie den Ton der Haut verbesserte oder überschummerte, zeichnete die Adern mit Blau, legte Roth auf Wangen und Lippen und färbte schließlich die Nägel ihrer langen und schlanken Finger mit rother Schminke. So gebadet, frisiert, mit durchsichtiger Kleidung angethan, geschminkt und gesalbt, endlich mit duftendem, kunstvoll geordnetem Blumenstrauß in der schmalen Hand — die Blumen entbehrte sie ungern — war sie fertig das Toilettezimmer zu verlassen und sich der Welt zu zeigen.

Man sieht, die Toilettenkunst der Aegypterin war vollkommen. Die Schminke kannte sie sogar schon in ältester geschichtlicher Zeit, wenn sie dieselbe auch nicht immer mit Glück anwendete. Denn damals in frühester Zeit bediente sie sich auch, wie noch besonders durch erhaltene Statuen bewiesen wird, der grünen Schminke, mit der sie die Augen umzog. Später war es zu dem gleichen Zwecke die schwarze Schminke, Meistem genannt, welche in allgemeinem Gebrauche stand. Für die Färbung der Nägel wurde Hennah angewendet, wie heute im Orient. Doch ist zu bemerken, daß auf den Bildern der Frauen wie der Männer die Nägel stets weiß von der dunklen Hautfarbe abstechen, daher es scheint, als ob die Natur ihnen die reizende Zierde rosigter Nägel versagt hatte. Wohlgerüche, die der Aegypterin unentbehrlich waren, kamen in Fülle aus Arabien; wohlriechende Pomaden und Oele bereiteten die Priester, für die Götter wie für die Damen.

Alle diese Toilettenkünste gingen fort und blieben in Übung, auch als unter den Ptolemäern durch das Hereindringen des Hellenismus die nationale ägyptische Cultur einen argen Stoß erlitt. Griechische Motive, architektonische und ornamentale, mischten sich in die ägyptische Baukunst, und Alexandrien, eine Weltstadt von griechischer Bildung, griechischer Sprache und Sitte, übernahm als Residenz die Rolle des uralten Memphis und des priesterlichen Theben. In dieser hellenistischen Stadt herrschte ein Geschlecht von griechischer Abkunft, das mit sammt seinem Hofe dieser Abkunft völlig treu blieb. Die Ptolemäer waren und blieben Griechen, redeten griechisch und kleideten sich griechisch, wenn sie auch zuweilen aus religiös-

politischen Gründen sich in Tracht und Art ihrer Unterthanen darstellen ließen. Ebenso wenig fiel es den Königinnen und Prinzessinnen dieses Hauses ein griechischer Tracht und Sitte zu entsagen. Sie waren vielmehr zu jener Zeit die Königinnen der Mode, der griechischen Mode, und geboten derselben um die ganze östliche Hälfte des mittelländischen Meeres herum. Es ist daher unhistorisch z. B. Kleopatra, die berühmte Herrscherin Aegyptens, die Gebieterin der römischen Weltgebieter, wie ein braunes Afrikanerweib darzustellen mit altägyptischem Costüm und altägyptischer Perrücke und lang gezogenen Augen, oder gar sie hieratisch steif sitzen zu lassen, die Hände auf die Kniee gelegt. Kleopatra war eine Griechin und keine Aegypterin, wenn sie sich auch auf alle Schlangenkünste des verführerischen Orients verstand und das Feuer des Südens mit der Bildung des Nordens vereinigte. Sie redete griechisch und war in ihrer Gestalt, in ihrer Schönheit, in ihrer Kleidung und Haartracht wie eine Griechin.

2. Kapitel.

Assyrer, Meder und Perser.

Assyrer.

Vom Standpunkt der Griechen aus sind die Assyrer Barbaren, allein in Wirklichkeit waren sie eines der culturtragenden Völker. Die Civilisation hat auf ihrem weltgeschichtlichen Gange bei ihnen Rast gemacht; sie hat bei ihnen einen eigenartigen Charakter empfangen, der wieder auf Meder und Perser und westwärts auf Phönizier und Cypern und darüber hinaus seinen Einfluß geäußert hat. Von dieser Cultur sind uns zahlreiche und bedeutungsvolle Monumente geblieben, die uns, fast wie bei Pompeji, einen tiefen Einblick in diese ferne und fremdartige Menschenwelt gestatten: Monumente, allerdings nicht aus ältester Zeit, denn Assyrien hat eine zweimalige Geschichte gehabt.

Vom Jahre Tausend etwa vor unserer Zeitrechnung einige Jahrhunderte hindurch herrschte zu Ninive am Tigris, einer Stadt, die ihren Umfang nach drei Tagereisen berechnete, ein gar gewaltiges Heldengeschlecht, dessen Namen Assaracbal, Phul, Tigleth-Pileser, Salmanasar, Sanherib tief in die Tafeln der Geschichte eingegraben sind. In fortwährenden Feldzügen Jahr für Jahr eroberten und zügelten sie die weiten Länder und zahllosen Völkerschaften, welche Assyrien umgränzen, die kleinasiatischen Völker bis zu Sydien, Medien, Mesopotamien, Babylon und die arabischen Stämme der

angrenzenden Wüste, Israel, Judäa und Phönizien; selbst Aegypten gehorchte ihnen eine Zeit lang. Nichtsdestoweniger fanden sie Zeit und Sinn die Länder mit Canälen und Straßen zu durchziehen, die Städte mit mächtigen Mauern zu umgeben, gewaltige Tempel und Paläste zu bauen und sie mit Kunstwerken zu schmücken. In diesen langgestreckten Palästen waren die Wände mit Marmorplatten bedeckt und auf diesen Platten fanden sich stickereiähnlich in leicht erhabenem Relief, mit Farbe unterstützt, die Thaten der Könige, die Ereignisse ihrer Geschichte dargestellt. Die Backsteinmauern sind lange zusammengestürzt, als Ninive unterging, und, zu Schutt verwittert, bilden sie Hügel, die weithin die Ebene am Tigris zu Nimrud und Kujundschiß bedecken. Diese Hügel hat der Eifer der Gelehrten, unter Vorgang des Engländers Layard, wieder aufgedigrt, die Eintheilungen der Gebäude wieder bloßgelegt, und zahllose Tafeln von Marmor, mit Darstellungen aus dem Leben der Könige und Völker, und ebenso Platten von gebranntem Thon mit Inschriften in Keilschrift wurden an das Licht gebracht.

Ein gewaltiges Menschengeschlecht, das uns aus diesen Bildern entgegentritt, gewaltig an Leibern, an starker Musculatur, an Ausdruck und an Phantasie! Zeugniß des letzteren sind die Riesencolosse, die gleichsam als Thorwächter dienen, die geflügelten Gebilde aus Thier und Mensch. Es ist ohne Frage ein Zug der Größe, der Gewaltthätigkeit — zumal wenn man ägyptische Darstellungen damit vergleicht — in diesen assyrischen Menschen (s. Abb. 18) und seltsam gepaart mit Zügen der Weichlichkeit, um nicht zu sagen des Weibischen. Und so sind sie in ihrer Geschichte voll Leidenschaft, Energie, Gewalt und wilder Grausamkeit. Ganze Städte werden vom Erdboden vertilgt, wo sie zürnen; Tausende der Gefangenen, ohne Alter oder Geschlecht zu schonen, werden hingeschlachtet, Tausenden lebendig die Haut abgezogen und die Häute um die Mauern der Städte genagelt; ganze Völker werden ausgehoben aus ihrer Heimat und in ein anderes Land verpflanzt. Und dasselbe Geschlecht ergibt sich gleicherweise dem Leben des Harems, der üppigsten Schwelgerei, um, wenn die letzte Stunde gekommen, alle Hoffnung verloren, mit eigener Hand die Brandfackel an die Wände zu legen, sich und die Seinen, Genossen und Weiber, Palast und Stadt in einen Untergang des Schreckens zu vereinen. So ging Ninive zu Grunde.



18. Ägyptischer König in vollem Ornat. Ninive.

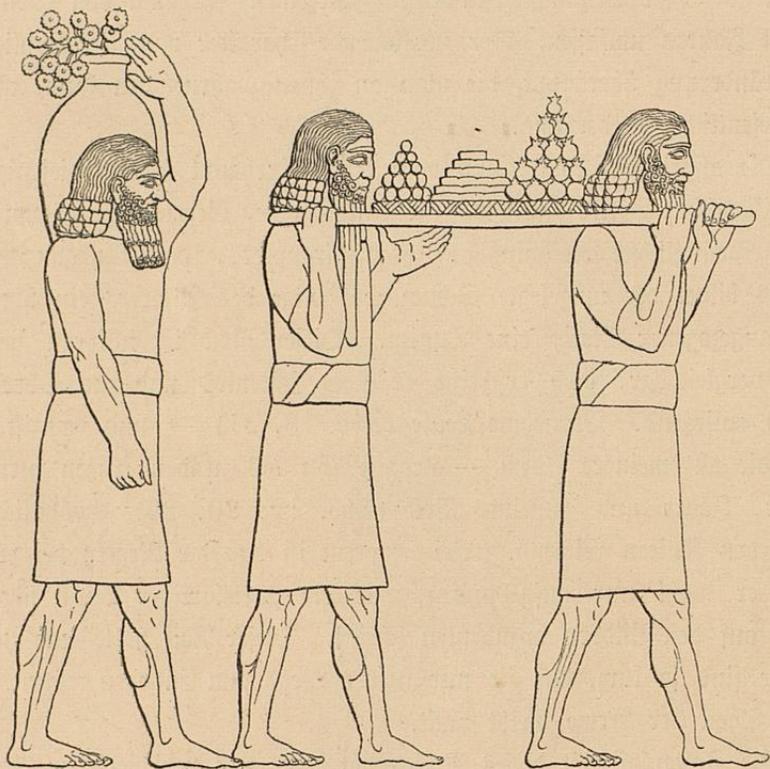
Diesem Doppelcharakter entsprechend ist die assyrische Tracht, wie man es nehmen will, einfach und gekünstelt, großartig und gepuht. Es sind im Grunde einfache Formen, aber meistens mit vielem und auffallendem Schmuck versehen; Haar und Bart werden lang, wie ungechoren oder ungefürt getragen, aber in überaus künstlicher Frisur. Dieser Charakter ist auf den Bildwerken ziemlich der gleiche, obwohl dieselben von den ältesten zu Nimrud bis zu den jüngsten in Kujundschi einen Zeitraum von etwa dreihundert Jahren umfassen. Der zunehmende Charakter von Verweichlichung, die Veränderung überhaupt, die man an ihnen wahrnehmen kann, ist nicht von wesentlicher Bedeutung.

Die assyrische Tracht, und man kann überhaupt sagen, diejenige der vorderasiatischen Völker bildet einen charakteristischen Gegensatz zur ägyptischen. Das ursprünglichste Kleidungsstück des Ägypters, den Ausgang seines Costüms bildet der umgelegte Schurz, dasjenige des Assyriers ein über den Kopf angezogener Rock, eine Tunica. Dieser Rock ist insofern unserem Hemd vergleichbar, doch erscheint er stets faltenlos und am Oberkörper ziemlich anliegend. Vornehme Leute (Abb. 18, 21) — und das ist überhaupt die allgemeinere Form — tragen ihn bis zu den Füßen herunter; Krieger, Jäger und gemeines Volk (Abb. 19, 20, 26) gewöhnlich nur bis zu den Knien reichend. Bei letzterem ist das die Regel; bei ersteren wurde er wohl nur aufgebunden, wie ein gürtelartiger Wulst über den Hüften auf den Bildern anzudeuten scheint. Dieser Rock hatte auch Ärmel, aber sie sind so kurz, daß sie nur halben Wegs zum Ellbogen reichen. Der übrige Theil der Arme bleibt nackt.

Die Faltenlosigkeit dieses Rockes hat man aus verschiedenen Gründen herzuleiten versucht. Man hat sie durch einen dicken Stoff erklären wollen, der sicherlich, wenn überhaupt, nicht allgemein getragen wurde, da wie heute verschiedene Stoffe, Wolle, Baumwolle, Flachs, vielleicht selbst Seide in Gebrauch standen; man will, wie im Gegensatz zur Bedeutung der Falte in der griechisch-römischen Tracht, einen festen Kunststil darin finden, der, wenn er bestand, sicherlich in einem realen Umstande seinen Ursprung gehabt hat. Das Richtige ist: der Rock wurde so zugeschnitten, daß er wenigstens dem Oberkörper anlag und so keinen überflüssigen Stoff zur Falte hatte; andererseits wurde er am untern Saume und auch sonst so mit schwerem

Franzenbesatz und Quastenbehang versehen, daß er schon durch die Schwere derselben steif und platt gezogen werden mußte.

Dieser Besatz und Behang, diese Posamentierarbeit (Abb. 18, 21 u. a.) ist ein zweites charakteristisches Zeichen der assyrischen Tracht. Nirgends sonst ist eine gleiche Anwendung davon gemacht worden, wie sie uns auf

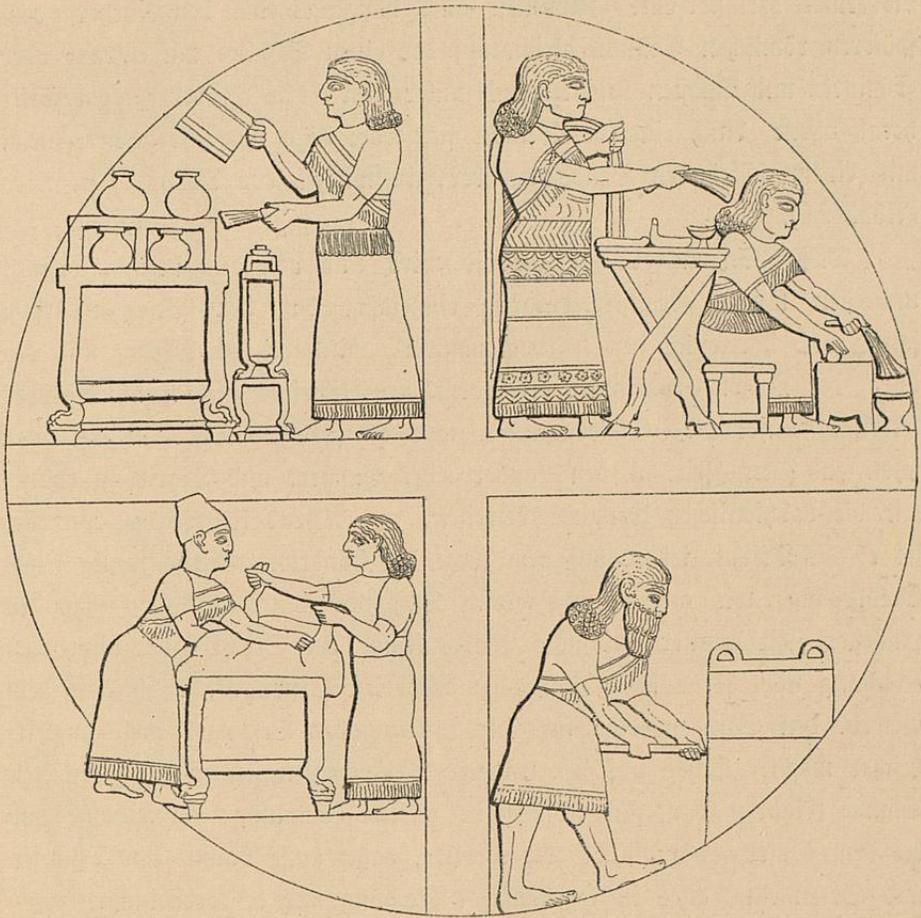


19. Assyrische Männer aus dem Dorfe, Früchte tragend. Nineve.

diesen Bildern entgegentritt, und nicht bloß bei Menschen, sondern auch bei den Pferden. Der überaus reiche und stattliche Schmuck der letzteren besteht vorzugsweise in Quasten und Franzen, deren große Kunstfertigkeit der Verschlingungen und Bindungen auch auf das Geflecht der Mähnen übergeht, ja selbst, wie wir noch sehen werden, auf die Haare der Menschen. Die assyrischen Arbeiten in diesem Zweige der Ornamentik verdienen als Vorbilder studirt zu werden; sie sind noch heute mustergültig. Ihre Ueberreste,

wenigstens die gleiche Vorliebe hat sich in jener Gegend fortgepflanzt; sie findet sich noch bei den Beduinen Mesopotamiens und Syriens.

Der Franzenbehang umgiebt mehr oder minder reich zunächst den



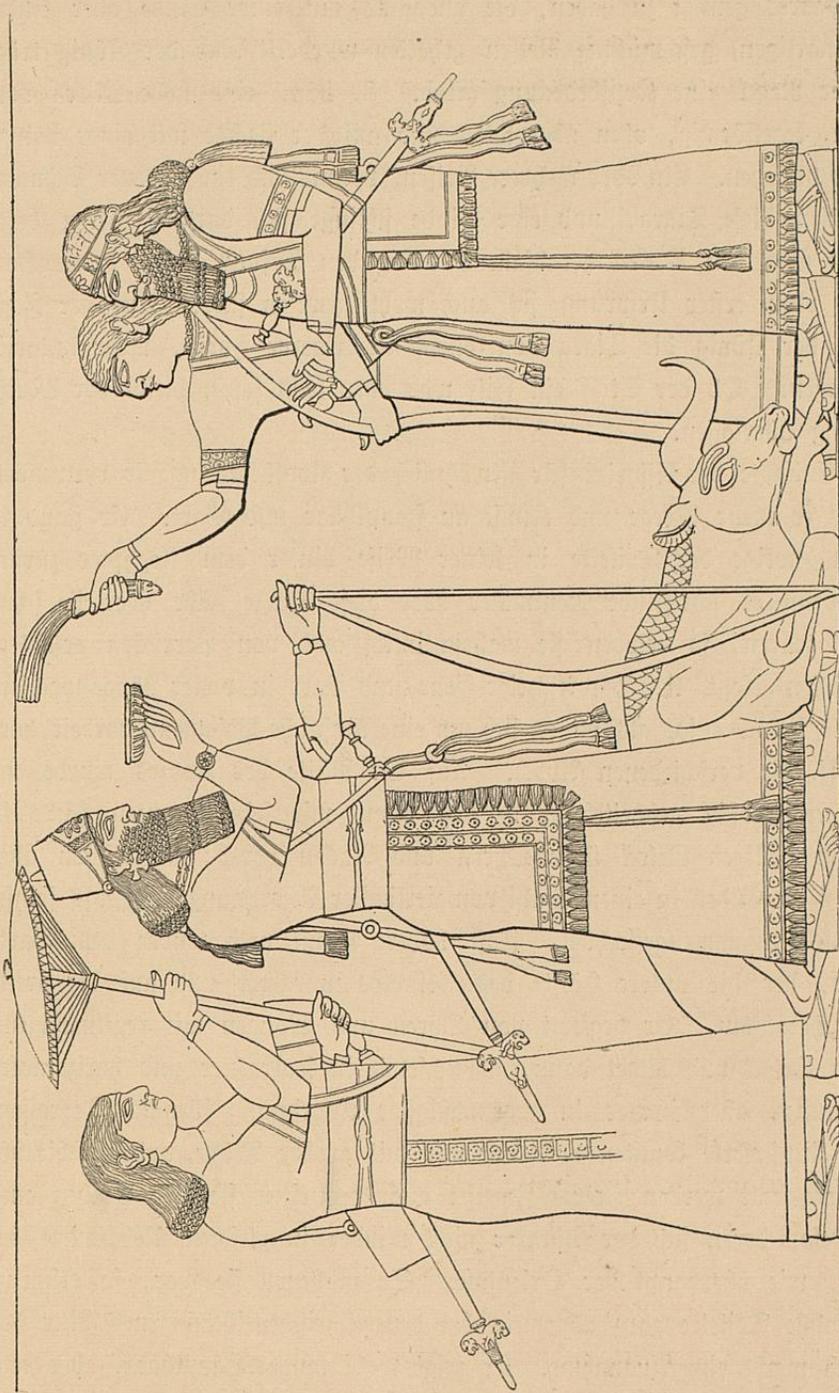
20. Szenen aus dem häuslichen Leben der Assyrier. Dienerrachten. Ninive.

unteren Saum des Rockes, aber mehr noch umsäumt er die obere Kleidung, denn der Rock ist nicht das einzige Stück. Der König und die Würdenträger des Reiches, die vornehmen Priester, erscheinen bei festlichen Gelegenheiten mit einer Amts- oder Standestracht, deren Form mannigfach ist und sich mitunter nur schwer aus den Bildwerken erklären läßt. Zuweilen gleicht sie nur einem Schultergehent, das sich von der einen Schulter her

quer über die Brust zur anderen Hälfte herabzieht. Die Breite desselben erscheint durch die langen Fransen gewandartig erweitert. Dann ist es auch wirklich ein Gewandstück (Abb. 18), das mantelartig über eine oder beide Schultern sich legt, sich schräg um den Körper zieht oder bis unter die Kniee herunterfällt. Zuweilen auch hängt es um den Körper, dem späteren römischen Pallium gleich, auf der einen Schulter mit Agraffe oder Schnüren und Quasten befestigt und unter dem Arme an der ganzen Seite herab offen. Auch ein Gürtel findet sich wohl dazu von sehr breiter Form, mit einem schmälern Bande darüber, in welches der Dolch gesteckt wird (Abb. 21).

Dieses Schmuck- und Ehrenkleid wird nun von dem breiten Geflecht und den langen Fransen derartig eingefast, daß der Besatz mehrfach schräg und horizontal den Körper umgiebt, mitunter fast bedeckt, und dadurch der ganzen Erscheinung des vornehmen Assyriers sein charakteristisches Merkmal aufdrückt. Ohne Zweifel war es farbig. Die Färberei war schon zu jener Zeit in den Ländern des Euphrat und Tigris zu Hause, wie die babylonischen Teppiche beweisen, und Tyrus lieferte den Purpur, sei es als Tribut, sei es auf dem Wege des Handels. Ebenso wenig fehlte Goldbehang, wie auch Goldstickerei. Daß die edle, in Asien schon in frühesten Zeit dunkler Geschichte geübte Kunst der Stickerei der assyrischen Kleidung nicht ferne stand, das zeigt das reiche Ornament, welches auf dem Gewebe den Säumen folgt und die Wirkung des Behanges noch ungleich reicher macht. Schon auf den früheren Monumenten stellten diese gestickten Säume Figuren dar, die Könige in allerlei Handlung, im Kampfe und bei dem Opfer, phantastische Thiergebilde, dann auch Bäume und Pflanzen und Ornamente, alles in regelmäßiger Reihung und Wiederholung.

Eine eigentliche Beinbekleidung trug der Assyrier nicht, nur zur vollen Kriegstracht gehörten auch Knie- und Beinschienen. Wohl aber trug der Bornehme in der Regel Sandalen aus festem Leder nach der Form des Fußes geschnitten (Abb. 18 u. 21), mit Klappen, in denen die Ferse ruhten, vorne über den Fuß mit Riemen gebunden, deren einer zwischen die erste und zweite Zehe hindurchlief. Wo die Beine bei kurzem oder aufgeschürztem Rock sich zeigen, sind sie stets nackt mit gewaltiger Musculatur gezeichnet. Ebenso ist der Kopf gewöhnlich unbedeckt; ihm scheint die Fülle



21. Assyrischer König mit Dienern und Waffenträger. Ninive.

des Haares genügt zu haben, die allenfalls mit einer Binde oder einem diademartigen, geschmückten Reifen gehalten wurde. Nur der König trägt in der Regel eine Kopfbedeckung (Abb. 18, 21), eine hohe Mitra oder Tiara, kegelförmig, oben abgeplattet und auf der Fläche mit einer kleinen Spitze versehen. Ein oder mehrere Reifen, vermuthlich ein goldener Schmuck, umlaufen diese Tiara, und eine Binde schlingt sich darum, deren beide Enden über den Nacken herabfallen, völlig den Infeln gleich, deren Vorbilder oder erster Ursprung sie auch wohl gewesen sind. Auf der Jagd pflegt der König die Tiara von etwas niedrigerer Form, mehr hutartig zu tragen. Ob der Stoff ein Filz war oder was sonst, bleibt der Muthmaßung überlassen.

Entfagte der Assyrier für gewöhnlich der Kopfbedeckung, so verwendete er um so mehr Pflege und Kunst an Haupthaar und Bart. Er stand in diesem Zweige der Toilette in keiner Weise hinter dem Aegyptier zurück, und wenn es schriftliche Denkmäler über diese Dinge gäbe oder sie schon erklärt wären, so würden sie wahrscheinlich auch von Perrücken erzählen. Wie schon gesagt, ließ der Assyrier Haar und Bart in voller Länge wachsen, ordnete sie aber so, als ob es sich um eine künstliche Posamentierarbeit handelte (s. die verschiedenen Abb.). Auf der Mitte des Kopfes wurde das Haar regelmäßig gescheitelt und floß dann mit seiner ganzen Fülle in schönem welligen Gelock über Ohren und Nacken herab; im Rücken aber wurden die Enden in einen Wulst von zierlichster Anordnung und aufs feinste gekräuselt zusammengelockt. Fast höhere Kunst noch wurde dem Barte zu theil, der die untere Hälfte des Gesichtes umrahmt und auf die breite Brust herabfällt. Er beginnt von Ohren und Wangen mit regelmäßigem, feinem Gelock und bildet dann, abwechselnd in senkrechter und horizontaler Schichtung, aber immer in regelmäßigster Anordnung förmlich Terrassen. Diese Kunstwerke konnten natürlich nur mit großer Mühe und Geschicklichkeit hergestellt werden; ohne Zweifel auch bedurften sie der Salben und der Oele, deren sich der Assyrier nicht minder in gleichem Uebermaße bediente, wie überhaupt der Orientale. So mühevoll sie war, so erscheint doch solche Toilette ganz allgemein bei den assyrischen Männern. Nur der Eunuch macht eine Ausnahme. Er zeigt wohl langes Haupthaar, aber stets ein glattes Gesicht.

Bei solcher Pflege ist auch der reichliche Schmuck an edlen Metallen nicht zu verwundern, den der Assyrier am Körper trägt. Insbesondere (Abb. 18, 21) sind es Armringe, breite Reifen, deren Enden mit Rosetten oder Schlangenköpfen oder sonstwie geschmückt, neben oder über einander liegen; sie umziehen die nackten Oberarme und ebenso das Handgelenk. In ähnlicher Weise sind auch oft die Kopfbinden oder Stirnreifen verziert.

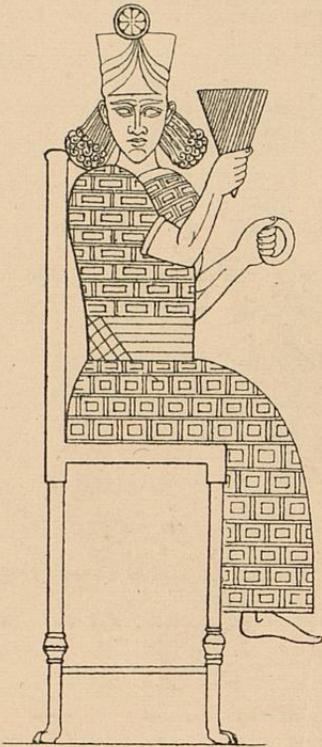


22. Frauentrachten: Frauen in assyrischer Gefangenschaft. Nineve.

Nicht selten liegt auch eine Kette um den Hals, von welcher allerlei scheibenförmiger oder rosettenartiger Schmuck auf die Brust herabfällt. Die Ohren verzierten Ringe mit verschiedenem Schmuck daran.

Ohne Zweifel entsprach allen diesen Eigenschaften der männlichen Tracht auch die weibliche Kleidung, aber wir befinden uns ihr gegenüber in einiger Verlegenheit. Alle die zahlreichen Darstellungen geben keine assyrischen Frauen (wenigstens keine, die sich mit voller Sicherheit als solche bestimmen ließen), nur einige weibliche Gottheiten und sodann gefangene Frauen fremder Völkerschaften (Abb. 22). Die Ursache ist wohl darin

zu suchen, daß in Assyrien schon jene Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts existirte, jene Unsichtbarkeit im Harem, welche später dem Moham-
medanismus eigenthümlich wurde. Es war daher wohl ebenso wider Sitte
und Anstand die Frauen bildlich vor aller Augen darzustellen, wie sie
öffentlich sehen zu lassen. Jene weiblichen Gottheiten tragen faltenlose Kleider



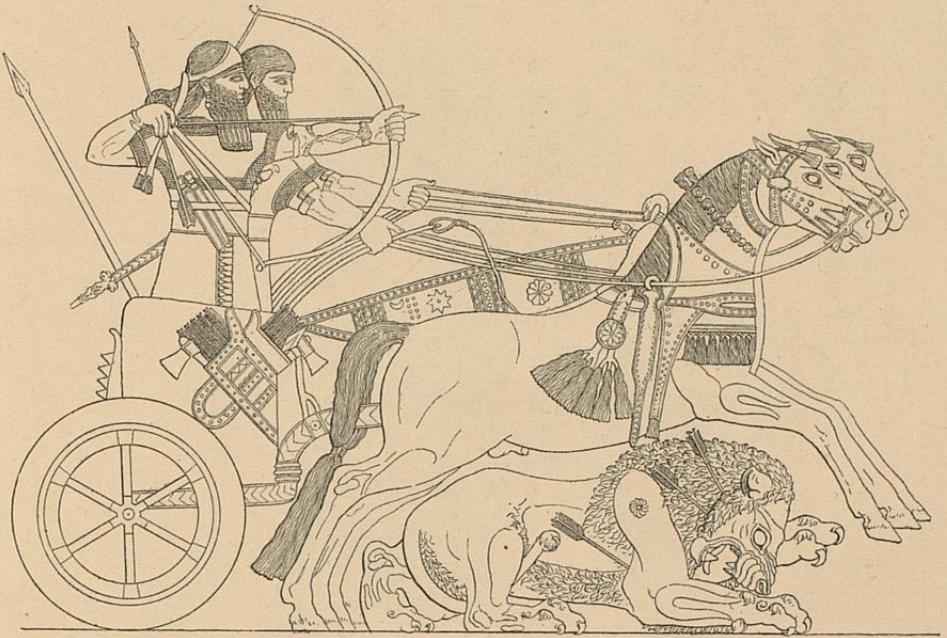
23. Weibliche Gottheit.
Assyrische Frauentracht. Ninive.

von buntem Stoffe, welche nur die Füße
sichtbar lassen; die Aermel sind kurz und
lassen Unterarm und die Hälfte des Ober-
armes nackt. Um die Hüften liegt ein breiter
Gürtel. Das Haar ist geordnet und geschmückt
ganz in der Weise wie dasjenige des Mannes,
doch trägt das Haupt eine hohe Kopf-
bedeckung, die wohl höchstens der Königin
zukam (s. die Abb. 23). Ein anderes Bild
beschwingter weiblicher Genien (Layard I. 7)
zeigt eine ähnliche Kopfbedeckung, im Uebrig-
en aber das Costüm mehr männerartig und
mit reichem Fransensbehang und Schmuck von
Armringen und Ohrgehängen. Was man
darnach mit einiger Sicherheit als die
Kleidung der Frauen annehmen kann, ist
ein langer geschlossener Rock mit sehr kurzen
Aermeln, der am Oberkörper eng anlag
und sich erweiternd bis zu den Füßen
herabreichte. Ohne Zweifel gab es dazu
bei den vornehmen Frauen eine obere Zier-

kleidung mit reichem Quasten- und Fransensbehang, doch bleiben wir
über die Form im Unklaren.

Um so besser unterrichten uns die Reliefs über alles, was Waffen
und Rüstung betrifft. Der Krieg ist in allen seinen Begebenheiten darge-
stellt, in Schlachten in der Ebene und im Gebirg, Gefechten in Sumpf
und Wald, Belagerungen und Flußübergängen, in Triumph und Sieg, mit
Beute und Gefangenen. Es geht aus den Bildern hervor, daß die Assyrier
ein vollkommen geordnetes Heerwesen, wohl gegliedert nach den Abtheilungen

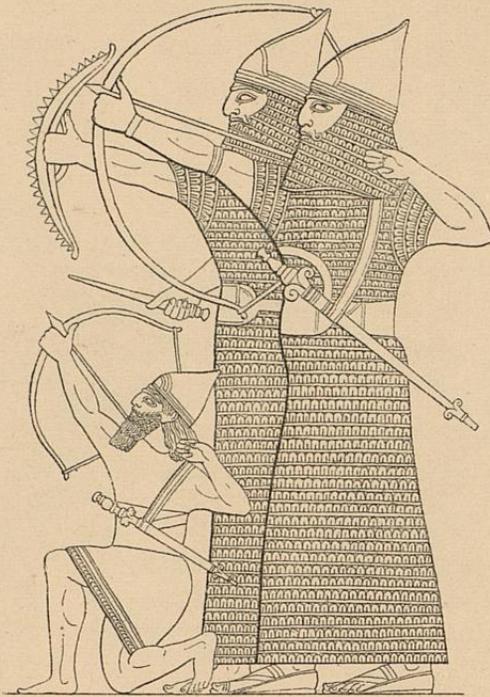
und nach den verschiedenen Waffen, mit ihren Führern und ihren Kriegszweigen hatten (Abb. 24—27). Daß Waffen und Rüstungen in ihrer Art vollkommen waren, läßt sich schon aus der hohen Ausbildung der Metalltechnik schließen, welche die ältesten Culturstaaten Asiens — und zu ihnen gehörte Assyrien — auszeichnete. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Assyrier bereits Helme und Panzer von Erz und Eisen besaßen. Einiges der Art haben auch die Ausgrabungen an das Licht gebracht.



24. Assyrische Löwenjagd: Wagen und Waffen. Nimive.

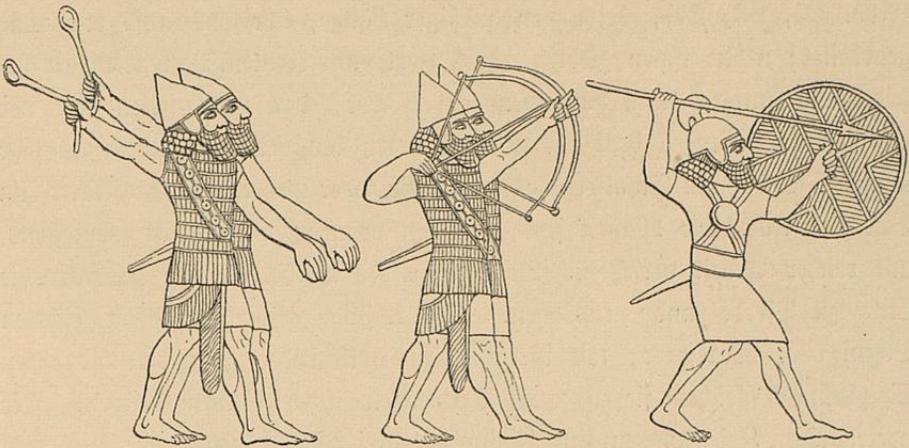
Auf den Bildern der Reliefplatten sind ganze Geschwader vollkommen wohlgerüstet vom Kopf bis zum Fuß. Der Helm hat in den meisten Fällen die Form einer spitzen phrygischen Mütze — die Ausgangsform aller Hüte und Helme — zuweilen mit der umgebogenen Spitze, gewöhnlich aber ohne dieselbe, so daß man diesen Helm als den gespitzten Topfhelm bezeichnen kann (s. die Abb.). Mitunter nähert sich die Form derjenigen des griechischen und römischen Helmes mit büstenartigem Kamm aus Kopshaaren und mit Backenstücken. Es ist aber nicht immer, daß die sonst wohlbewaffneten Krieger den Helm tragen, selbst nicht die Begleiter des Königs. Dieser

trägt den Helm mehr in der Form seiner eben beschriebenen Diara. Bei denjenigen Kriegern, welche am besten bewaffnet sind, deckt eine Art Panzerhemd den ganzen Mann vom Kopfe bis zu den Füßen herab. Nur vom Gesichte sind Augen und Nase frei, so daß die Aehnlichkeit mit einem Ritter aus der Zeit der Kreuzzüge oft auffallend ist. Nur die Arme von der Hälfte des Oberarmes herab sind noch unbedeckt. Dieser Panzer war ohne



25. Assyrische gepanzerte Bogenschützen zu Fuß. Kinide.

Zweifel häufig ein mit metallenen Schuppen besetzter Rock, daneben aber auch nur ein dickes, zusammengenähtes, gestepptes Wamms, wie es dem Orient eigenthümlich ist. Auch Alexander der Große legte ein solches an. Der lange Panzerrock machte einen Schirm der Füße entbehrlich, doch finden sich auch Beinschienen und Kniebedeckung, wenn der Rock nur bis zu diesen herabreicht, und ebenso auch Fußbekleidung. Zu weiterem Schutz gab es Schilde, zumal für den Speerwerfer und Lanzenträger. Sie haben in der Regel kreisrunde Form, sind concav und auf der äußeren Seite zuweilen



26. Assyrische Soldaten mit Lanze, Bogen und Schleuder. Ninive.



27. Assyrische Bogenschützen zu Pferde. Ninive.

mit allerlei Ornament verziert. Auch lange Schilde und solche, die auf den Boden gesetzt werden, kommen vor.

Die Hauptwaffen zum Angriff sind der Bogen und der Wurfspeer

(Abb. 25, 26, 27), beide von mäßiger Länge, übrigens aufs trefflichste gearbeitet; neben ihnen giebt es auch Aexte und Keulen. Zum Bogen gehörte ein Futteral und vor allem ein Köcher, der nicht selten mit der reichsten Verzierung bedeckt ist. Den Führern hing ein schmales, nicht sehr langes Schwert am Schultergehentk, und ein oder mehrere Dolche steckten im Gürtel. Alle diese Waffen sind, bei den vornehmen Kriegerern wenigstens, mit reicher Arbeit versehen. Die Menge des Volkes kämpfte zu Fuß, die Elite zu Pferde und zu Wagen. Die trefflich geschulten Reiter führten Bogen oder Wurfspeer, mit ihren kurzen anliegenden Panzern und ihren Spizhelmen gleichen sie oft zum Verwechseln tischerfessischen Reitern. Die zweirädrigen Kriegswagen sind häufig mit drei Pferden bespannt; sie führen den Bogenschützen und den Wagenlenker. Wagen und Pferde sind aufs reichste geschmückt, und namentlich die letzteren mit all dem kunstvollsten Posamentierschmuck in Schnüren und Borten, Fransen und Quasten überhängt. Das assyrische Heer mußte somit einen überaus kriegerischen und für den Krieg vollendeten Eindruck machen, wohlgegliedert, wohlbewaffnet, mannigfach in seiner Art, vollkommen und reich in schmuckvoller Ausrüstung.

Meder und Perser.

Als Großmacht unter den Ländern des westlichen Asiens folgten den Assyriern die Meder, den Medern nach kurzer Frist die Perser. Mit dem Fall Ninives gingen Cultur und Herrschaft vom semitischen Stamm auf den iranischen oder arischen über. Wir folgen diesem Uebergange mit der Costümgeschichte.

Alle die Völkerschaften auf den weiten Strecken von der Ostseite des Tigris bis zum Induslande, vom Kaukasus und den Steppen am Oryx bis zum persischen Meerbusen, alle diese Völkerschaften, welche Kern und Kraft des großen Perserreiches bilden sollten, gehören der arischen Race an, sind einer Abkunft, einer Sprache, verwandt in allen ethnographischen Beziehungen, wie verschieden auch immer sie erscheinen mögen, wenn man die von den entgegengesetzten Gränzen mit einander vergleicht. Am nächsten

stehen sich Meder und Perser, die vornehmsten, begabtesten und tapfersten unter ihnen, beide zur Herrschaft berufen.

Es erging den Medern und den Persern, wie überhaupt den orientalischen Völkern, die zu einer großen geschichtlichen Bedeutung bestimmt waren. Ein tapferes, unverdorbenes Volk erhebt sich aus Dunkelheit und Niedrigkeit unter der Führung eines kraftvollen Mannes, stürzt die entartete Herrschermacht, setzt sich selbst an die Stelle, übernimmt von den Besiegten Cultur, Luxus, Schwelgerei, um selber in Entartung zu verfallen und dann in gleicher Weise einem anderen Volke den Platz zu überlassen! So schütteln die Meder, ein Gebirgsvolk wie die Perser, unter Führung des Dejoces das Joch der Assyrier von sich ab; im Bunde mit den Babyloniern, die gleichfalls sich neu erheben, zerstören sie Ninive und gründen an Stelle Assyriens das mächtige Mederreich, das nach Westen und nach Osten seine Herrschaft ausdehnt. Aber kaum ein Jahrhundert dauert ihr Glanz. Ueberraschend schnell eignen sie sich die Cultur der Assyrier an, ohne freilich Feinheit und Höhe derselben zu erreichen, und mit der Cultur zugleich alle die schlimmen Eigenschaften des Luxus, Pracht und Ueppigkeit, Schwelgerei und Weichlichkeit, wenigstens am Hofe, in der Hauptstadt Ekbatana und unter den Vornehmen des Landes. Es fiel den Persern, einem bis dahin kaum genannten Volke, Bewohnern des südlichen, aber rauhen, kalten und zerrissenen Gebirgs, nicht allzuschwer das Joch der Meder abzuwerfen und sich selbst zu Herren zu machen. Solches geschah bekanntlich durch Kyros um das Jahr 550 vor Christo.

Leider sind von den Medern selbst außer dem, was sich an den Trümmern von Persepolis auf sie beziehen läßt, keine bildlichen Denkmäler übrig geblieben, wie in so reichlichem Maße von den Assyriern und in nicht unbedeutender Anzahl von den Persern, und wir sind, was ihr Aeußeres, ihr Costüm, ihre Bewaffnung betrifft, zumeist auf die Mittheilungen der Schriftsteller angewiesen. Aber die Meder sind die Vorbilder der Perser geworden; sie haben die Cultur der Assyrier zu ihnen gebracht; was sie selber in der Cultur geleistet haben, ihr eigenes Costüm zumal, ist auf die Perser übergegangen. So waren sie kaum viel anders in ihrer äußeren Erscheinung als die Perser selbst auf dem Höhepunkt des Reiches, wie sie auf den Monumenten der alten Königsstadt Persepolis sich dargestellt haben,

ihnen gleich, oder wenig unterschieden in Tracht und Bewaffnung. Leider stellen auch diese Monumente keine Frauen dar, weder der Meder noch der Perser.

Nach den Mittheilungen der alten Schriftsteller waren die Meder von großer, stattlicher und wohlgefälliger Gestalt, mit angenehmen, regelmäßigen Gesichtszügen, von grader Stirn und Nase, oft dem griechischen Profil nicht unähnlich, und die Frauen zumal von besonderer Schönheit. Das Haar wuchs ihnen in großer Fülle. Sie wußten es auch und waren stolz darauf und widmeten ihm die äußerste Pflege. Sie trugen es von der Stirne zurückgeworfen, glatt oben auf dem Kopfe, dann über die Ohren und nach hinten rückfallend in Reihen kleinen Gelockes aufs schönste und zierlichste geordnet. Ebenso kräuselten sie den Schnurrbart und den Bart um Kinn und Backen. Auf dem Haupte trugen sie außerhalb wie innerhalb des Hauses eine ziemlich hohe und breite Kappe von Filz oder Stoff, Tiara oder Kidaris genannt (Abb. 28). Als die Meder Herren geworden, da übten sie bald alle Künste der Toilette, in deren tiefste Geheimnisse sie eingeweiht waren. Durch Künste der Kosmetik, durch Salben, die sie in die Haut einrieben, suchten sie den Einfluß der Zeit zu hemmen oder zu verbergen, die Hautfarbe zu verbessern, die Schönheit zu halten oder zu heben.



28. Medische Tracht mit dem langen faltigen Rock. Persepolis.

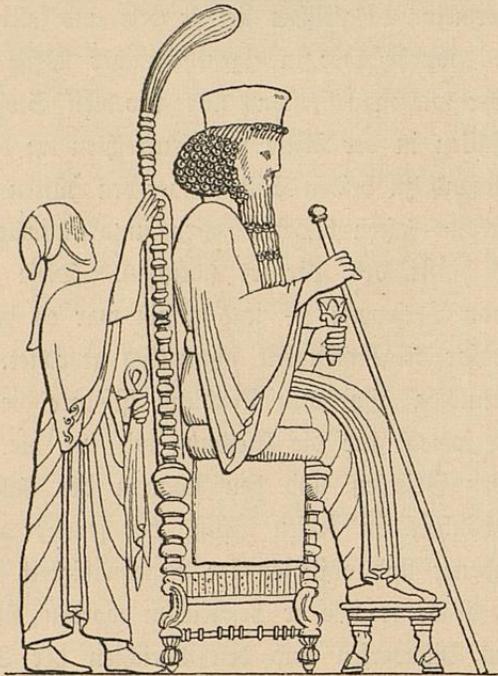
Von falschem Haar machten sie reichlichen Gebrauch; sie verstanden es den Glanz der Augen zu vermehren, sie größer erscheinen zu lassen und ihnen mehr Sanftmuth zu geben. Gold trugen sie an Ketten um den Hals, an Ohrgehängen und Armbändern um das Handgelenk; soviel sich aber schließen läßt, hatten sie es nicht zu edlem Geschmack oder feinerer Arbeit gebracht.

Was der Tracht der Meder vor allem eigenthümlich war, das ist ein langer und weiter Rock, von dem die Schriftsteller als einer besonderen und auffallenden Erscheinung berichten. Er war, über der sonstigen Kleidung liegend, die stete Tracht des Königs, aller Hofleute und aller Vornehmen (Abb. 28). Als Stoff desselben wird Seide angegeben, was in

der Zeit des medischen Luxus nicht unwahrscheinlich ist, doch ohne Zweifel bestand er daneben und ursprünglich aus einem mehr oder weniger feinen Wollengewebe. In welcher Form er getragen wurde, ist unschwer zu erkennen, da er, wie ihn die Perser übernommen, sich als regelmäßige Erscheinung auf den Monumenten von Persepolis dargestellt findet. Darnach schloß er sich am Oberkörper dem Buchse an und wurde noch über den Hüften gegürtet, bedeckte aber die Arme mit weiten, faltigen, unten an den Händen offenen Ärmeln; desgleichen fiel er weit und faltig von den Hüften bis auf die Füße, wurde aber in eigenthümlicher Weise dabei in Falten geordnet. Ungefähr wie man Festons aus gewebten Stoffen legt und befestigt, mit Bogenfalten in der Mitte und senkrechten an den beiden Seiten, so wurde dieses Gewand zu beiden Seiten über den Hüften so aufgenommen, daß sich hier senkrechte Falten bildeten, vorne und rückwärts aber solche in Bogen die untere Hälfte des Körpers umzogen. Diese Falten erscheinen auf den Reliefs von Persepolis — und gewiß war es in der Wirklichkeit ebenso — mit großer Regelmäßigkeit schematisch geordnet. Also ganz im Gegensatz zur faltenlosen assyrischen Kleidung ist hier die Falte zu einem wichtigen Moment sowohl für die Kleidung wie für die Kunst geworden, gleichwie es bei den Griechen und den Römern der Fall war, nur daß bei diesen die Schönheit im freien Fluß, bei jenen, den Medern und Persern, in gebundener und absichtsvoller Regelmäßigkeit gesucht wird.

Dieser Rock, grade so wie er beschrieben worden, ist auch, übereinstimmend nach den Bildwerken und den Berichten der Schriftsteller, das Staatskleid des Persers, das eigenthümlichste Stück seiner Tracht während der Blüthezeit des Reichs. Sowie der Perserfürst der Großkönig geworden war, alleiniger und unumschränkter Gebieter so weiter Länder, wie sie kaum jemals vorher vereinigt gewesen, absoluter Gebieter über Eigenthum, über Leben und Tod so vieler Millionen Unterthanen, von dessen Hand zu sterben, oder seine Kinder sterben zu sehen für eine Gnade galt — sowie der Perserkönig zu dieser Macht und Stellung gekommen, war die alte persische Kleidung ungenügend von seiner Würde und Hoheit den rechten Ausdruck zu geben. Der ganze medische Pomp, die ganze äußere Herrlichkeit wurde also herübergenommen zum Prunk der Paläste, der goldene Thron, das zahlreiche wie glänzende Gefolge, das Ceremoniell, die knechtischen Sitten und

Dienste der Hofleute, die lange, weite, geschmückte, oder kürzer gesagt die weibliche Gewandung. Zu dem medischen Rocco (Abb. 29), von dem übrigens die Bilderwerke einige, nicht grade wesentliche Varianten zeigen, setzte der König die hohe, vermuthlich mit Gold- und Edelsteinen verzierte Tiara auf das Haupt, allerdings ebenfalls in abweichender Form, und führte ein Scepter in Form eines langen Stabes mit goldenem Knopfe;



29. Der Perserkönig auf dem Throne, mit dem Wedelgatter. Persepolis.

er trug Ohrgehänge und Armringe, salbte sich und ordnete Haar und Bart in schönstem Lockengeringel. Die ganze Kunst der Kosmetik ging auf Persien über, das den Wohlgerüchen, die Arabien lieferte, noch näher lag als Medien. Der vornehme Perser zog nicht mehr in das Feld, ohne seinen Kasten mit Salben, Oelen, Pomaden und Wohlgerüchen mitzunehmen; der König hatte sein eigenes Verschönerungsmittel, bereitet aus Löwenfett, Palmwein, Safran und der Pflanze Helianthes: sie galt für sehr kräftig. Wie diese Künste, so hatte der König auch die medischen Würdenträger mit ihren Abzeichen übernommen, den Sesselträger, den Fächer- oder Wedel-

träger, der die Fliegen von seiner erhabenen Person abzuwehren hatte (Abb. 29), den Schnupftuchträger (wenn wir die Bilder richtig auslegen) und den Parasolträger, der den Sonnenschirm — auch schon eine assyrische Sitte — ausgespannt über seinem Haupte halten mußte.

Unter dem weiten Rocke wurde noch ein zweiter kürzerer getragen, welcher dem Körper eng anlag. Beide glänzten in lebhaften Farben. Der König trug den oberen Rock in Purpur, mit Gold umstickt, den unteren

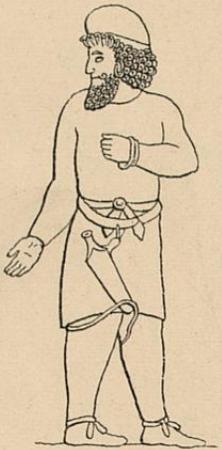


30. Perser, männliche Hoftracht mit dem Armelrock, von der Seite und von vorne gesehen. Persepolis.

aber gestreift. Dieser untere Rock gehörte wohl noch der alten medischen und persischen Tracht an, denn er war der Kleidung des Volkes als Hauptstück geblieben. Eng am Körper, um die Hüften gegürtet, mit engen, bis zur Hand herabreichenden geschlossenen Ärmeln, in dieser Form reichte er bis zum Knie herab. Zu ihm gehörte eine Beinbekleidung, eine Hose, grade nicht anliegend, aber doch nicht von faltiger Weite, und über den Füßen geschlossen. Die Füße sind von hohen Schuhen bedeckt, welche die Vornehmen saffrangelb und oben mit Schnur und Verzierung tragen. Mit der Hose treten die Perser als erste Nation am östlichen Ende in die

Völkerreihe der Braccati, welche sich durch den Kaukasus, an der Nordseite des schwarzen Meeres, durch Europa bis nach Gallien hinziehen. Sie bilden einen großen Gegensatz einerseits zu der Schurzkleidung der Indier und Aegypter, andrerseits zu dem faltenreichen drapirten Costüm der Griechen und Römer, Gegensätze, die in spätrömischer und byzantinischer Zeit zum Theil zusammenschmolzen.

So also trug sich der gewöhnliche Perser nach alter Landesart: hohe, geispigte Schuhe, Hose, kurzer, geschlossener Rock. Nach Herodot hatte er auch beständig den Hut oder die Kappe — wie man die ziemlich umfangreiche Kopfbedeckung benennen mag — auf dem Haupte. Doch ist es auf den Bildwerken keineswegs immer der Fall; vielmehr ist der Hut häufig nur durch eine Binde ersetzt, die wohl zunächst bestimmt war die Fülle der reichen und wohlgeordneten Locken zusammenzuhalten, denn der Perser hielt es damit wie der Meder und Assyrier: er ließ Bart und Haar wachsen und widmete ihnen alle Pflege und Kunst.



31. Persischer Fußsoldat
in alter Landestracht.
Persepolis.

Auch der kurze Rock war gegürtet (Abb. 31), und am Gürtel hing gewöhnlich an einem Riemen vorn oder an der rechten Seite ein breites Dolchmesser mit kurzem Griff ohne Parirkreuz, meist gerade, zuweilen auch gekrümmt. Diese Formen sind grade so noch heute in Persien zu Hause. Im Uebrigen bestand die Bewaffnung des eigentlichen Persers in Bogen, Speer, Schwert und seltener in der Streitart (Abb. 32, 33). Auch die Schleuder wurde geführt. Keine Waffe führte der Perser lieber als den Bogen, in keiner war er mehr geübt, keine Übung wurde höher geschätzt. Der Bogen war, nach den Bildwerken zu schließen, nur etwa höchstens bis 4 Fuß lang und wurde für gewöhnlich in einem Futteral getragen. Der Speer mit eiserner oder eherner Spitze war ebenfalls im Verhältniß kurz; nur etwa sechs bis sieben Fuß lang, zeigte er sich im Fußkampf der längeren Lanze der Griechen nicht gewachsen.

Die vollkommene Leiberrüstung, welche später den Kern der persischen

Truppen deckte, entstand wohl im Laufe der Zeiten während der Blüthe des Reichs. Ursprünglich war der Hauptschutz die Kleidung selber, denn Rock und Hose bestanden aus Leder, zuweilen auch aus Fellen. Dann führte der Bogenschütze einen langen viereckigen Schild, den er vor sich auf den Boden stellte, eine Wehr, die seiner Beweglichkeit großen Eintrag that. Später aber wurden Wamms und Beinleid mit eisernen Schuppen bedeckt, die über einander lagen; es kamen Brustplatten und andere geschmiedete Theile hinzu, dann völlig metallene Helme von Eisen, Bronze oder Gold. Nicht genug, daß in dieser Weise der Mann vollkommen gerüstet wurde, auch das Pferd erhielt seine Panzerstücke an Kopf, Brust, Flanken und Beinen.

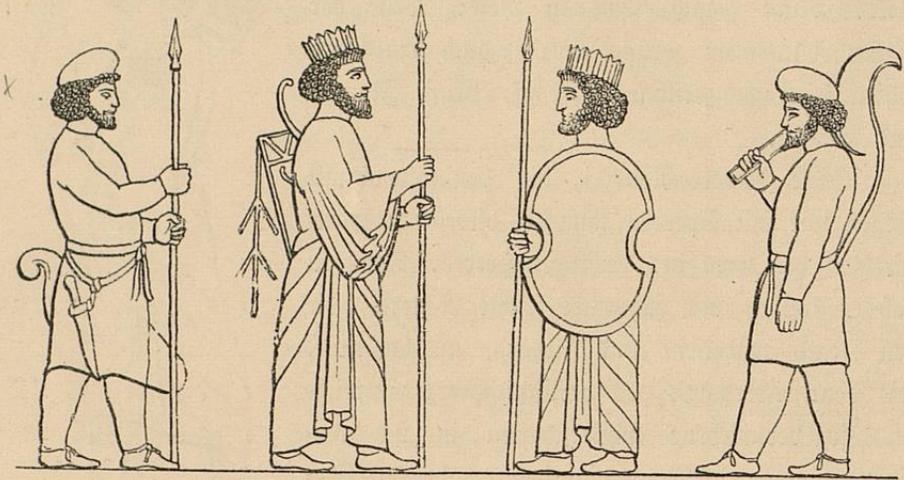
Diese schwere Reiterei, die eben sowohl mit Bogen wie mit Speeren kämpfte, bildete in späterer Zeit den Kern des persischen Heeres. Daneben gab es freilich auch zahlreiche leichte Reiterei, die den Feind angreifend und fliehend, umschwärmte, wie denn überhaupt das persische Heer, zahlreiche und so verschiedene Völkerschaften in sich vereinend, einen höchst mannigfachen, bunten Eindruck machte. Im gewaltigen Troß wurden selbst die Frauen der Könige und Vornehmen mitgeführt, mit dem ganzen Hofstaat, mit Würdenträgern, Beamten und Dienern. Der König selbst, der keineswegs hinter dem Heere zurückbleiben sollte, sondern mit den Reitern in das Gefecht stürmte, kämpfte gewöhnlich zu Wagen, mit dem Wagenlenker neben sich. So that es Darius Rodomannus in den Schlachten von Issus und Gaugamela, wo sein Wagen vierspännig war. So erscheint er auch ganz richtig auf der Darstellung der Alexanderschlacht des berühmten Mosaiks von Pompeji, das in costümlicher Hinsicht, was die Perser der Blüthezeit betrifft, eine wohl etwas zweifelhafte Quelle bildet. Auf diesem Mosaik z. B. erscheinen die Perser nur mit Schnurrbart, auf den Reliefs zu Persepolis dagegen mit dem Vollbart. Doch ist das Tuch oder die



22. Perser, Bogenträger des Königs. Persepolis.

Binde, welche König und Krieger um Hals und Kinn, auch um den Kopf geschlungen haben, wohl richtig; sie erscheint, wenn auch in anderer Gestalt, ebenfalls auf einzelnen Figuren der Monumente von Persepolis. Es war Sitte, daß alle Leute, die sich dem Könige bittend näherten, mit diesem Tuche den Mund verhüllen mußten.

Von den Frauen, wie schon angedeutet, schweigen die Bildwerke, und nicht viel besser ist es mit den schriftlichen Nachrichten. Wir sind demnach auf Vermuthungen und Schlüsse angewiesen. Sicher ist, daß die große



33. Perische Fußsoldaten mit Lanze und Schild und Bogen im Futteral. Persepolis.

Pracht der Kleidung auch auf sie übergang. Die höhere Stellung, welche die Frau bei den arischen Stämmen und so auch bei den Persern einnahm, macht das unabweisbar. Wenn der Perser auch verschiedene Frauen und mitunter einen wohlausgestatteten Harem hatte, so war doch eine Frau die eigentliche und herrschende, und so war auch nur eine die Königin. Die Königin-Mutter übte noch mehr als diese stets den größten Einfluß auf den ergebenen Sohn und König. Die Königin erhielt selbst die Einkünfte von Provinzen und Städten zum „Gürtelgeld“ zugewiesen, wovon nicht ein geringer Theil auf Schmuck und Kleidung verwendet wurde. Die Form beider ist freilich zweifelhaft, doch die Kleidung seit den Zeiten des Luxus sicherlich weit, faltig und lang gleich derjenigen der Männer. Es

werden daneben reich gestickte Schuhe erwähnt, ein goldgestickter Schleier und eine kappenartige Kopfbedeckung; die Königin trug wie der König die Tiara. Die Stoffe selbst, die zum Theil das Hauptland aller kunstvollen Weberei, Indien, lieferte, waren ebenso fein und zart, wie reich und geschmückt; Seide und Goldverzierung waren nicht ausgeschlossen. Auch der König trug diese feinen, glänzenden, gemusterten Stoffe, die wenigstens später in Persien selbst in unübertrefflicher Schönheit und Kostbarkeit hergestellt wurden.

3. Kapitel.

Die Griechen.

Die Marmorsculpturen der Griechen zeigen eine Gewandung, die so aussieht, als ob sie nur die Beredlung der ersten und einfachsten, der naturgemäßen Kleidung des Menschen sei. Aber dem ist nicht so. Die griechische Gewandung, wie die Kunst sie uns lehrt, ist den umgekehrten Weg gegangen, von der Mannigfaltigkeit zur Einfachheit, von der Buntheit zur Schlichtheit, von der Berengung und Versteifung zur Weite und zur Freiheit. Und das stimmt auch völlig zu dem Gange der Geschichte.

Die Cultur der Hellenen hat von Asien ihren Ausgang genommen; von Asien kam der elektrische Strom, der den Funken des Genies hervorspringen ließ und das Licht anzündete, das die Welt erleuchten sollte. In Kleinasien, in der alten phrygischen Heimat, liegen die Keime des Werdens, welche von Elementen tiefer aus Asien her befruchtet und zum Wachsen gebracht wurden. Sie pflanzten sich hinüber an die Küste, wo in den ionischen und äolischen Colonien eine neue Cultur erstand, die nicht mehr asiatisch, nicht mehr phrygisch, sondern ächt hellenisch war, wenn auch der äußere Prunk, die Ueppigkeit, in welcher das ionische Leben erglänzte, mindestens die Nähe Asiens nicht verleugnete. Von hier, von den ionischen Küstenstädten theilte sich die neue Cultur dem Mutterlande mit, und zwar mit dem Prunk, mit der Weichlichkeit selbst, welche ihrer Heimat angehörten. Aber im Mutterlande erst, im Heranwachsen zu seiner geistigen Größe,

wurde alles abgestreift, was unhellenisch war; und hier erst wurde jene wunderbare Natürlichkeit, jene schlichte Hoheit erreicht, welche die Hellenen selber und alle ihre Werke kennzeichnen. Diese Eigenschaften sind das letzte Product eines Werdeprocesses, nicht der Anfang der Culturbewegung.

Genau so ist es mit dem Costüm der Griechen, soweit wir es rückwärts in die Vorgeschichte verfolgen können. Anliegend dem Körper, mit asiatischer Buntheit begann es, und also kam es auf dem Wege Joniens, wenn nicht viel früher schon — es sei an Schliemanns Goldfunde in den Gräbern auf der Burg zu Mykene erinnert — zum Mutterlande hinüber, die dortige Einfachheit, wenn sie vorhanden war, nach der eigenen Art umwandelnd. Noch zu den Zeiten der Perserkriege findet man in den langen, faltigen Schleppgewändern der athenischen Männer, in den goldenen Nadeln, die sie sich in das Haar steckten, ihre Spuren. Aber damals hatten die nackten gymnastischen Uebungen bereits angefangen mit ihrem Einfluß das ganze Culturleben der Hellenen zu umstricken; damals im steten Anblick des Nackten erwuchs der enthusiastische Cultus der Schönheit, der Formenschönheit, welcher die Sculptur zu ihrer nicht wieder erreichten Höhe hinaufführte. Unter dem Einfluß dieser werdenden Sculptur, in Verbindung mit den gymnastischen Uebungen, welche nur leichte, leicht anzulegende oder abzuwerfende Kleidung duldeten, wandelte sich der asiatische Charakter der Kleidung in den rein hellenischen um, der bunte, malerische Charakter in den plastischen, der die Schönheit, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise in der Form, in der freien, fließenden, natürlichen Falte sieht.

Gleichzeitige Bilder und Statuen altphrygischen Costüms sind uns allerdings nicht erhalten, wenn sie überhaupt existirt haben, ebenso wenig aus jener alten ionischen Culturepoche, da die Gedichte Homers entstanden, aber die Erinnerungen wenigstens, und wohl mehr als das, sind in die Literatur und in die Kunst übergegangen. Jene weiß von den Goldblättchen zu erzählen, mit denen die Phrygier ihre Kleider besetzten, und von der Verzierung der Gold- und Buntstickerei, die noch viel später ausdrücklich als „phrygische Arbeit“ bezeichnet wurde. Die Kunst ist ganz in Uebereinstimmung damit. Namentlich die Vasengemälde stellen die Menschen, welche sie als jenem vorderen Theil Kleinasiens angehörend betrachten, stets mit reichverzierter Kleidung dar, den Stoff mit Sternen, Kreisen, Quadraten,

Zacken regelmäßig gemustert, die Säume von Ornamentbändern begleitet, so Paris, den phrygischen Königssohn, so die Amazonen u. a. Auch der Schnitt der Kleidung ist ein den Griechen fremder. Der Chiton, das zunächst dem Leibe anliegende Kleidungsstück, ist ein enger, anliegender Rock, der dem Manne zum Knie, der Frau zu den Füßen reicht, mit engen Ärmeln bis zum Handgelenk herab. Paris und die Amazonen tragen Beinkleider. Der



34. Männliches phrygisches Costüm. Bunte Kleidung.
(Vasengemälde.)

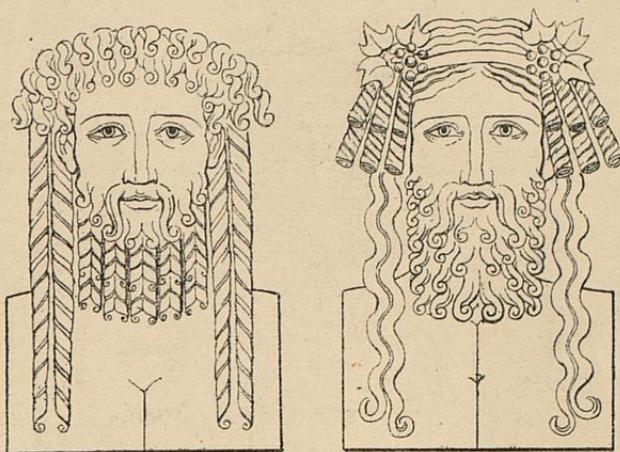


35. Weibliches phrygisches Costüm. Bunte Kleidung.
(Vasengemälde.)

Bart, wo er vorhanden, das Haar, wo es nicht unter der phrygischen Mütze mit der vorgebogenen Spitze oder unter dem entsprechenden Helme verborgen, sind wohl gepflegt und geordnet. Ueberhaupt zeugt die ganze Erscheinung der Männer wie der Frauen von einer hoch ausgebildeten, aber äußerlich glänzenden Kleidung und absichtsvoll gezielter Toilette, ganz das Gegenbild der griechischen Gewandung auf ihrer Höhezeit (Abb. 34. 35).

Und doch lassen sich die Spuren der phrygisch-ionischen Kleidung lange noch in der griechischen verfolgen. Wann und ob sie so, wie die Kunst sie

darstellt, auf Hellas übergegangen, ob nicht hier aus heroischer Zeit, wie die Goldfunde aus den Attidengräbern in Mykene vermuthen lassen, schon Aehnliches vorhanden gewesen, das müssen wir dahin gestellt sein lassen. Lange noch zeigen die Vasengemälde buntgestickte und buntgefäunte Kleidung, gleich denen Phrygiens und Joniens; die Athenerinnen, die ihrer Göttin Pallas Athene jedesmal am Fest der Panathenäen das reichgestickte Peplon darzureichen hatten, wurden nicht umsonst berühmt in dieser weiblichen Kunst. Selbst der anliegende Armelchiton findet sich nicht selten auf den Bildern bei echt griechischen Frauen und so auch bei Gottheiten asiatischen

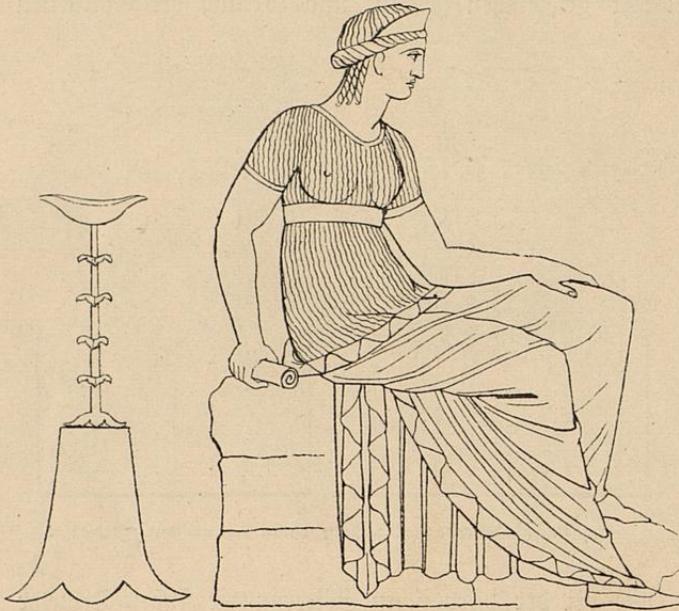


36 u. 37. Alter Bacchuskopf mit kunstreich frisirtem Haar und Bart. (Wästen.)

Ursprungs, wie bei der phrygischen Göttermutter Rhybele-Demeter und deren Priesterinnen. So auch bewahrt Bacchus (alten Stils) die lange asiatische Gewandung, den wohlgepflegten und wohlgeflochtenen Bart und die schönen, regelmäßigen, gewickelten Locken, deren Rest noch dem später wohlbekannten Ariadne-Bacchuskopf geblieben ist (Abb. 36. 37).

Wo die Bildwerke beginnen Griechen und Griechinnen darzustellen, die wir als solche mit älterem Costüm anerkennen müssen, da ist es mehr der Geist, der Charakter des Costüms, welcher an die phrygisch-ionischen Vorbilder erinnert, als die Form; aber dieser Geist läßt unzweideutig erkennen, daß der Gang der Entwicklung von Künstlichkeit und Raffinement zu freier Schönheit sich fortbewegt. Man findet Haar und Bart gelockt und gepflegt wie am Kopf des Bacchus, man sieht die gleichen Ringel-

locken, nur länger, bei den Frauen zu beiden Seiten, in regelmäßiger Schichtung herabfallen; man findet bei Männern wie bei Frauen ein Unterkleid in Gestalt eines eng anliegenden Rockes mit engen, kurzen oder langen Ärmeln, das ganz und gar senkrecht herab in kleine, wellige Falten gelegt ist; man sieht den Mantel, das Himation in Falten gelegt, deren Ausgänge an den Säumen eine regelmäßige Wellenlinie bilden. Hier ist absichtsvolle Kunst mit Brenneisen und Stärkemitteln zu Hilfe gekommen



38. Alterthümliche Frauentracht mit enger und regelmäßiger Faltung.
(Vasengemälde.)

und hat dem Costüm das Ansehen der Versteifung gegeben, das nicht auf alterthümlichen oder hieratischen Stil, sondern auf das Leben selbst und seine Gebräuche zurückzuführen ist (Abb. 38, 39). Auch wo die Form der Kleidung schon den Schnitt der Blüthezeit trägt, zeigen die Falten die gleiche Steifheit und Regelmäßigkeit.

Diese Falten existirten noch zur Zeit, da die berühmten „Aegineten“, die Sculpturen des Athenetempels auf Megina, heute der Stolz der Glyptothek in München, geschaffen wurden, wie man an der Figur der Pallas Athene ersieht. Ein halbes Jahrhundert später, da Phidias seine großartige Künstler-

laufbahn begann, sind Kunst und Gewandung völlig frei geworden. Der Stein, der in den Körpern der Megineten noch mehr Wahrheit als Leben enthält, ist befeelt worden, und die Gewandung folgt in ihrer Anordnung nur der Natur und der Schönheit. Gleichzeitig sind auch die Formen der Kleidungsstücke festgestellt, welche fortan Jahrhunderte hindurch in wesentlich gleichem Charakter fortbestehen sollten, jene Formen, welche wir als die spezifisch griechischen zu betrachten gewohnt sind.



39. Alterthümlicher Bacchuspriester mit enger und regelmäßiger Faltung. (Vasengemälde.)

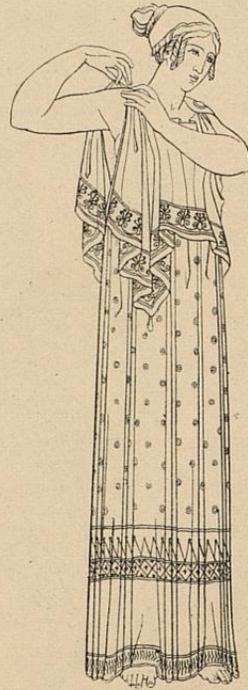
Dieser Kleidungsstücke sind zwei, je für den Mann und die Frau; für beide, Mann und Frau, entsprechen sie einander und führen daher auch bei beiden den gleichen Namen, Chiton und Himation, d. i., wenn wir nach der Ähnlichkeit übersetzen wollen, etwa Rock und Mantel. Man könnte den Chiton der Form wegen auch mit dem Hemde vergleichen, nur die Bedeutung trifft nicht zu, denn der Chiton konnte auch allein, und so immer im Hause, als vollgenügendes Kleid getragen werden.

Der Chiton der älteren Zeit war, wenn der Rückschluß auf die phrygisch-

ionische Tracht nicht trügerisch ist, ein über den Kopf angezogenes, geschlossenes Kleidungsstück; der Chiton der späteren Zeit aber ist ein angelegtes, offenes, in bestimmter Art und an bestimmten Stellen zusammengeheftetes Stück Tuch, das dann allerdings der Varianten mancherlei zuläßt. Von rechteckiger Form, zusammengelegt wie ein Bogen Papier (Abb. 40), dem es nach den Verhältnissen gleicht, viel breiter als Brust und Schultern, wird der Chiton dem Körper von links her angelegt und auf beiden Schul-



40. Frauenchiton im Begriff des Umlegens.
(Nach Conze.)



41. Frauenchiton mit Ueberhang (Diplobion) im Begriff des Befestigens. (Vasengemälde.)

tern geheftet, und zwar so, daß zum Durchstecken des linken Armes eine Oeffnung gelassen ist, rechts aber die ganze Seite offen bleibt, während die linke Seite vom Tuche selbst geschlossen wird. Die linke Seite kann nun offen stehen und nothdürftig mit einem Gürtel geschlossen werden, oder sie wird mit Agraffen von unten bis oben geheftet, oder auch zum Theil zugenäht, so daß der Chiton über den Kopf angezogen wird und dadurch in gewissem Sinne seinen Charakter verändert. Es können ferner die Armellöcher eine gewisse Form erhalten und mit kurzen Ärmeln versehen

werden, die sich am Oberarm herab ebenfalls mit Agraffen geschlossen finden — so wenigstens bei den Frauen, — das sind Varianten, die sich im Laufe der Zeiten, nach Mode vielleicht, nach Laune und Belieben, wohl auch als Ueberbleibsel der früheren Mannigfaltigkeit zur Grundform hinzugesellen.

Noch zu den Zeiten der Perserkriege trugen die athenischen Männer den Chiton von Leinwand faltig zu den Füßen herab, die Spartaner aber nach dorischer Art nur kurz bis höchstens zu den Knien. Bis zum peloponnesischen Kriege nahmen die Athener ebenfalls den kürzeren Chiton an, der nun so allgemein wurde, daß nur Stuzer oder allenfalls priesterliche und göttliche Tracht eine Ausnahme machten. Der weibliche Chiton dagegen fällt immer bis auf die Füße oder bis über dieselben herab. Auch davon bilden die dorischen, die spartanischen Mädchen eine Ausnahme (Abb. 42), welche den Turnübungen gleich den Knaben und Männern oblagen und daher kurzgeschürzt sein mußten. Sie tragen einen auf der rechten Seite offenen, kaum bis zum Knie herabreichenden losen Chiton. Artemis, die Jägerin, trägt sich ähnlich: sie gürtet den Chiton so hoch, daß sein Saum die Kniee frei läßt.



42. Spartanisches Mädchen mit kurzem, halboffenem Chiton.

Der weibliche Chiton zeigt in reicherer Bildung noch andere Eigenthümlichkeiten. In seinem Stoffe von größerer Länge als der Körper wird er nicht gleich mit dem oberen Saum auf den Schultern befestigt, sondern er ist hier fragenartig umgeschlagen und bildet so einen Ueberfall, der über die Brust bis zum Gürtel oder weiter noch herabreicht. Eine gewöhnliche Erscheinung, auf welche man den zweifelhaften Ausdruck *Diploidion* anwendet (Abb. 41). Ferner nach unten ebenfalls bei weitem länger, wird er vermöge des Gürtels zu einem Bausch heraufgezogen, der wie ein Faltenkranz den Körper umläuft und die Bezeichnung *Kolpos* (Schöß) führt (Abb. 43). Er erscheint oft wie unter dem *Diploidion* hervorquellend. Auch erscheint

wohl das Diploidion oder der Ueberfall wie zu einem selbständigen Kleidungsstück geworden.

Auch der männliche Chiton hat seine Varianten. Am bedeutungsvollsten darunter ist die Exomis, das Kleidungsstück des Arbeiters, des Matrosen, des Handwerkers, daher es z. B. auch dem Vulcan beigelegt wird. Die Eigenthümlichkeit der Exomis besteht darin, daß bei ihr nicht bloß die Arme frei sind sondern auch die rechte Seite der Brust; der Saum zieht sich von der linken Schulter schräg über die Brust unter den rechten Arm hinweg (Abb. 59).



43. Griechin (Priesterin der Demeter) im Chiton mit Diploidion und Kolpos. (Vasengemälde.)

Das Himation, der Mantel, ist gleicherweise von den Männern wie den Frauen getragen. Treuer in seiner Form als der Chiton, hat es dieselbe seit den alten Zeiten wie unverändert bewahrt. Ein oblonges Stück Zeug, das mit dem einen schmälern Ende vorn von der linken Schulter herabhängt, mit dem anderen längeren über den Rücken, dann unter oder über den rechten Arm und über die Brust hinweg und wieder über die linke Schulter nach rückwärts geschlagen ist, wo der Zipfel herabhängt (Abb. 44). Das ist seine Grundform, die ihm zu allen Zeiten geblieben ist. Nicht selten auch, sowohl in den frühesten wie in den späteren Zeiten, ist es an allen Säumen mit Stickerei reich verziert und an

den Ecken mit Quasten versehen. Und doch hat es seine Verschiedenheiten, die ebenso in den Größenverhältnissen wie in der Art des Gebrauches liegen.

Die Jonier und die alten Athener trugen das Himation wie den Chiton groß und massig, die Dorer kleiner und leichter. Nach den Perserkriegen „lakonisirten“ auch hierin die Athener. Wie den kürzeren Chiton, so nahmen sie auch das kleinere Himation von den Spartanern an, das minder prunkend und für den täglichen Gebrauch bequemer war. Aus diesem Grunde wurde es auch die Tracht der Philosophen und ihrer Schüler, welche es allein trugen ohne den Chiton, was wenigstens nicht immer für

anständig galt. Man sieht sie häufig damit abgebildet, gestützt auf einen langen Stab, der in Athen Mode war, in tiefem Gespräche begriffen (Abb. 45, 46). Der Cyniker, die Eitelkeit der Welt verachtend, ließ auch wohl eben diese seine Eitelkeit durch die Löcher seines Himations hindurchblicken. Immerhin blieb das Himation auch in den späteren Zeiten groß genug, um den ganzen Mann, beide Arme eingeschlossen, völlig einzuhüllen. So sind auch die Redner abgebildet.



44. Männliche Tracht: Kurzer Chiton und Himation im Begriff des Umlegens. (Nach Conze.)



45. Grieche mit dem Himation bekleidet (Philosoph). (Vasengemälde.)

Anders aber der Mantel des Epheben, des jugendlichen Kriegers, des Reiters, des Wanderers und des Reisenden, der auch den besonderen Namen Chlamys führte (Abb. 52, 60). Die Chlamys war ein viereckiges Stück Gewebe wie das Himation und auch mit buntem Saum und Quasten versehen, aber sie war viel kleiner und hing wie ein kurzer Mantel auf der linken Schulter, während sie auf der rechten mit einer Agraffe befestigt war. Sie deckte wohl Rücken und Brust, ließ aber die rechte Seite offen. Der junge Athener legte sie an, sobald er in das kriegsfähige Alter ge-

treten war. Von den Göttern trägt sie Mercur, der Götterbote, der Gott der kräftigen, wehrhaften Jugend.

Mannigfaltiger noch waren die Arten des Himations bei der Frau (Abbild. 47 — 50, 53). Zu Hause trug sie es gewöhnlich nicht, aber die Figuren sind nicht selten, wo die Dame auf einem Stuhle sitzt und das Himation über den Schoß geschlagen hat. Man mag sich eine Dame darunter vorstellen, die eben



46. Griechische Männer mit dem Himation bekleidet.
(Athener vom Fries des Parthenon.)

zu Besuch ist. Die Matrone, wenn sie ausgeht, trägt es in solcher Größe, daß es die ganze Figur einhüllt, ja daß es, herübergezogen, auch noch den Kopf bedeckt. Man findet Priesterinnen also gekleidet, aber die Thonfiguren von Tanagra haben gezeigt, daß es eine nicht ungewöhnliche Sitte des Lebens war. Man sieht auch das Himation wie ein leichtes Shawl, in dieser Gestalt wohl gewöhnlich *peplos* genannt, um die Schultern geschlagen oder nur wie eine Binde, nur zum Schein der Wohlstandigkeit faltig über den linken Arm gehängt. Das war, namentlich im Sommer, die Sitte noch jugendlicher Frauen vornehmer Stände. Zuweilen auch erscheint das Himation zum bloßen

Kopftuch oder zum Schleier verschrumpft. Immer hat es dieselbe Gestalt, doch ist es verschieden an Größe, Gebrauch, an Reichthum und Stoff.

Selbstverständlich brachte die Jahreszeit es mit sich, daß man Gewänder von verschiedener Schwere und Dichtigkeit des Stoffes, des Gewebes trug. Mancher, der empfindlich gegen die Kälte war, trug im Winter selbst ein Himation von zottigem Friesgewebe; der Sommer rief leichte, überaus zarte Stoffe hervor. Das Material war aller Regel nach Wolle und Leinwand; später wurde auch Baumwolle getragen und zu den Zeiten des Aristoteles auch bereits Seide, doch kamen beide nie zu solcher

Bedeutung, daß sie mit ihrer Art des Faltenbruchs irgend einen Einfluß auf die Kunst geübt hätten oder nur in derselben erkennbar wären. Dagegen sind Wolle und Leinwand leicht zu scheiden. Es heißt, daß die Leinwand besonders zur Unterkleidung benützt worden wäre, und in der That kann man sie in der Sculptur am langen Frauenchiton vermöge des Gerinnes der leichteren und kleineren Falten unschwer erkennen; der Gegensatz zu den breiteren, lang geschwungenen Falten des wollenen Himations spricht



47. Griechische Dame mit umgeschlagenem Himation oder Peplos. (Vasengemälde.)



48. Dame mit Chiton bekleidet, im Begriff den Peplos umzulegen. (Vasengemälde.)

sich deutlich aus. Aber der Chiton war nicht bloß von Leinwand. Es scheint sogar, als ob nach und nach die Leinwand auch hier von der Wolle verdrängt worden, zumal seitdem unter dem langen Chiton noch ein kürzerer von den Frauen getragen wurde. In jedem Falle war es die Wolle, welche in erster Linie den plastischen Charakter der Kleidung bestimmte.

Die Griechen und Griechinnen waren sich dessen wohl bewußt; sie verstanden sich auf den Faltenwurf und betrachteten ihn als ein Kunstmittel der Toilette. Sie verstanden sich selbst zu drapieren, sei es, daß die

Matrone sich von Kopf zu Fuß in ihr weites Himation hüllte (Abb. 53), sei es, daß die jugendliche Schönheit das zarte, fast durchsichtige Gewebe um die edlen Formen schlang, sie in ihrer Modellirung hervorzuheben oder



49. Junges Mädchen von Tanagra mit Chiton, Himation und Fächer. (Terracottastatue.)

selbst in ihrer Hautfarbe durchschimmern zu lassen. Auch solche Stoffe der zartesten Art, wie vor allen die von der Insel Kos berühmt waren, schuf die griechische Weberei für die Toilette der Damen. Die Kunst folgte diesem Beispiele und hielt sich treu an das Vorbild, das die verschiedenartigen Stoffe boten. Es gab für sie keine absolut schöne Falte, sondern nur eine

solche, die von der Beschaffenheit des Gewebes abhängig war. Sie warf den schwereren Stoff in mächtige und tiefe Falten, setzte den reicheren in langen und sanftgezogenen Fluß und zog das zarteste, das durchsichtige Gewebe gleich den Frauen so über den Körper, daß auch die sanfteste Schwelung sich deutlich modellirte. Die Kunst ging hierin noch einen Schritt weiter als die Frau: sie legte die dünne Gewandung naß an ihr Modell, wodurch das Stoffliche fast verschwand.



50. Damen in bunter Kleidung mit Chiton und Himation; Dienerin. (Vasengemälde.)

Aber bei dieser Kunst der Faltung blieb die Farbe nicht verbannt. Man hat früher die Meinung gehabt, als ob es sich der anständigen Dame nicht geziemt hätte, eine andere Farbe als Weiß zu tragen. Es mag auch das Vorurtheil für Weiß hier und da in Griechenland bestanden haben, aber der Brauch war gänzlich dagegen. Allerdings wurde namentlich von den Männern das Himation vielfach in der natürlichen Farbe der weißen Wolle getragen, aber niemand, und am wenigsten die Frau, scheute sich vor farbiger Kleidung. Sie war sogar festlicher als die weiße. Die Thonfiguren von Tanagra zeigen wohl gewöhnlich den weißen Chiton (vermuthlich

von Leinwand), aber das weite Himation oder der kleinere Peplos ist farbig, roth oder blau, auch mit breiter farbiger oder goldener Bordüre eingefasst. Gemusterte Stoffe hatten die Griechen aus alter phrygisch-ionischer Zeit überkommen (Abb. 50), und die Bilder zeigen, daß sie ihnen blieben. So



51. Athenerrinnen in feſtlicher Kleidung. (Vom Fries des Parthenon.)

waren die Griechen, Männer wie Frauen, in ihrer äußeren Erscheinung nicht bloß plastische, sondern auch farbige Gestalten, wohlgeziert und wohlgekleidet vom Kopfe bis zum Fuße.

Die Fußbekleidung stand allerdings für Männer wie für Frauen kaum auf gleicher Höhe, wenn auch eine gute Beschuhung, da wo man öffentlich erschien, zu einer anständigen Toilette gehörte. Aber zu Hause ging der

Mann, auch der vornehme, ohne Fußbekleidung; wenn er das Haus verließ, legte er allerdings sie an, aber wenn er in ein anderes Haus trat, sei es zum Speißen eingeladen, sei es zum Besuche, so legte er sie ab oder ließ sie vom Hausknecht abnehmen. Viele gingen auch draußen unbehutscht, so die Verächter der Eitelkeit unter den Philosophen, dem Beispiele des Sokrates folgend, der gegen alle Beschwerden abgehärtet war; aber auch er legte ein feines Paar Sohlen an, wenn er eingeladen zum Mahle ging.

Die Art der Fußbekleidung war für Männer wie für Frauen eine doppelte, die einfache Sohle oder ein Schuh, der den Fuß deckte. Für beide gab es zahlreiche Varianten mit verschiedenen Namen. Die Sohle war fest und stark, denn sie sollte den Fuß auf dem rauhen Boden der Straße schützen; ein Riemen lief zwischen der großen und der nächsten Zehe aufwärts und verband sich auf dem Fuße mit einem zweiten, welcher das Fußgelenk umschlang. So war die einfachste Form der Befestigung, aber dies Gerieme wurde reicher und mannigfacher ausgebildet und selbst das Bein herauf bis gegen die Kniee hingezogen, und der Rand der Sohle und die Oberfläche der Riemen wurden gefärbt und verziert, so daß selbst diese Art der Beschuhung einen eleganten Eindruck machen konnte. Obgleich wahrte sie für das Auge die volle Schönheit des nackten Fußes, die in einer umschließenden Beschuhung doch immer mehr oder weniger leiden mußte.

Der Schuh, die zweite Art der griechischen Fußbekleidung, findet sich ebenso in verschiedener Gestalt, niedriger oder höher den Fuß umschließend, unter und über den Knöchel reichend, selbst der hohe Stiefel kommt vor, von Reisenden getragen. Ebenso giebt es verschiedene Bezeichnungen, die sich nur sehr muthmaßlich auf die Formen, wie sie Bilder und Statuen zeigen, anwenden lassen. Es heißt auch, der Schuh sei für jeden Fuß besonders gemacht worden, was immerhin auf eine ziemliche Vollendung des Handwerks hinweist. Auch war er nicht unelegant, denn er scheint vorzugsweise von Frauen getragen zu sein; die Damen von Tanagra wenigstens, wie sie die berühmten Thonfigürchen ihrer Grabstätten uns vorführen, tragen Schuhe und zwar roth mit gelb geränderten Sohlen. Ob sie von Leder waren, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, doch war Leder das gewöhnliche Material, neben welchem auch Filz vorkommt. Farbige (rothe und weiße) stiefelettenartige Schuhe finden sich auch sonst wohl als Stutzertracht.

Man sieht, die Fußbekleidung war wenigstens nicht vernachlässigt, dagegen wurde eine Kopfbedeckung als gewöhnliche Tracht durchaus verschmäht. Die Regel war, daß der Grieche ohne alle Kopfbedeckung einherging; Abhärtung gegen Sonne und Kälte und ein dichter Haarwuchs, mit welchem die Natur ihn beschenkt hatte, sollten hinlänglichen Schutz bieten. Der Hut



52. Ephebe mit Chlamys und Hut.
(Vasengemälde.)

ist überall Ausnahme, oder, wo er erscheint, vom speziellen Bedürfniß hervorgerufen. So trägt ihn wohl der Arbeitsmann, der Matrose als eine gerundete kegelförmige Filzkappe ohne Rand, daher auch Vulcan und Odysseus der Seefahrer; der Reisende erscheint mit breitrandigem Hute, der ihn gegen die Strahlen der Sonne schützt; den gleichen trägt Merkur oder Hermes, der wandernde Gott, den gleichen tragen die athenischen Epheben (Abb. 52, 60), welche, eben waffenfähig geworden, die Gränzen Attikas zu hüten hatten; sie tragen ihn als Gränzwächter, die immer im Freien waren. Die Frauen, wenn sie ausgingen und des Schutzes für ihren Kopf bedurften, zogen, wie schon oben angegeben, den Peplos oder das Himation darüber. Bei den erwähnten Tanagräerinnen aber findet sich ein höchst eigenthümlicher Hut von breiter, flacher Form mit hoher Spitze in der Mitte, der so häufig vorkommt, daß man ihn als eine nicht ungewöhnliche Tracht, wenigstens für die Damen von Tanagra in der Zeit Alexanders des Großen ansehen muß (Abb. 53). Er ist buntfarbig, weiß mit rothem Rande, blau mit goldenem Rande, und sitzt bald über dem Peplos, bald auf dem bloßen Haar, in einer Weise befestigt, von welcher wir uns schwer eine klare Vorstellung machen können.

Im Gegensatz zu dieser meist mangelnden Kopfbedeckung ließen Griechen und Griechin dem Haare die höchste Pflege zutheil werden. Die gewöhnliche Farbe, die dem Stamme eigenthümlich angehörte, war blond, dunkel-

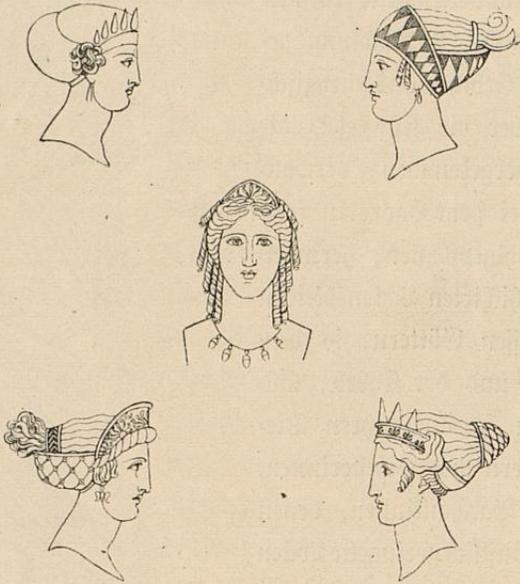
blond. Man wußte sie auch künstlich durch Salben und Beizen in der Sonne herzustellen. Später, als Griechenland durch seine Colonien zu allen Küsten ringsum gelangte und die erneute Verbindung mit dem Osten Vermischungen herbeiführte, kam auch das dunkle Haar in die Schätzung der Mode. Dem einen wie dem andern hatte es niemals an sorgfältigster Behandlung gefehlt. Es war ein Erbtheil aus phrygisch-ionischer Zeit, aber die Künstelei, die aus Asien herübergekommen, verwandelte sich auch bei dem Haare in freie Kunst. Die wohlgepflegten, geringelten, parallel geschichteten Locken bleiben noch lange gewissen Göttern, so dem härtigen Bacchus und der Kybele, und wie den Göttern so auch ihren Dienern, den Priestern und Priesterinnen, Bacchanten und Bacchantinnen, denen auch später noch künstlich geringelte Locken an beiden Ohren herabfallen. Gänzlich zwar entsagten auch die Damen diesem Schmucke nicht, zumal bei einem religiösen Feste, aber sie behandelten ihre Locken freier, und so machte es auch der Mann bei längerem Haare.

Der Grieche trug den Vollbart bis zur Zeit Alexanders des Großen, aber nicht in voller Länge, was für unschön und ungeziemend galt, sondern stark gestutzt. Erst nach oder mit den Eroberungen des macedonischen Königs wurde die asiatische Sitte sich den Bart scheeren zu lassen nach Griechenland verpflanzt und dort so allgemein,



53. Dame aus Tanagra (Zeit Alexanders d. Großen) mit Hut, Fächer, Chiton und Himation. (Terracottenstatuette.)

daß schließlich nur Leute ihn behielten, welche sich in alterthümlicher Absonderlichkeit gefielen, so die Philosophen. Das Haupthaar wurde vom Manne in mäßiger Länge gehalten. Der spartanische Knabe trug es kurz; wenn er waffenfähig wurde, ließ er es wachsen. Umgekehrt hatte der athenische Knabe langes Haar und schnitt es ab, wenn er in das Ephebenalter trat; war dieses vorüber und er zu den Männern gesellt, so trug er es wieder länger. Er verschmähete nicht es duftend zu salben, es zu kräuseln

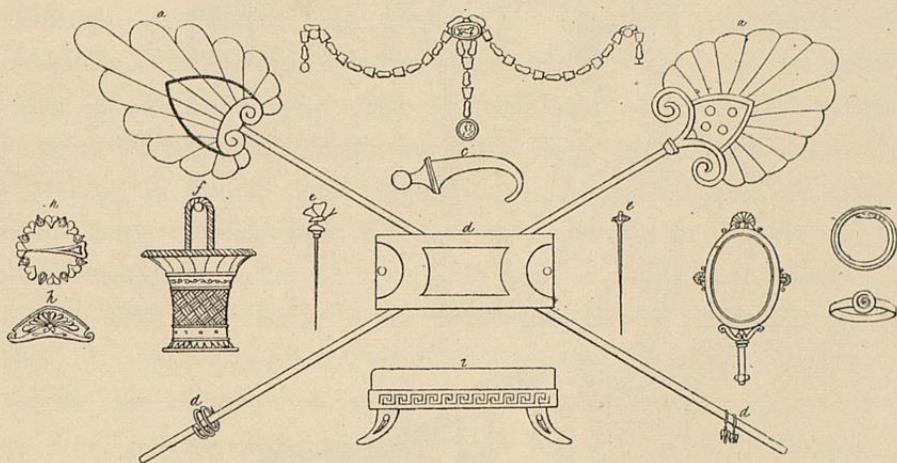


54. Kopftrachten griechischer Frauen. (Vasengemälde.)

und wellig zu locken; mancher that es stugerhaft geziert, aber im Allgemeinen zeigen die Bilder, daß es mit Geschmack und freier Natürlichkeit geschah. Das Haar zu vernachlässigen war durchaus wider allen edlen Anstand.

Bei den Frauen der ausgebildeten Zeit zeigen die Haartrachten (Abb. 50, 54 und sonst) die größte Mannigfaltigkeit, einen Reichthum von Formen, der sich jedoch auf gewisse Grundzüge zurückführen läßt. Herabfallende Locken, wie schon gesagt, werden seltener, die Regel ist vielmehr, daß das Haar von Nacken und Schultern heraufgenommen wird. Die einfachste Form dafür ist die, das heraufgenommene Haar über dem Scheitelpunkt in ein Büschel zu binden,

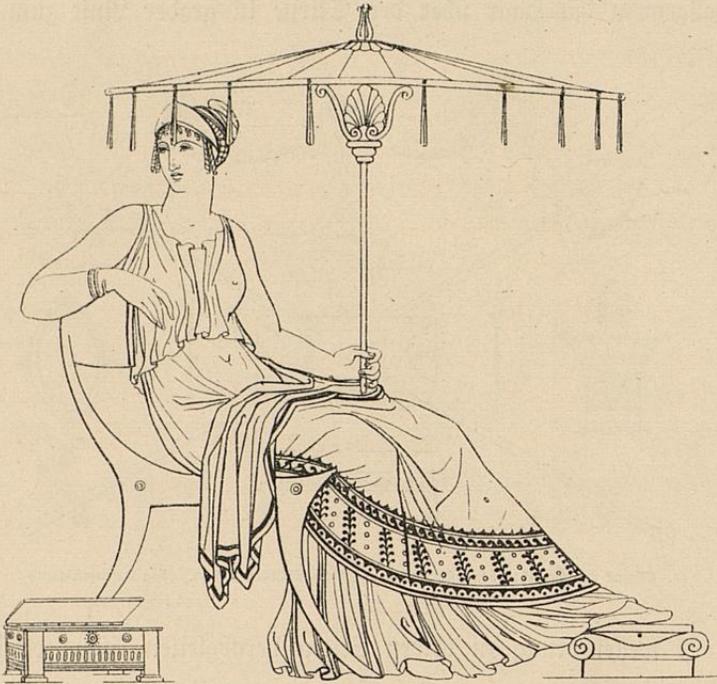
das wie flammend absteht. Diese Form, welche man bei den tanagräischen Figuren findet, hieß bei den Thebanerinnen, also wohl auch in Tanagra, Lampadion, d. i. kleine Fackel (Abb. 50). Es konnte auch mit dem wieder nach vorne geschlagenen Haare das Büschel wie ein Knoten über der Stirne sitzen: das ist der Krobylos, den auch die athenischen Männer der alten Zeit trugen; man sieht ihn auch am Kopf des Apoll von Belvedere. Beide Formen der Coiffüre aber haben etwas Unfertiges. Die größere Kunst scheidelt allgemein das Haar über der Stirne in grader Linie zum Scheitel,



55. Schmuck und Geräth: Fächer, Spiegel, Ringe, Schmuckkästchen u. s. w. (Von Vasengemalden.)

läst es erst wellenförmig zu beiden Seiten herabgleiten, führt es in einem Wulst über die Ohren nach rückwärts und sammelt es hier am Hinterhaupt oder am Scheitel. Wie es nun hier gehalten und befestigt wird, sei es durch Nadeln, sei es durch Bänder und Binden, sei es durch ein Netz oder durch eine Art von Haube, das ist es vorzugsweise, worauf die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit beruht. Die Mannigfaltigkeit ist aber auch so groß, daß sie sich der Beschreibung entzieht und man nur auf die zahllosen Bilder verweisen kann. Schmuck tritt vielfach hinzu, in Nadeln, Perlschnuren, Kränzen, zumal auch in Diademen über der Stirne, deren eines, in der Mitte hoch aufragend und nach den Seiten schmäler werdend, eine sehr gewöhnliche Erscheinung, von dieser Aehnlichkeit mit der Schleuderform den Namen Sphendone erhalten hat.

Die Griechin liebte den Schmuck von Alters her, wie in jüngsten Tagen erst die Ausgrabungen Schliemanns auf der Burg zu Mykene und diejenigen von Gesnola in Cypern ergeben haben. Die ersteren beweisen den Reichthum wenigstens des atridischen Königshauses, die zweiten zeigen, daß eine vollendete Goldschmiedekunst, zumal in der Bearbeitung und Verwendung des feinsten Filigrans, in sehr hohe Zeiten hinaufreicht. Wahr-



56. Griechische Dame mit Sonnenschirm. (Vasengemälde.)

scheinlich verringerte oder verfeinerte sich die Anwendung des Goldschmucks mit der Ausbildung der classischen Kunst, aber es blieb immer ein reicher Gebrauch übrig. Der Mann freilich begnügte sich mit einem Siegelringe am Ringfinger der linken Hand, nachdem die Athener die cicadengeschmückten Goldnadeln aus ihrem Haare abgelegt hatten, außer jenen „ringfingerschlendergelockvollen“ Stutzern aus der Zeit des Aristophanes und Alkibiades. Die Frau aber trug Gehänge in den Ohren von zierlichen Reifen oder größeren, oft sehr großen Bildungen, wenigstens hier und da in den Colonien, wie die Funde von Kertsch, dem alten Panticapäum, (jetzt in Peters-

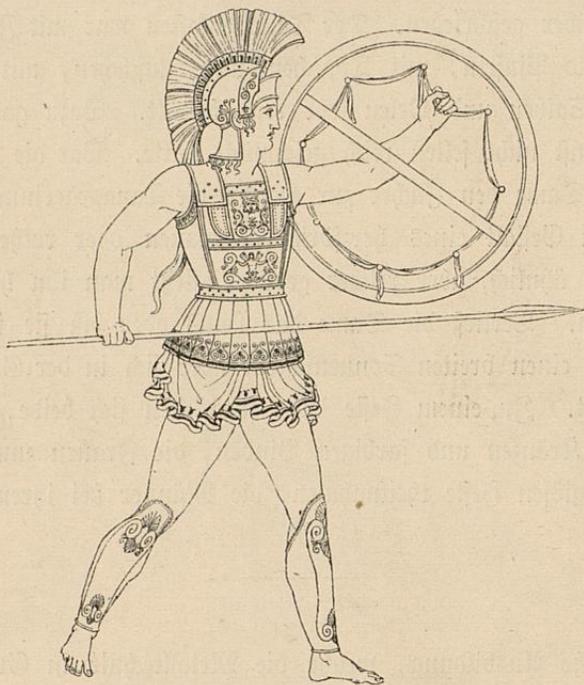
burg) beweisen. Sie trug Ketten um den Hals mit mancherlei zierlichen Anhängseln, Fibeln und Nadeln, welche die Kleidung zusammenhielten, schlangenförmige oder breitbändige Reifen um den Oberarm und Ringe an den Fingern; auch der Gürtel war wohl nicht selten dem Schmuck zuzurechnen (Abb. 55).

Auch an den Instrumenten der Toilette, wie an den Mitteln zur Verschönerung war kein Mangel. Diese Kunst war bei den Griechen — auch die Männer verstanden sich darauf — hoch ausgebildet. Aspasia selber hatte ein Buch darüber geschrieben. Der Toilettenkasten war mit Zängelchen und Messerchen und Pinseln, mit Töpfchen und Fläschchen, mit Farben und Schminken, Salben und Oelen sehr reich bestellt. Dazu gab es Spiegel, welche die Kunst nicht selten reich geschmückt hatte. War die Toilette fertig, so nahm die Dame den Fächer zur Hand; die Tanagräerinnen führen ihn regelmäßig in Gestalt eines herzförmigen blauen oder rothen Blattes an einem Stiele; ähnlich, aber reicher gebildet, sieht man ihn häufig auf den Vasengemälden. Verließ die Dame das Haus oder saß sie im Freien, so hielt sie wohl einen breiten Sonnenschirm über sich in der Gestalt, wie ihn Abb. 56 zeigt. Zu einem Feste aber schmückten sich beide, Männer wie Frauen, mit Kränzen und farbigen Binden, die Frauen zumal, wenn sie an einem religiösen Feste theilnahmen, die Männer bei ihren Gelagen.

Die frühe Ausbildung, welche die Metalltechnik in Griechenland erhalten hatte, war die Ursache, daß die Bewaffnung der Griechen weniger noch als die Kleidung im Laufe der Geschichte Veränderungen erlitt. So wie sie von Homer geschildert wird, wesentlich so war sie in der ganzen historischen Zeit, nur daß die schmückende Kunst, welche schon Homer den Waffen seiner Helden zutheil werden läßt, später mit größerer Vollendung und auch wohl mit vollkommenerer Technik arbeitete. Denn zu Homers Zeiten, d. h. zu den Zeiten, da er lebte und dichtete, also etwa im zehnten Jahrhundert, stand die Metalltechnik noch wesentlich auf dem Standpunkte der Bekleidungskunst; sie überlegte den Kern oder die Unterlage mit Blech, hämmerte dasselbe, trieb es und nietete es fest. Zur Verstärkung legte sie

eine Platte über die andere. Die Angriffswaffen schmiedete sie aus Bronze; sie kannte aber auch das gehärtete Eisen, den Stahl.

So vermochte die Homerische Zeit bereits die vollkommene Ausrüstung des Mannes herzustellen, bestehend in Brust- und Rückenpanzer, Helm und Beinschienen, Lanze und Schwert. So war auch die volle Bewaffnung des griechischen Kriegsmannes in geschichtlicher Zeit. Die Art und der Bogen, sowie noch mehr die Schleuder blieben immer Ausnahmen oder allenfalls



57. Griechischer Krieger in voller Rüstung. (Vasengemälde.)

die Auszeichnung einzelner Landschaften. Art und Bogen sind asiatische Waffen und werden daher auf den Vasengemälden den Amazonen beigelegt, wie auch Paris den Bogen führt.

Mit der vollendeten Metalltechnik wurde der Panzer so gearbeitet, daß sich die beiden Theile für Brust und Rücken genau der Körperform anschmiegen; die treibende Kraft des Hammers machte sie so zu einer entsprechenden Bedeckung (Abb. 57 u. 58). Verbunden waren sie über beiden Schultern durch Riemen oder Metallbänder und um die Hüften

vereinigte sie ein Gürtel. Sie saßen aber nicht auf bloßem Leibe, sondern über dem Chiton, der faltig hervortritt und die Hüften deckt. Die Oberschenkel sind frei wie die Arme, aber die Unterschenkel sind vorne durch metallene Beinschienen bedeckt, welche ebenfalls nach der Körperform gebildet sind und so hoch aufragen, daß sie zugleich die Kniee schützen. Wenn die Kunst hinzutrat, konnte sie alle diese Stücke mit reichem getriebenem Schmuck versehen, und so lassen es auch die Bilder erkennen. Es waren nicht selten



58. Griechischer Krieger in voller Rüstung (von rückwärts).
(Vasengemälde.)

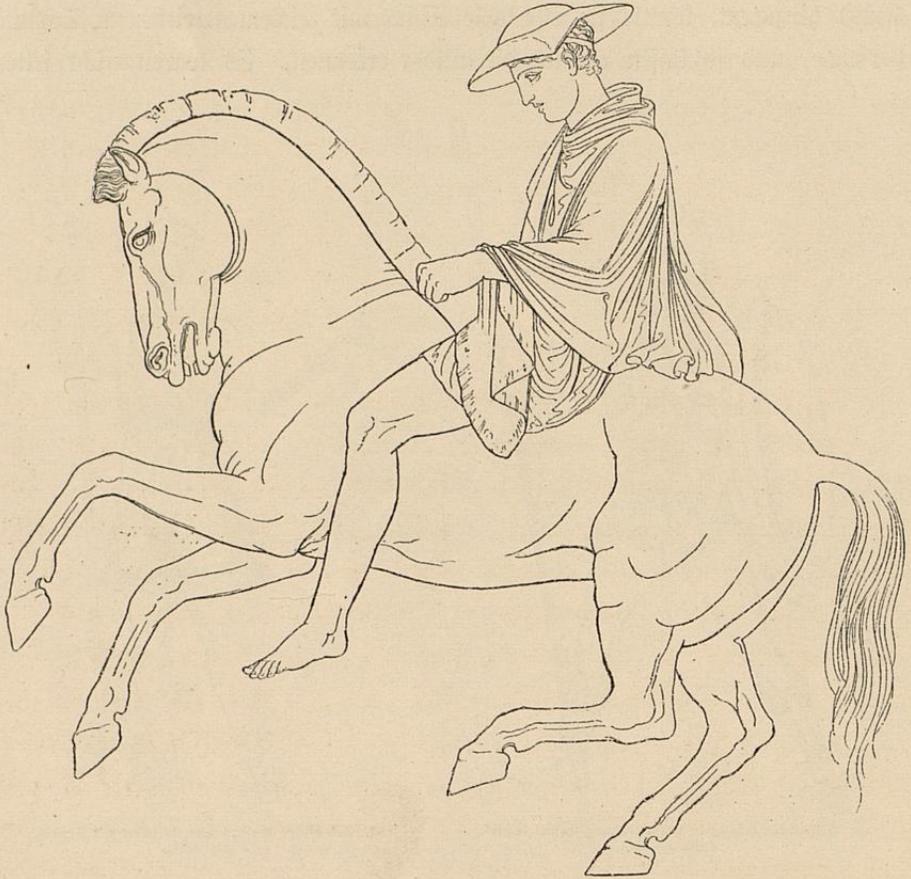


59. Griechischer Waffenträger, bekleidet mit Exomis.
(Vasengemälde.)

Künstler von Rang und Bedeutung, welche sich daran machten die Rüstung zu schmücken.

Ganz vollendete Ausbildung, wie nur in den letzten Zeiten des Ritterthums, zeigt der Helm, und schon Homer scheint die gleich vollendeten Vorbilder gehabt zu haben. In seiner Gestalt geht der Helm von einer eiförmigen Kopfbedeckung aus, die ursprünglich wohl als blechbeschlagene Haube existirte von jener Form, wie sie Odysseus auf den Bildern trägt. An die eiförmige oder halbkugelige Blechhaube schließt sich rückwärts ein

Schirm von beweglichen Schienen zum Schutze des Nackens an, während vorn über das Gesicht zwei feste Theile herablaufen mit einem Schly für die Nase und Oeffnungen für Augen und Ohren. Das ist wohl die frühere Form, mit welcher gewöhnlich die Homerischen Helden in der Kunst dar-



60. Jugendlicher athenischer Reiter mit Hut und Chlamys. (Vom Fries des Parthenon.)

gestellt sind. Statt dieser Gesichtsschirme oder festen Backenstücke hat aber der Helm in vollendeter Gestalt ein im Charnier bewegliches Visier erhalten und dazu zwei bewegliche Backenklappen, welche auf- und niedergeschlagen werden können. Vom Nacken empor zum Scheitel steigt dann noch ein Kamm mit wallendem Kopshaar oder starrer Bürste, auch daneben mit Federn geschmückt, welcher der classischen Form des Helmes den kriegerisch phantastischen Ausdruck hinzufügt.

Der Schild der Griechen hat doppelte Gestalt, die ovale und die runde. Jene war die gewöhnliche in alter Zeit, denn der Homerische Held deckte sich dahinter, wie Ajax mit seinem von siebenfacher Stierhaut überzogenen Schilde. Der Schild hatte also etwa Schulterhöhe. Mit der Zeit wurde der Schild kleiner und leichter, und der runde Schild, der etwa zwei Fuß im Durchmesser hatte, der gewöhnliche Schutz des griechischen Kriegers. Er war entweder ganz in seiner leichten Wölbung mit Metallblech überdeckt oder an seinem Rande damit umzogen. Die Mitte war mit allerlei Zeichen versehen, symbolischer oder ornamentaler Art, eine Zierde, die sich, den Beschreibungen zufolge, auch zu figürlichem Schmucke erhob.

Speer und Schwert waren die Angriffswaffen (Abb. 59). Der Speer war handlich, nicht zu lang (etwa sechs bis sieben Fuß), um zu Stoß und Wurf gleich brauchbar zu sein. Der Schaft war von Eschenholz, die Spitze in langer Rautenform zweischneidig von Erz oder Eisen und gleichfalls von Metall das Fußende. Es kommt auch wohl ein eherner Schaft vor. Das Schwert war grade, aber kurz, zweischneidig und lang gespitzt, mit kurzem Kreuzgriff. Es war also vorzugsweise zum Stoß geschaffen. In lederner Scheide ruhend, wurde es an einem Schultergehent auf der linken, zuweilen aber auch auf der rechten Seite getragen.

So war der griechische Krieger zu allen Zeiten ausgerüstet, alles zu Schutz und Trutz auf den nahen Kampf Mann gegen Mann berechnet, zu dem ihn die Gymnastik noch besonders fähig machte. Auch der Reiter führte keine anderen Waffen als den gleichen Speer und das gleiche Schwert. Mit diesen Waffen und seiner größeren Taktik zeigte sich der Grieche Anfangs den Römern auf den italienischen Schlachtfeldern des Pyrrhos überlegen. Aber der Römer lernte von ihm, um ihn bald zu übertreffen.

4. Kapitel.

Römer und Byzantiner.

Römer.

Gleich dem Leben und der Cultur hat auch die Kleidung des Römers griechischen Einfluß erfahren, spät in seiner Blüthezeit und wahrscheinlich auch früh, sehr frühe schon. Kein Bild aber, kein plastisches Werk giebt uns eine Vorstellung, wie das Costüm des Römers in den ältesten Zeiten seiner Geschichte beschaffen war. Wir können nur Rückschlüsse aus einer viel späteren Epoche machen, da das römische Weltreich schon fertig stand und Rom die Berührung mit dem Osten und Westen schon erlebt und gefühlt hatte.

Zu dieser Zeit, da Bildwerke uns den Römer klar vor Augen stellen, zeigt sich sein Costüm nah verwandt dem griechischen, näher noch möchte man sagen als beider Sprachen. Es ist im Prinzip, wenn man das Wort hier brauchen darf, derselben Art, desselben Charakters, von demselben Schönheitsgefühl. Es scheint fast, als ob beide von der gleichen Tracht ihren Ausgang genommen hätten, dann aber ein jedes, der Geschichte des Volkes entsprechend, seinen eigenen Weg gegangen wäre. Es scheint aber wohl nur so, denn es steht eher zu vermuthen, daß der Gang ein umgekehrter gewesen. Das griechische Costüm nahm seinen Ausgang von steifer Pracht und arbeitete sich durch, in Wechselbeziehung mit der Kunst, zu einfacher

Schönheit; das römische hingegen ging von einfacher, anspruchsloser Bildung aus — wenigstens haben wir Grund zu dieser Vermuthung — und gewann nach und nach anspruchsvolle Fülle und pompöse Pracht. Wie der Römer ein Volk nach dem andern bezwang, wie er Herr der Welt wurde, da wurde er auch stolz, herrisch, hochfahrend, seiner Würde und seiner Größe sich bewußt, und dieser Charakter gelangt in der weiten Toga und ihrer massenhaften und doch wohlgeordneten Faltenfülle ganz vortrefflich und unwidersprechlich zum Ausdruck.

Zwar steht den Anfängen der römischen Geschichte in den Etruskern



61. Etruskische Trachten. (Wandmalerei.)

(Abb. 61) ein Volk zur Seite, das prunkvolle Kleidung und goldenen Schmuck in außerordentlicher Weise liebte. Aber dieses Volk befand sich mit seiner Cultur selbst unter griechischem Einfluß, und was seine Wirkung auf Rom betrifft, so ist sie wahrscheinlich überschätzt worden, während der Einfluß der griechischen Colonien Unteritaliens auf das königliche Rom zu gering geachtet wurde. Die arme und landbauende Bevölkerung Roms war nicht sehr empfänglich für den Luxus der durch Handel, Industrie und Seeraub bereicherten Etrusker.

Wie das nun auch gewesen sein mag in jenen dunklen Zeiten und Umständen, gewiß ist, daß das römische Costüm in den ersten Jahrhunderten seinen eigenen Weg ging, so sehr, daß Roma togata, das Toga tragende Rom, die unterscheidende Bezeichnung von allen umwohnenden Völkern

wurde. Bis etwa zum Jahre 200 vor Christi Geburt mag man das Toga-Costüm des Römers in seiner großartigen Form als vollendet betrachten. Ihm zur Seite ging die Tracht der römischen Matrone mit der Palla. Damals aber war der Ausbildung des nationalen Elementes auch schon der Luxus zur Seite getreten, und fremde Einflüsse machten sich geltend, wie das in der werdenden Welthauptstadt nicht anders sein konnte. Besonders zeigten sich die Frauen dem Fremden geneigt, wodurch sie das Kleidergesetz des Tribunen Oppius (215 v. Chr.) gegen sich hervorriefen. Kaum war das nationale Kleid fertig, so mußte es bereits geschützt werden.

Doch die wirkliche Gefahr drohte aufs Neue von Griechenland. Als Hellas zur römischen Provinz geworden, als griechische Aerzte, griechische Künstler und Handwerker in Rom lebten, als griechische Lehrer Roms Jugend unterrichteten, seine Vornehmen griechisch sprachen und an griechischer Geistesbildung emporwuchsen, da trat auch die bequemere, leichtere, elegantere griechische Kleidung der römischen zur Seite. Die stattliche, aber unbeholfene Toga wurde oder blieb die Staatskleidung, für gewöhnlich aber trug der Mann eine Kleidung, die der griechischen auf ein Haar ähnlich sieht, wenn sie auch andern Namen führt. Und das nahm zu im Laufe der Kaiserzeit. Und während die Toga selbst von ihrer Fülle und Stattlichkeit verliert, verschmelzen römische und griechische Kleidung, wie eine römisch-griechische Cultur sich über das ganze, weite Reich verbreitet. Als aber das Reich aus einander geht in ein lateinisches Westreich und in ein griechisches Ostreich, da scheidet sich auch aufs Neue das Costüm. In Byzanz, im griechischen Kaiserthum, lebt das griechische Costüm sich aus in steifer Erstarrung, im Westen aber geht das römische Costüm, wie es damals geworden, auf die germanischen und romanischen Völker über und bildet den Ausgang der Trachtengeschichte des mittelalterlichen und modernen Europa. So hat auch die römische Kleidung ihre Geschichte; es ist weder das einzelne Kleidungsstück unverändert geblieben — mindestens ist es von Modestformen umspielt —, noch ist das ganze Costüm ohne Wechsel, ohne Kommen und Gehen aus der Fremde.

Wie Griechen und Griechin, so tragen Römer und Römerin zwei Hauptkleidungsstücke, die das ausmachen, was ihnen national eigenthümlich ist. Wie jene den Chiton, das angezogene hemdartige Unterkleid, und das Hima-

tion, das umgelegte mantelartige Kleidungsstück, führen, so Römer und Römerin gleicherweise die Tunica als Unterkleid und dazu ein umgelegtes Oberkleid, welches beim Manne Toga, bei der Frau Pallia heißt. Aber es ist nicht ganz richtig, oder es kann wenigstens mißverstanden werden, wenn man die eine geradezu als Unterkleid, die andere als Oberkleid bezeichnet. Zur vollständigen Tracht gehörten allerdings beide vereinigt, aber die Tunica konnte und wurde auch allein als Hauskleid getragen. Nicht so war es in der Höhezeit der römischen Geschichte mit der Toga der Fall, wie es wohl die Griechen mit ihrem Himation machten. Spätere Nachrichten besagen aber, daß die Toga in den ältesten Zeiten allein getragen sei, und daß auch Cato der Alte, der Freund alter Sitten, es ebenfalls gethan habe. Wenn das richtig ist, so ist ebenso sicher, daß die Tunica gleich alt ist und daß sie mit und neben der Toga getragen worden, sei es von römischen Bürgern, sei es von schutzverwandten Bewohnern der Stadt.

Die Tunica (Abb. 62), das Hauskleid, die Tracht der niederen Stände, des Arbeiters, ist im Wesentlichen das geblieben, was sie war, ein blousenartig weites, angezogenes Kleidungsstück, zusammen genäht, gegürtet, Anfangs ohne Armel, dann mit halben Ärmeln, bis sich dieselben schließlich zum Handgelenk verlängerten. Der feinere Stoff unterschied den vornehmeren oder geringeren Mann; die Senatoren und die Ritter trugen sie auch mit einem Abzeichen, jene mit einem breiten Purpurstreif vorne vom Kinne bis unten herab, diese, die Ritter, ebenso mit zwei schmalen Purpurstreifen. Dem Manne reichte sie in der Regel bis zum Knie herab, die Frau selbstverständlich trug sie länger und weiter. So allgemein als Tracht sie begonnen, so allgemein endete sie mit der römischen Geschichte, oder sie ging vielmehr noch auf die romanisirten und germanischen Völkerschaften hinüber.

Anders die Toga. Sie kam in der leichteren Form des griechischen Mantels; sie hatte ihre Geschichte und machte wiederum dem Himation Platz. Kein Bild giebt genauen Aufschluß über ihre früheste Gestalt; wir kennen sie bildlich nur in ihrer vollendeten und großartigen Erscheinung. Eine Statue des Marius (Abb. 63), welche sie in ihrer älteren und einfacheren Gestalt darstellen soll, d. i. völlig gleich dem griechischen Himation, erregt aber dadurch Bedenken, weil zu den Zeiten des Marius die Toga

schon völlig ausgebildet war, möglicher Weise auch Marius, wie schon damals manche seiner Zeitgenossen, als Kriegsmann den leichteren Mantel vorgezogen hatte.

In ihrer vollendeten Gestalt ist die Toga (Abb. 64, 65) ein überaus stattliches und pompöses Kleidungsstück von Massenhaftigkeit des Stoffes und reicher Faltenfülle. Es ist die Tendenz des Griechen mit der schönen Falte



62. Einfache Tunicatragt mit kurzen Ärmeln.
Zeit des Kaisers Titus.



63. Togatragt;
f. g. Statue des G. Marius.

zu wirken nach römischer Art, die das Großartige liebt, gewaltig übertrieben. Die Art der Anlage ist im Grunde dieselbe wie die des Himation, aber sie ist viel complicirter, viel künstlicher. Der Stoff ist bei weitem größer und auch der Schnitt ein anderer geworden. Das Himation ist von viereckigem, oblongem Zuschnitt, die Toga oval, was die runde Form, die ebenfalls erwähnt wird, nicht ausschließt. Man darf aber nicht annehmen, daß die Toga zu allen Zeiten und bei allen Römern immer genau die gleiche in jeder Beziehung gewesen sei. In ihrer ovalen Gestalt hatte sie im längeren Durchschnitte etwa die dreifache Länge des Mannes und seine doppelte

Länge nach ihrer Breite. Bevor sie dem Körper angelegt wurde, legte man nach dem Längendurchschnitt ihre zwei Hälften über einander, doch so, daß die eine, die untere Hälfte, etwas größer war als die andere. Bei sorgfältiger und gewählter Toilette wurden bereits vorher beide Hälften in Längenfalten geschoben und diese wohl durch dazwischen gelegte Brettchen oder Klammern während der Nacht möglichst gefestigt.



64. Römische Toga,
volle Form mit sinus und umbo. (Statue.)



65. Toga, volle Form.
Statue des Marcellus, Enkels des Kaisers Augustus.

So vorbereitet, wurde die Toga in folgender Weise umgelegt: Das eine Ende derselben, oft noch mit einer Bleiquaste beschwert, legte man mit der Rundung nach außen, in der Weise vorne von der linken Schulter herab, daß noch ein gut Stück auf den Boden fiel; warum? wird sich so gleich zeigen. Die übrige, bereits vorgefaltete Masse zog man nun so über den Rücken, daß sie die ganze Rückseite des Mannes von den Schultern bis zu den Füßen bedeckte, zog sie dann weiter unter den rechten Arm hindurch und aufwärts schräg über die Brust zur linken Schulter, um den Rest wiederum über dieselbe und den linken Arm, die Hand frei lassend,

zu schlagen. Dies war nun aber — und darin besteht hauptsächlich der Unterschied von der Anlage des Himation — mit beiden Hälften der Toga, also zugleich mit doppelter Faltenreihe geschehen, von denen die untere, als die größere Hälfte, den Unterkörper deckte, die obere zur Schulter aufwärts den sog. umbo bildete. Beide Hälften sind vorne an der Statue sehr wohl zu unterscheiden (Abb. 64, 65). Es kam aber noch etwas hinzu.



66. M. Aurelius. Spätere Togaform.
(Statue.)



67. Kaiser Julian in der Toga, 4. Jahrhundert
nach Christo. (Statue.)

Ueber den umbo oder die obere Faltenreihe wurde schließlich noch das erstere, wie oben erwähnt, auf den Boden fallende Ende der Toga hervorgezogen, so daß sich eine Tasche, ein kleiner Bausch, ein Ueberfall (der sinus) auf der Brust bildete, die Füße aber vom Gewande frei wurden. So war die Toga in ihrer voll ausgebildeten Erscheinung; eine Variante der Anlage gab es für diese ihre Form kaum anders, als in der Art, daß sie den rechten Arm zugleich mitbedeckte (Abb. 66), sonst wohl nur in größerer oder geringerer Sorgfalt der Anlage.

Aber diese Form war viel zu großartig und viel zu künstlich für eine

gewöhnliche Tracht. Vor Zeiten war der Römer mit seiner Toga selbst in den Krieg gegangen; mit dieser Toga war das unmöglich. Sie wurde darum zur außergewöhnlichen Tracht, die der Römer anlegte, wo er sich als Römer, als *civis Romanus* zu zeigen hatte und zeigen wollte. Sie wurde das Staatskleid, mit dem er öffentlich auf dem Forum, vor Gericht, in der Volksversammlung, im Senat, auch im Theater erschien. Als Rom einen Kaiser erhielt, und ein Hofstaat und ein Hofceremoniell sich bildete, wurde sie in Gegenwart des Kaisers getragen, und da das Ceremoniell



68, 69, 70. Tribunen mit Tunica und Lacerna (Mantel).

herabstieg, auch vom Klienten vor seinem Patronus. Sie wurde so fast eher ein Kleid der Demuth als des Stolzes. Allerdings trug sie auch der Kaiser als friedliches Staatskleid, aber von Purpur, während nach alter Sitte die Toga des Bürgers von weißer Wolle war, und nur die Jugend sie ringsum mit einem Purpurstreif (*toga praetexta*) verziert hatte.

Wie die Toga Staatskleid wurde, bedurfte aber der Mann des Erbes. Zwar legte er, sich gegen die Kälte zu schützen, wohl zwei und mehrere Tuniken an, aber sein öffentliches Erscheinen erforderte des Anstandes wegen ein Oberkleid, das leichter und bequemer war als die Toga und unter Umständen auch gegen das Wetter schützte. Solche Oberkleider (im Allgemeinen als *pallia* bezeichnet) wurden schon lange vor der Kaiser-

zeit getragen, die trabea sogar, der Reitermantel, galt nach der Tradition als römische Königstracht. Sie führen verschiedene Namen als paenula, lacerna, synthesis u. a.; es ist aber schwer über ihre Form und Beschaffenheit zur völligen Klarheit zu kommen. Es ist eben anzunehmen, daß Namen und Formen wechselten. Die Synthesis, ein schmückendes Kleid, wurde zum Mahle getragen, wie sie aber aussah, wissen wir nicht. Die



71. Römischer Kaiser mit Tunica und Lacerna.
(Statue.)

Pänula, von dichterem, auch friesartigem Stoff, war der Reisemantel, der Schutz gegen böses Wetter; sie hatte ein Kopfloch in der Mitte, deckte Schulter und Körper und konnte auch mit einer Kapuze versehen sein. Die Lacerna (Abb. 68—71) war ein Mantel, vollkommen der griechischen Chlamys gleich, nur weiter und länger; wie diese wurde sie auf der rechten Schulter mit einer Agraffe befestigt. Wenn wir die Bilder befragen, so ist es diese bequeme Form ganz vor allen, welche als gewöhnliches Kleidungsstück die Toga vertrat. Zur Kaiserzeit trägt sie der Römer in der Stadt und auf dem Lande: es trägt sie im Feldzuge der Kaiser und der Offizier, zu Fuß und zu Pferde (Abb. 90), bald breit und stattlich und reich verziert, bald leicht und klein von der Schulter herab elegant über den linken Arm gelegt, wie Mercur die Chlamys trägt. Für diese kleine Gestalt

kommt auch der vom kurzen gallischen Mantel entlehnte Ausdruck sagum vor. Das Sagum gehört nur zur Kriegstracht.

War in der Tracht des Mannes eine doppelte Tunica die Ausnahme, so war sie in der Höhezeit bei der Römerin, die sich damenmäßig kleidete, die Regel. Wie im niederen Stand die Tunica allein genügte, so hatte auch die Kleidung der vornehmen Römerin mit einer Tunica und dem Ueberwurf dazu begonnen, aber die reichere Ausbildung des Lebens und des Luxus führte die Doppeltracht herbei, bei welcher nur die untere Tunica,

die etwa den Dienst des Hemdes versah, diesen Namen behielt. Die obere, nunmehr stola genannt (Abb. 72), war ein reiches, faltiges, über die Füße fallendes Kleidungsstück geworden, das, gegürtet oder ungegürtet, wohl im Wesentlichen die alte Form bewahrte, aber doch stattlich und vornehm stand. Sie konnte Ärmel haben, kommt aber auch ärmellos vor oder mit kurzen Ärmeln, welche, in der Länge offen, auf dem Oberarm mit drei



72. Faustina, die jüngere, bekleidet mit Tunica und Stola. (Statue.)



73. Julia, Tochter des Kaisers Augustus, mit Stola und Palla. (Statue.)

Agraffen gehalten waren. Um den Fuß herum hatte die Stola regelmäßig einen volantartigen breiten Saum, die instita, angenäht, und ein schmalerer Saum pflegte sich um den Hals zu ziehen. Er konnte golden sein, wie überhaupt Schmuck und Farbe von diesem Gewande nicht ausgeschlossen waren. Der elegante Anzug der Matrone, der vornehmen Dame ruhte größtentheils auf der Schönheit und der Kostbarkeit ihrer Stola.

Wenn die Dame ausging, legte sie über die Stola das mantelartige Gewand, die palla (Abb. 73, 74), welche die Toga vertrat und auch wohl als weibliche Toga bezeichnet wurde. Sie war aber nicht so schwer und

massig wie die Toga des Mannes und wurde auch nicht so in außerordentlicher Weise oder nur in außergewöhnlichen Fällen getragen. Ihr Umwurf war ein freierer, und sie glich darin ganz dem griechischen Frauenhimation. Wie dieses, kommt sie in größerer und kleinerer Gestalt, schwerer und leichter und daher auch mit verschiedenen Bezeichnungen vor, konnte leicht übergeworfen werden oder auch so togaartig in voller Weise, daß sie die ganze Figur einhüllte, selbst — und das ist nicht selten — auch schleierartig den Kopf. Es gab übrigens auch besondere Schleier, dichter oder von äußerster Zartheit. Die ganze Kleidung der Frauen war von Alters her von Wolle. Leinwand, im Hausrath sehr gebräuchlich, wurde selbst für die untere Tunica wenig verwendet, die Wolle aber wurde mit der Zeit so fein gearbeitet, daß sie sich der Gliederung des Körpers auf das zarteste anschmiegte, oder so durchsichtig, daß sie die Hautfarbe durchscheinen ließ. Es war wie in Griechenland, das damals ja mit Rom in jeglicher Culturverbindung stand. So bedienten sich die Römerinnen auch der milasischen Wolle und der durchsichtigen koischen Gewänder. Zur Kaiserzeit wurde auch die Seide eingeführt und nach ihrer Art zart und glänzend zur Damenkleidung, auch wohl zur Herrenkleidung verwendet, erst in Halbseide, dann seit Heliogabal in ganzer Seide. Die Seide kam in Cocons und in Geweben. Es gab zu Rom Seidenfabriken und Seidengeschäfte, zu denen die Damen kamen ihren Bedarf an Seidenstoffen auszuwählen und zu kaufen.

Schon der Gebrauch der Seide weist darauf hin, daß die Kleider wenigstens zur Kaiserzeit farbig sein mußten. Auch die Kleidung der Frauen hatte mit dem Weiß der Wolle begonnen, aber im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt waren die farbigen Kleider durchaus vorherrschend. Die Damen liebten den Purpur, und ihnen wurde im Gebrauch dieser Farbe von Gesetzes wegen, d. h. um der Eifersucht der Kaiser willen, weniger Schwierigkeit gemacht. Auf den zahllosen Bildern von Pompeji und Herculanum ist alles farbig; die Kleider erscheinen hellblau, roth, amethystfarben, violett, crocusgelb u. s. w. Zur Farbe trat das Muster hinzu und dergleichen die Stickerei; man sieht die Stoffe gemustert oder bestickt mit Streifen, Ornamenten oder Bordüren, mit Perlen und Gold. Die einfach würdevolle Matrone der alten Zeit war zur eleganten, reich geschmückten



74. Kaiserin Messalina mit dem kleinen Britannicus. (Statue.)

Dame geworden. Sie hatte nicht mehr das ernste, gemessene Römerthum zu vertreten, sie war die Blüthe einer langen, hoch ausgebildeten Cultur, die Herrin der Welt, die ihr Huldigungen darbrachte, deren Mittel ihr zu

Gebote standen. Dem entsprach denn auch die sonstige Toilette, der sonstige Schmuck von Kopf zu Fuß.

Der Römer, d. h. der Mann widmete seinem Kopfe nicht grade auffallende Sorgfalt oder raffinirte Kunst. Durch seine ganze Geschichte hindurch erscheint der Kopf sehr einfach. Niemals schmückten ihn so schöne Locken von so studirter und künstlicher Behandlung wie den der Griechen. Wie dieser trug er das Haupt unbedeckt; für Reisen gab es wohl verschiedene, meist gespitzte Hutformen (pileus), aber in der Stadt zog er bei schlechtem Wetter höchstens eine Kapuze über den Kopf. Sonst war sein



75. Kaiser Hadrian.

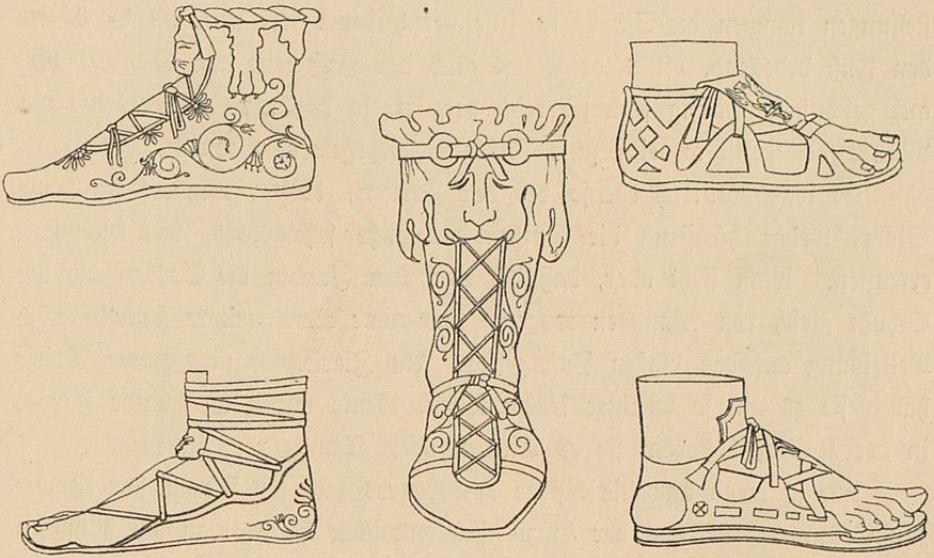


Kaiser Constantin der Große.

Haar, das er in sehr mäßiger Kürze trug, der einzige Schutz. Stutzer oder die Weichlinge der Kaiserzeit mochten es brennen und kräuseln, man bemerkt es aber nicht an den zahllosen römischen Köpfen und Büsten, die erhalten sind. In ältester Zeit trug der Mann den Vollbart in maßvoller Länge. Seit dem dritten Jahrhundert vor Christo kamen griechische Barbieri und Friseur aus Sicilien nach Rom, und nun wurde es Sitte den Bart zu scheeren. Von dieser Zeit bis auf Kaiser Hadrian (Abb. 75) sind alle römischen Gesichter glatt; nur die Armuth, die nicht einmal in den zahlreichen Barbierstuben das Rasiren zahlen konnte, behält den Bart und hier und da wohl ein jugendlicher Dandy. In Hadrian begegnet uns wieder der erste härtige Kopf mit kurzem Vollbart und kurzem Haupthaar. Von dem an wird der gestutzte Vollbart wieder Mode und dauert bis zu

jener Zeit, da mit dem Verfall Roms der griechisch-byzantinische Einfluß aufs Neue Boden gewinnt. Nach Constantin (Abb. 75) erscheinen bärtige und unbärtige Kaiser, bis im Ostreich die unbärtigen bleibend werden. In der Blüthezeit also, so lange die feinste, griechische Sitte herrschte, war das glatt geschorne Gesicht die Regel des Anstandes für jeden Römer.

Die Fußbekleidung (Abb. 76) dagegen hatte der Römer fast mehr ausgebildet als der Grieche. Seine Geschicke führten ihn weiter und öfter



76. Römische Fußbekleidung.

durch die Welt und mehr dem kälteren Norden zu, was ihn allein schon zu festerer und sorgfältigerer Fußbekleidung zwang. Dennoch wurden die Sohlen häufiger getragen als die Schuhe, und die Stiefel galten selbst für unrömisch. Selbst der Soldat trug schwere, nagelbeschlagene Sohlen. Die Befestigung derselben war wie bei den Griechen zunächst mit einem Riemen zwischen der großen und der zweiten Zehe; das übrige Riemenwerk, das Fuß und Ferse und Gelenk umwand, war sehr mannigfach angeordnet und konnte reich und zierlich den Unterschenkel umgeben, von wo es sich gewissermaßen in Binden (fascies) fortsetzen konnte. Hosen (braccae), die eigentliche Beinbekleidung, trug der Römer nicht, es sei denn in den nordischen Kriegen. Weichlinge der Kaiserzeit führten sie allerdings auch in

Rom ein, aber noch Honorius verbot sie in der Stadt. Vergebens, mit dem Untergang Roms war diese unrömische Sitte allgemein geworden.

Schuhe, oder wie wir sagen würden Halbstiefel, Schuhe, die eben die Knöchel mitbedeckten oder bis dahin reichten, waren nicht selten; ja eine gewisse Art derselben gehörte zur Toga und zur Senatorenracht. Sie waren farbig, weiß, roth, blau u. s. w.; wie sie aber sonst geformt waren, läßt sich nicht mit Genauigkeit bestimmen; vermuthlich änderte sich auch ihre Form im Laufe der Zeiten. Auf den Statuen oder sonstigen Darstellungen kommen die Schuhe in sehr verschiedener Art vor, oft in Einem den Fuß bedeckend, oft niedrig, oft auch den Fuß und den Schenkel hinauf geschnürt. Häufig sind sie reich verziert, so daß man erkennt, wie viel Mühe und Kunst an eine gute Fußbekleidung gewendet wurde.

Es war natürlich ebenso bei den Frauen, doch verhindert die lange Stola, welche höchstens die Spitzen der Füße sehen läßt, viel davon zu erkennen. Man sieht aber, daß die römischen Frauen die Sohlen wie die Schuhe gleich den Männern trugen, und zwar ohne weitere strumpffartige Bekleidung auf den bloßen Fuß gelegt. An Zierlichkeit und feiner Arbeit haben sie es um so weniger fehlen lassen, ebenso wenig an bunter Farbe; in der Kaiserzeit liebten sie es Riemen oder Schuhe roth zu tragen.

Um so mehr kam die Pflege des Haares und die Tracht des Kopfes zur Geltung. Seitdem der Luxus sich entwickelt hatte, trug die Römerin in der Regel den Kopf frei. In alten Zeiten hatte die Matrone den Schleier getragen, nicht das Gesicht einzuhüllen, sondern mehr als ein Zeichen der Würde oder als ein Buß, der von der Spitze des Hauptes über Rücken und Schultern herabfiel. Später kam er mehr und mehr außer Gebrauch, blieb aber regelmäßig der Braut zur Hochzeitstracht und zwar von röthlich-gelber Farbe. Auch sieht man nicht selten die Palla (Abb. 74) über den Kopf gezogen, wie die griechische Frau es mit dem Himation machte; so war es noch später Sitte der Priesterin. Als aber die Mode das erste Wort in der Haartracht zu sprechen hatte und die Coiffüren überaus künstlich wurden, ließ sich die Sitte das Haupt zu bedecken nicht mehr damit vereinigen. Nur das Ungemach des Wetters oder sonst besondere Gelegenheiten wie priesterliche oder religiöse Handlungen konnten bei der römischen Dame noch die Veranlassung sein.

In historischer Zeit ist die Haartracht der Römerin vom Einfachen zum Künstlichen vorgehritten. Die Frisuren der Kaiserzeit (Abb. 77—80) in voller Kunst herzustellen, bedurfte es stets der Mühe und Arbeit mehrerer Sklavinnen, die zu diesem Dienste durch förmlichen, Monate langen Unterricht herangebildet waren. Kämme und Bürsten, Nadeln, Zangen und Brenneisen, große und kleine Spiegel, Pomaden, Oele, Schminken, Färbemittel und was dergleichen mehr ist, standen in reicher Fülle zu ihrem



77. Agrippina die jüngere,
Gemahlin des Kaisers Claudius.



Agrippina die ältere,
Gemahlin des Germanicus.

Geschäfte bereit. Der Toilettekasten der Römerin, nicht selten selber ein Kunstwerk, war mit allem ausgerüstet, dasjenige, was die Natur gegeben hatte, zur schönsten Entfaltung zu bringen, was sie aber versagt oder hinweggenommen, für das Auge wenigstens zu erheucheln. Ein entzückender Anblick die Römerin, wenn sie, ein vollendetes Kunstwerk, aus dem Ankleidezimmer hervorging, aber eine bittere Täuschung dem Liebenden, der die alternde zufällig, denn sie sah es ungern, bei der Toilette beobachtet hatte! Mit ihrer Kunst oder vielmehr ihren Künsten verstand sie es die Jugend wieder hervorzurufen, aber nur durfte sie die Künste nicht sehen lassen. Mit ihrer Kunst wußte sie selbst die Haare roth zu färben, als

zur Zeit der Germanenkriege das rothblonde Haar Mode geworden war. Sie ägte und beizte es und ließ die Sonne darauf wirken, und wenn das nichts half, so setzte sie eine Perrücke von germanischem Frauenhaare auf. Es war einfacher so. Manche deutsche Sklavin blühte aus diesem Grunde ihr Haar ein, auch manche Freie, denn es wurde in den germanischen Provinzen ein einträglicher Handel damit getrieben.

An Abbildungen, zumal an Statuen und Büsten, welche uns noch



78. Faustina die jüngere,
Gemahlin des Kaisers M. Aurel.



Domitia,
Gemahlin des Kaisers Domitian.

heute die Coiffüren der römischen Damen in der Kaiserzeit vergegenwärtigen, fehlt es nicht. Die Formen sind äußerst mannigfach, zum Theil sehr individuell; sie wechselten nach der Mode des Tages. Dennoch lassen sich gewisse Gruppen unterscheiden, die sich meistens an griechische Typen anlehnen — auch hier spielt die griechische Cultur herein, — nur sind sie steifer, manierterter, mitunter bizarrer als ihre Vorbilder. Die einfachste Form ist wie die griechische, welche am meisten vorkommt: das Haar in der Mitte gescheitelt, auf beiden Seiten entweder in Flechten oder in einem Wulst nach rückwärts geschlagen, am Hinterhaupt in einem Nest vereinigt oder wieder zurück nach vorne geführt, um mit einem Knoten, dem *Nodus*,

über der Stirne zu enden. An diese Grundform schließt sich eine große Gruppe von Varianten an. Eine zweite Gruppe kann man als die Wellenfrisur bezeichnen: das Haar senkt sich vom Scheitel über Schläfen und Ohren in kunstvoll regelmäßig geschichteten Wellen herab und endet nestartig im Nacken. Diese Frisuren sind überaus häufig. Minder zahlreich ist jene Gruppe, bei welcher eine wohlgeordnete Reihe schöner Ringellocken das Haupt rings um den Nacken von Schläfe zu Schläfe umzieht. Sehr häufig dagegen ist die Diademfrisur, wie wir sie nennen wollen, bei welcher



79. Kaiserin Lucilla,
Gemahlin des Kaisers L. Verus.



Kaiserin Plautilla,
Gemahlin des Kaisers Caracalla.

ein Theil der Haare sich gleich einem geschwungenen Diadem, zuweilen in mehreren Schichten hinter einander, über der Stirne emporthürmt, eine Frisur, welche der Dame vielleicht die meiste Würde verlieh; sie ist aber auch von allen die steifste und barockste (Abb. 80).

Zu diesen Frisuren tritt ein reicher Schmuck von langen Nadeln, deren Köpfe zuweilen aus kleinen Figuren bestehen, von natürlichen oder goldenen Kränzen, von Diademen, an welche die Goldschmiedekunst alle ihre Geschicklichkeit in feinsten Arbeit, in Schmuck mit Perlen, Steinen und Email verwendet (Abb. 81). Die Römerin hatte früh die Liebe an Schmuck, wenn sie nicht schon ihr eigen war, von der Struzkerin gelernt, und grie-

chische Künstler und Handwerker waren es, welche in Rom diese Schmuckliebe künstlerisch befriedigten. Der Mann zwar, der Römer, begnügte sich in der Regel mit wenigem, mit einem Siegelring oder einer Fibula seinen Mantel auf der Schulter zu halten; mehr des Schmuckes zu tragen, die Finger mit vielen Ringen zu bestecken, oder gar mit schweren im Winter, mit leichten im Sommer, das gehörte zur Unbildung, zur Verweichlichung und war Sache des Emporkömmlings oder des Stuzers. Frauen dagegen



80. Kaiserin Matidia.

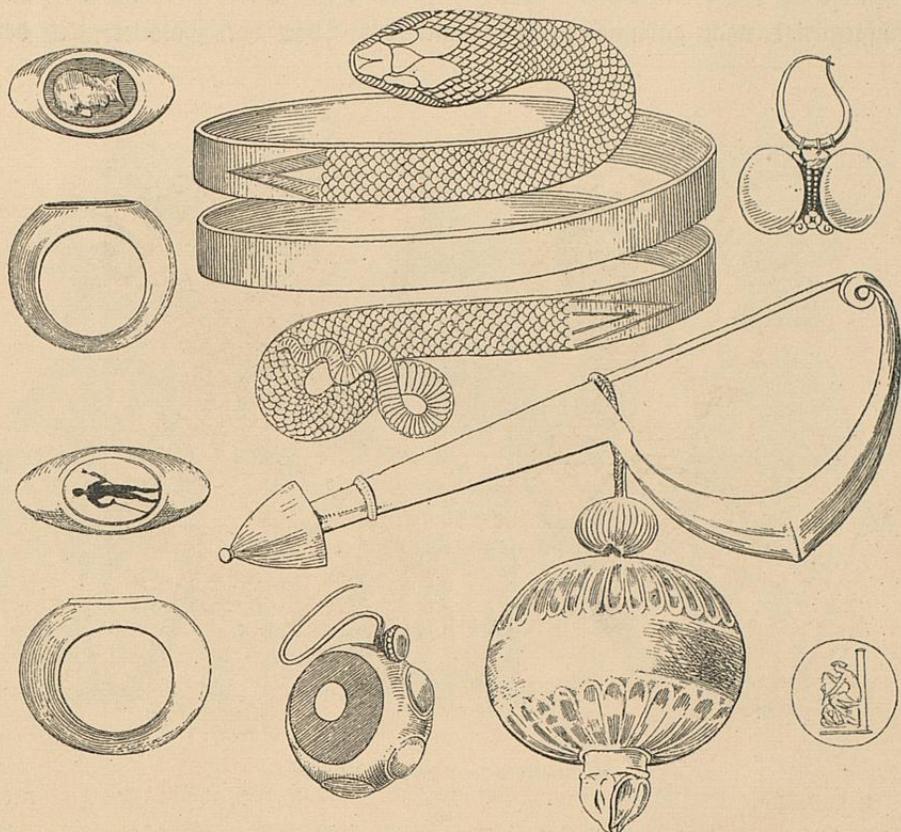


Julia, Tochter des Kaisers Titus.

trugen Schmuck in reicher Menge, wie im Haar, so in den Ohren, als Colliers mit allerlei zierlichen oder mysteriös bedeutungsvollen Anhängseln, mit Amuletten auf die Brust herabhängend, an Brochen und Spangen, an gewundenen, schlangenförmigen Armbändern, an Ringen, Gürteln u. s. w. Der Schmuck war oft so kostbar, daß sie ein großes Vermögen an sich trugen. So erschien einst Lollia Plautina, des Kaisers Claudius Gemahlin, mit Perlen und Smaragden so beladen, daß der Werth dessen, was sie an sich trug, — und sie wollte es mit Documenten beweisen — auf drei Millionen Gulden nach unserem Gelde geschätzt wurde. Und es war ihr Privatbesitz, nicht das Geschenk ihres kaiserlichen Gemahls. Nicht selten hing

eine oder auch mehr denn eine Million im Ohre in Gestalt einer einzigen Perle oder auch dreier Perlen, wie es eine Zeit lang Mode war, eine oben und zwei unten.

In dieser Zeit aber, in den ersten Jahrhunderten des Kaiserreichs, hatte die Schmuckliebe noch ihre edle Seite: neben dem materiellen Werthe

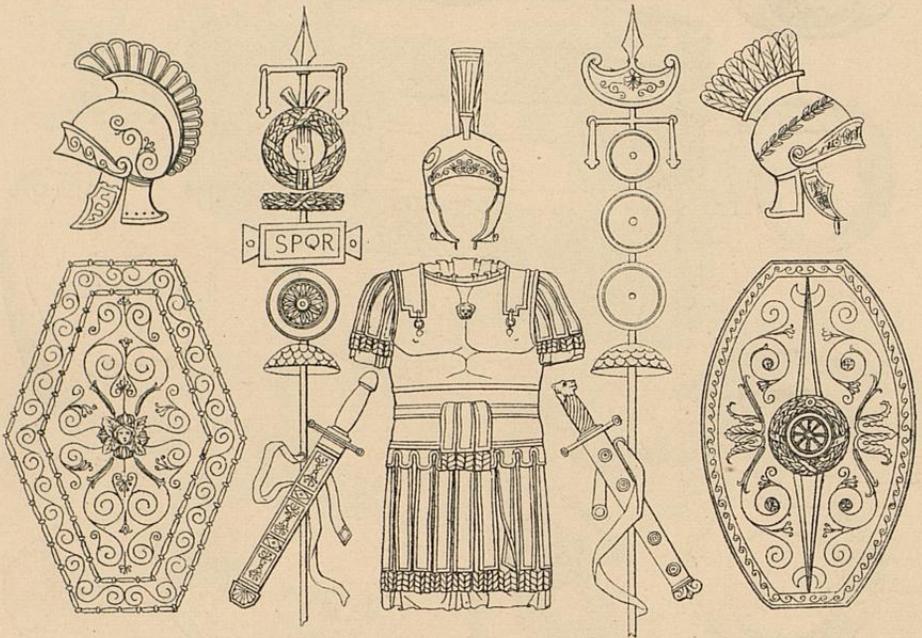


81. Schmuck der römischen Kaiserzeit. (Aus Pompeji.)

wurde die Kunst in Erfindung und Arbeit geschätzt. Das änderte sich aber, als im dritten und vierten Jahrhundert die Kunst verfiel und die Herrschaft nordischer Barbaren heranrückte. Da behielt das Material allein seinen Werth; man überlud sich mit Gold und Steinen in breiten Massen und bedeckte Tisch und Tafel damit. In solcher Art ging diese Seite des antiken Lebens und der antiken Kunst auf die germanischen Völkerschaften hinüber. Nicht viel besser war es mit Byzanz, wo immer noch ein gut

Theil der Technik blieb, wenn auch die Anwendung einen Vergleich mit Griechenland und Rom nicht aushalten konnte. — —

Die Friedenstracht des Römers, seine städtische Kleidung, wie sie bisher geschildert worden, scheint wenig für den Krieg geeignet, und sie wurde es um so weniger, je mehr sie sich in ihrer Größe und Masse entfaltete. Anfangs, heißt es, habe der Römer auch die Toga im Kriege getragen, aufgegürtet nach gabinischer Weise, mit der Toga der späteren Zeit der



82. Römische Waffen, Rüstung und Feldzeichen.

Republik war das unmöglich. Der miles Romanus mußte daher in seiner äußeren Erscheinung ein anderer sein als der civis Romanus; trug sich der Bürger weit und faltig, so der Soldat eng und kurz (Abb. 82—89).

Eine Nation wie die Römer, deren Lebenszweck Krieg und Eroberung war, mußte selbstverständlich das Waffenwesen allseitig durchbilden. Wie sie das Heer gliederte, gab sie jedem Gliede seine besondere Ausrüstung, und in dem Einen wie in dem Anderen, in der Gliederung des Heeres wie in der Ausrüstung, gab es im Laufe der tausendjährigen Geschichte zahlreiche Veränderungen, zahlreiche Neuerungen, es gab einen Fortschritt

und einen Verfall. Allein diesem nun nachzugehen, jeden Bestandtheil des Heeres nach seiner Art und Ausrüstung darzustellen, zu beschreiben und abzubilden, würde weit über Ziel und Gränze unserer Aufgabe hinausgehen; es kommt uns nur darauf an den römischen Soldaten als Gegenbild des römischen Bürgers in seiner charakteristischen Erscheinung zu schildern.

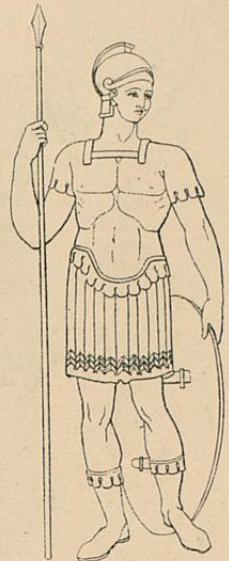
Der römische Soldat steht dem griechischen so nahe, wie die bürgerliche Tracht des Römers derjenigen des Griechen und gewiß nicht ohne guten



83. Römischer Soldat mit Schienenrüstung, von rückwärts.



84. Römischer Soldat mit Schienenrüstung, von vorne.



85. Römischer Soldat mit lorica (Leberrüstung).

Grund, nicht ohne den Culturzusammenhang, der früh und spät überall sich in der römischen Geschichte vordrängt. Der römische Soldat trägt in voller Ausrüstung den Brust- und Rückenpanzer, den eisernen oder ehernen Helm, Beinschienen, einen Schild, Lanze und Schwert. Die Spezialwaffen des Bogens, der Schleuder, der Art u. a. gehörten den Fremden, den Bundesgenossen. Diese volle Ausrüstung trugen schon die Soldaten des Servius Tullius, wenigstens diejenigen der ersten Steuerklasse. Mehr und mehr wurde die ganze Legion damit ausgerüstet, mit Ausnahme der leichten Glieder, bis in später Kaiserzeit theils die Größe des stehenden Heeres, theils die Zunahme barbarischer Völkerschaften im römischen Heere, theils

auch die Verweichlichung des Römers, dem zu schwer und lästig wurde, was seine Väter mühelos getragen hatten, einen Rückgang eintreten ließen. Dieser Rückgang führte zum Ablegen des Panzers oder zu einer leichteren Art, zum Leder, zurück.

Vom Leder (Abb. 85, 89) scheinen Rüstung (lorica, der Lederpanzer) und Helm (galea) ihren Ausgang genommen zu haben. Die historische



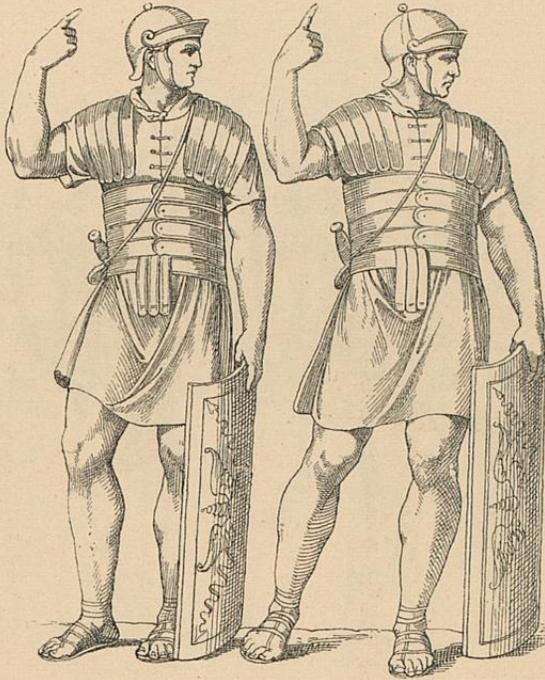
86. Prachtrüstung.
Drusus, Sohn des Kaisers Tiberius.



87. Kaiser Constantin II.,
4. Jahrhundert n. Chr. (Statue.)

Zeit kennt noch bei dem minder gut gerüsteten Soldaten den Lederpanzer mit rings horizontal darauf befestigten Eisenschienen, und ebenso als Helm eine Lederhaube, die mit Bügeln von Stahl oder Bronze im Kreuz beschlagen ist. Aber sehr frühe schon — der Vergleich mit der griechischen Geschichte weist darauf hin — existirte auch der geschmiedete Panzer, welcher, aus Brust- und Rückentheil bestehend und mit Schulterstücken und Gürtel verbunden, ganz wie der griechische, sich der Form des Oberkörpers anschmiegte (Abb. 86, 87); nur ging er tiefer als der griechische über den

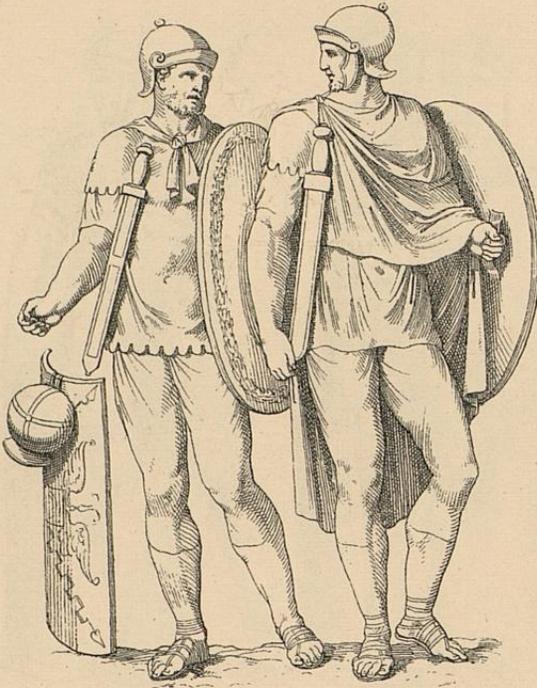
Unterleib herab, den noch senkrecht herabhängende, metallbeschlagene Bänder sicherten. Den geschmiedeten Brustpanzer trugen alle bestausgerüsteten Soldaten; der vornehme Offizier, der Legat oder Kriegstribun stattete ihn, seitdem griechische Künstler in Rom arbeiteten, mit Schmuck und zierlichem Bildwerk aus. So sieht man allerlei Darstellungen auf den Rüstungen der Kaiser an ihren Bildsäulen. Zu einem solchen Panzer gehörten Bein-



88. Soldaten mit Schienentrüstung. (Von der Trajanssäule.)

schienen (ocreae) aus dem gleichen Metall, Bronze oder Eisen, geschmiedet, der Form des Schenkels angepasst und mit Wolle gefüttert, zuweilen auch reich verziert. Der Helm hatte die gleiche Vollendung: ganz von Erz oder gestähltem Eisen, hatte die Haube einen tief herabgehenden Nackenschirm erhalten, Backenklappen und Visier, dazu als Schmuck einen Helmbusch von Federn oder rothgefärbten Pferdehaaren. Hadrian ließ auch die Helme seiner Reiter vergolden. So war der vollständige Helm, neben welchem die einfache Metallhaube oder die metallbeschlagene Lederhaube bei minder gut gerüsteten Soldaten in Gebrauch blieben.

So verschieden neben einander waren auch die Schildformen, doch versteht es sich, daß jede Abtheilung des Heeres oder der Legion allemal die gleiche Ausrüstung, die gleichen Waffen führte. Der Schild machte in der Geschichte, soviel sich aus den Nachrichten erkennen läßt, den Weg vom Größeren zum Kleineren und Leichterem. Je mehr der Panzer sich vervollkommnete, je weniger bedurfte man des Schildes. Auch gingen meh-



89. Soldaten mit Schwert und Schild. (Von der Trajanssäule.)

tere Formen neben einander her. Recht römisch erscheint das scutum, die Hälfte eines der Länge nach durchgeschnittenen Cylinders, die sich gewissermaßen um den Leib bog. Der Fußgänger und der Reiter führten diesen Schild; jenem deckte er den Körper bis zu den Knien, zu den Beinschienen herab. In der Kaiserzeit waren die Legionen meist mit kleineren ovalen Schilden bewehrt. Diese Schilde hatten eine Verzierung oder Abzeichen nach der Abtheilung der Legion, zu welcher sie gehörten. Die Verzierung, aus Metall bestehend, diente zugleich zur Verstärkung des hölzernen, mit Leder oder Eisenblech überzogenen und mit Metall um-

ränderten Schildes. Ein Führer, der reich und vornehm genug war mit seiner Ausrüstung zu prunken, glänzte auch wohl mit einem silbernen Schilde.

Ebenso waren auch die Angriffswaffen von verschiedener Form. Die alte kurze Lanze, die hasta, war seit Camillus bei dem Legionssoldaten meistens durch das sechs Fuß lange pilum mit zwei Fuß langer Eisenspitze ersetzt worden. Schwer und nachdrucksvoll, zum kräftigen Stoß



90. Römischer Reiter mit Lorica und Sagum (Reitermantel).

und zum nahen Wurf gleich geeignet, war das Pilum die eigentliche gefürchtete und gefährliche Waffe des römischen Soldaten. Im Handgemenge trat dann auch zum kurzen Stoß unter dem Schilde das kurze, zweischneidige, lang zugespitzte Schwert, das er bis auf Hadrians Zeiten an einem Wehrgehäk an der rechten Seite dicht unter der Achsel trug (Abb. 89). Dann nahm ein Messer oder Dolch seine Stelle ein, und das Schwert kam an die linke Seite. Gewöhnlich war das Schwert von Bronze; doch kommt es auch von Eisen vor. Auch andere Schwertformen führte zu Zeiten der Römer; als solche werden das gallische und das spanische Schwert genannt; sie waren länger, doch beide wieder verschieden.

So die Bewaffnung des römischen Soldaten, zu welcher natürlich noch eine gewisse Bekleidung gehörte, denn der Panzer trug sich nicht auf bloßem Leibe. Jeder Soldat, ob Offizier oder Legionär, trug eine kurze, in der Regel, namentlich in älterer Zeit, ärmellose Tunica. Wer einen Panzer zu führen hatte, legte ihn darüber. Ferner trägt Soldat und Offizier einen kurzen Schultermantel, das sagum, das, auf der rechten Schulter geheftet, die rechte Seite offen ließ; im Kampfe lag es locker auf dem linken, dem Schildarm. Die Fußbekleidung des Soldaten war wie die gewöhnliche und ebenso verschieden, nur war die Sohle von besonderer Stärke und auch wohl mit Nägeln beschlagen. In den Kriegen gegen die nordischen Barbaren hatten die Römer auch die Beinbekleidung, die Hose, kennen lernen. Die Germanen trugen sie nicht, aber ein Theil der Gallier, dann die Dacier, Pannonier und die Sarmaten. Der römische Soldat, ihnen gegenüber Winter und Sommer zu Felde liegend, nahm sie der Wärme wegen von ihnen an, doch nicht in der weiten, am Fuße gebundenen Form der Dacier, sondern enger anliegend und nur bis unter das Knie reichend, also in einer Form, welche dem antiken Gefühl weniger widersprach (Abb. 90). Als Rom verfiel und die Römer verweichteten, nahmen sie von den Soldaten die Hosen an, und von ihnen selber erst erhielten sie die Germanen, welche in ihren Heeren dienten und Rom in seiner letzten, gefährdeten Zeit schützten, bis sie die Herren desselben wurden. Bewaffnung, Führung, Kriegskunst gingen von den Römern auf sie über, aber als Barbaren noch nicht im Stande dasjenige, was sie erhielten, voll zu würdigen, führten sie es andere Wege, zu neuen Bildungen und Gestaltungen, zur Bewaffnung und Kriegsweise des Mittelalters. Auf diesem Wege wurde aus dem Römer der Ritter, wie das mittelalterliche Costüm aus der Umbildung des römischen hervorging.

Byzantiner.

Ganz anders als es im Abendlande geschehen sollte, vollzog sich die Umbildung oder Weiterbildung des antiken, des griechisch-römischen Costüms im griechischen Kaiserreiche. In Bezug auf das Waffenwesen war die Veränderung freilich von wenig Bedeutung, wenn man nicht das griechische Feuer, das aber außerhalb unserer Darstellung liegt, mit in Rücksicht bringt. Fremdlinge waren es, selbst Abkömmlinge des Nordens, welche im Solde des griechischen Kaisers dienten, seine Heere bildeten, seine Schlachten schlugen und Thron und Reich schützten.

Was im byzantinischen Reiche, in der Gesellschaft Constantinopels, am kaiserlichen Hofe mit dem Costüm vor sich ging, kann man auch eigentlich keine Umbildung nennen. Obwohl das Reich in seiner tausendjährigen Existenz Zeit genug dazu hatte, war die Veränderung doch keine so gründliche wie im Abendlande, wo dasjenige, was gegen den Schluß des Mittelalters, zur Zeit, da das griechische Reich sein Ende fand, aus dem antiken Costüm geworden war, sich als etwas vollständig Anderes in Wesen und Form darstellte. Im Abendlande hatte das Costüm, wie wir sehen werden, unter einem ununterbrochenen Zuge der Veränderung gestanden, bis aus diesem Zuge sich die stete Sucht nach Neuem, der Wechsel der Mode, wie er heute besteht, herausgebildet hatte. In Byzanz dagegen ist das Beharren der herrschende Charakterzug, wie in der Cultur, so im Costüm, bis daraus in jenem Zweige, der vom Byzantinismus außer der Religion allein geblieben, in der Kunst, ein völliger Stillstand geworden. So liegen die Dinge im Osten und im Westen grade umgekehrt.

Daher bleiben denn im griechischen Reiche an beiden Geschlechtern dieselben Kleidungsstücke der antiken Tracht; noch am Ende des Reiches sind sie unschwer erkennbar. Nichtsdestoweniger sind sie nicht ohne Abänderungen, ja dem Geiste nach wesentliche Abänderungen geblieben, wie ja auch das Kaiserthum Byzanz nicht ein stückweis Sterben war, sondern seine Schicksale hatte und wie jedes andere Reich auf- und wieder abstieg. Seit der Beendigung des Bilderstreites, seit Basilius dem Macedonier, erlebte es selbst ein paar Jahrhunderte erneuter Blüthe, da es so zu sagen aktiv war,

indem es den slavischen Völkerschaften Religion und Cultur brachte, eine Blüthe, die ja auch in seiner Kunstgeschichte wohl erkennbar ist. Zudem war Byzanz, vom Westen losgetrennt, allzunah an Asien und mit ihm in allzuenger Verbindung, um nicht orientalische Einflüsse erleiden zu müssen. Zu jener Zeit, da das oströmische Reich gegründet wurde, stand das neu-perfische in vollem Glanze, und wenige Jahrhunderte darnach erhob sich das Weltreich der Araber und rückte mit seinen Waffen und seiner neuen Cultur bis vor die Thore Constantinopels.

Die herrschende griechische Bevölkerung des Ostreiches, wie sehr auch hochgebildet, konnte solchen Einflüssen keine originale, lebensvolle Schöpferkraft entgegenstellen und gab sich ihnen daher zum Theil sehr gern und willig hin. Ohnehin hatten die römischen Kaiser seit Diocletian sich mit asiatischem Hofstaat zu umgeben und mit asiatischer Hoheit und Herrlichkeit von ihren Untergebenen zu trennen gesucht. Zu Constantinopel wurde der Hof in seinem Ceremoniell völlig wie ein asiatischer, nur daß er, mit der griechischen Kunst und Literatur hinter sich, auf die höchste Feinheit des Geistes und der Bildung Anspruch erhob. Zum asiatischen Pomp gehörten die orientalischen Kleiderstoffe, und diese allein mußten um ihrer Art willen dem Costüm ein anderes Aussehen geben, selbst wenn die Trachtenformen dieselben blieben.

In der antiken Kleidung, im classischen Costüm der Griechen und der Römer war durchweg Wolle derjenige Stoff gewesen, welcher den künstlerischen Charakter, den plastischen Werth des Costüms abgegeben hatte. Seide war allerdings seit beginnender Kaiserzeit viel getragen worden, aber sie hatte immer nur einen Nebenstoff gebildet. Im oströmischen Reich wurde das anders. Den Heimatländern der Seidenfabrikation näher gerückt, orientalischem Glanze mehr zugeneigt, war Byzanz mehr empfänglich für diesen schimmernden Stoff und seine Reichen und Vornehmen mehr begierig sich in Seide zu hüllen. Unter Justinian wurde nun auch der Seidenbau (552—555) eingeführt und die Fabrikation von Seidenstoffen in den griechischen Ländern selber betrieben, wodurch die Erlangung erleichtert, die Verbreitung allgemein wurde. Ein wesentlich malerischer Stoff trat also an die Stelle eines wesentlich plastischen.

Dazu kam ein anderes Moment. Der Orient hatte immer die bunt-

farbigen, gemusterten Stoffe vorgezogen, Griechenland und Rom aber die einfarbigen, wenn auch nicht farblosen und unverzierten. Der Orient hatte seine Seidenstoffe mit goldenen Mustern durchwebt und überstift, mit regelmäßigen, geometrischen Mustern in Kreisen, in Vier- und Vielecken, in Sternen, mit Pflanzen und Arabesken, mit Thierfiguren, wie Löwen,



91. Der kaiserl. Feldherr Valens. 5. Jahrhundert.
Spät römisches Costüm mit gemustertem Stoff.
(Eisenbein in Monza.)



92. Kaiser Athanasius in Consulartracht.
6. Jahrhundert. Gemusterte Tracht.
(Von einer Eisenbeintafel.)

Adlern, Elefanten, zuweilen auch mit Gestalten höchst phantastischer Art, wie sie märchenhaft die morgenländische Phantasie seit Urzeiten geschaffen hat. Rom hatte dergleichen von sich abgewiesen bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts. Genau um diese Zeit aber, wie Ammianus Marcellinus berichtet, sah man die bunten Kleider aus dem Palaste der Cäsaren in die Straßen Roms herabsteigen, junge Elegants, die ihre Mäntel zurückwarfen, um die langen Goldfransen und die Thierfiguren auf ihrer Tunica bewun-

dern zu lassen. Die Mode, die Anfangs bescheiden mit Blumen, Ornamenten oder Thierfiguren, in Kreisen eingeschlossen (Abb. 91), auftrat, wurde allgemeiner unter den Reichen und Vornehmen und ausschweifender in den Gegenständen. Man ging von Thierfiguren, von Löwen, Bären, Pantheren, Adlern, Elefanten zu Menschenfiguren und scenischen Darstellungen, zu völligen Bildern über, wie sie der Maler auf Wand und Tafel darstellt. Fromme Christen verzierten ihre Tuniken und Pallien mit Gegenständen der christlichen Geschichte, mit der Hochzeit zu Kana, mit den Wundern Christi und seiner Leidensgeschichte, glaubten damit ein frommes Werk zu thun und sich in einer Gott wohlgefälligen Weise zu kleiden.

Was in Rom noch auffallend war, so daß die Jugend sich um solche Tracht, wenn sie auf der Straße sich zeigte, versammelte und ihre Träger mit Lachen und Spott verfolgte, das wurde im christlichen Byzanz, bei den Römern Constantinopels, den Oströmern, zur gewöhnlichen Erscheinung. Die Byzantiner nahmen mit Begierde die buntgewirkten orientalischen Seidenstoffe auf und bestickten sie ferner mit Gegenständen ihres eigenen Geschmacks, unter denen die christlichen obenan standen. Und so war es auch die Geistlichkeit, welche die Mode am eifrigsten und am weitesten trieb. Noch heute haben sich Beispiele aus alter Zeit erhalten. Es sei z. B. an den Krönungsmantel des heiligen Stephan von Ungarn erinnert. Ja die Sitte dauert in der römischen Kirche noch fort bis auf den heutigen Tag.

Beides, Seide wie Gold, das den ganzen Prachtstoff durchzog und überzog und an allen Säumen glänzte, mußte nun dem Costüm ein ganz anderes Ansehen geben (Abb. 92—94, 96). Statt mit Schatten und Licht und Linie wirkte der neue Stoff mit Glanz und Schimmer und seiner farbigen Buntheit; das schwere Gold hielt den Stoff glatt oder zog ihn in grade, spitze Falten, wie man das überall an den byzantinischen Figuren sieht. Ein reicher Besatz von Goldborten mit Perlen und Edelsteinen, die in Massen aufgenäht wurden, wirkte in der gleichen Richtung. Sene Falte also, welche die charakteristische Schönheit des griechischen und römischen Costüms gebildet hatte, verschwand, und die Tracht verlor damit ihren plastischen Werth. Sie bedurfte daher auch nicht mehr der Masse und der Fülle wie ehemals, und das Gewand konnte mit weniger freigebiger Hand zugeschnitten werden. Je platter, flacher, faltenloser es auf dem Leibe lag,

je mehr wirkte der Glanz der Seide und des Goldes, je klarer erschien das bedeutungsvolle Muster.

So veränderte sich allerdings der Charakter der antiken Tracht im byzantinischen Reiche, obwohl die Stücke der Kleidung dieselben blieben wie in der classischen Zeit. Die Toga war freilich außer Gebrauch gekommen. Man sieht sie zuletzt auf den elfenbeinernen Consulardiptychen des vierten und fünften Jahrhunderts und später als Tracht der letzten Consuln oder Kaiser in Consulatracht, aber meist straff um den Leib gezogen und von buntgemustertem Stoffe (Abb. 92). Keine Spur trägt sie mehr von der alten Größe und Majestät. Aber die anderen Stücke sind alle geblieben, Himation und Pallium, die Chlamys und der Chiton, die Stola und die Tunica. Nur weiß man nicht, ob man die griechischen oder die römischen Namen gebrauchen soll, denn im Laufe des römischen Kaiserreichs ist wie die Cultur, so auch die griechische und römische Tracht völlig in Eins zusammengegangen. Die Byzantiner nennen sich Römer und sprechen griechisch, und so ist auch ihre Tracht, wie man will, dem Ursprunge nach als römisch oder griechisch zu bezeichnen.

Die byzantinische Kleidung besteht also nach ihren Hauptstücken aus dem langen, angezogenen Rocke (Tunica oder Chiton) und dem Mantel. Dieser Mantel aber behält die Form des Himation, die togaartige schräge Umlage, wie die Griechen dieses Kleidungsstück trugen, nur in der Kunst, und zwar sind es Christus, die Apostel und andere ihnen nahe stehende Heilige, welche neben einfacher, weiter und langer Tunica stets und regelmäßig also bekleidet werden und diese Kleidung durch die ganze Geschichte bewahrt haben. Die byzantinische Mode dagegen verlangt den umgehängten, auf der rechten Schulter mit einer Agraffe zusammengehefteten Mantel (Abb. 93) in der Form, wie ihn schon die Römer trugen, nämlich in der Form der Lacerna, des Sagum oder der griechischen Chlamys. Er ist aber länger als die letztere, bei Vornehmen von reichem Stoffe und reich besetzt. Als Würdezeichen ziert oder verunziert ihn, wie man auf den Bildern häufig sieht, ein reiches, auf der Brust viereckig eingesetztes Stück von anderer Art, das schon auf den Consulardiptychen erscheint und wohl den *latus clavus* der Senatorentunica vertritt (Abb. 93). So tragen diesen Mantel regelmäßig die Vornehmen von Byzanz, so Kaiser Justinian und

▷ nach lesen!

seine Hofbeamten, so noch Kaiser Nkephoros Botoniatos (1078—1081) auf seinem Bilde. Des letzteren Genossen aber, vornehme Hofbeamte, in bunter, steifer, gänzlich faltenloser Kleidung tragen ihn unter dem Kinn geknüpft oder geheftet, wie das damals Sitte im Abendlande wurde (Abb. 94).



93. Kaiser Justinian und sein Gefolge. 6. Jahrhundert. (Mosaikbild in Ravenna.)

An diesen Figuren sieht man zugleich, wie die Tunica durchaus steif und faltenlos geworden ist, obwohl sie bis auf die Füße herabreicht. Kriegsleute freilich und niederes Volk tragen sie kürzer. Und das ist die Veränderung, die formell mit ihr in Byzanz vor sich gegangen: sie ist ein sackartiger Rock mit langen, an der Hand geschlossenen Ärmeln geworden, der weder den Contouren und Formen des Körpers folgt, noch in der Falte Schönheit sucht. Worauf es ankommt, das ist Reichthum des Stoffes

und Befazes. Der Charakter ist weiblich, was denn auch Liutprand, der Gesandte Ottos des Großen in Constantinopel, wohl erkannte. Der Beherrscher der Griechen, sagt er in seinem Bericht, trägt langes Haar, lange Kleider, weite Ärmel und eine Weiberhaube.



94. Kaiser Nikephoros Botaniates. 11. Jahrhundert. Faltenlose bunte Tracht. (Miniature in Paris.)

Diese Beschreibung ist, wie Liutprand selber angiebt, im Gegensatz gegen die kurze Kleidung des deutschen Kaisers zu nehmen. Die Bilder zeigen die vornehme Kleidung der byzantinischen Herren nicht die Füße bedeckend; die weiten Ärmel beziehen sich auf eine obere Tunica des Kaisers, wie denn das Tragen zweier oder mehrerer so wenig ausgeschlossen war, wie früher in Rom. Das lange Haar reicht nur eben über die Ohren und

in den Nacken herab; es wurde aber nach und nach häufigere Sitte, darüber eine Kopfbedeckung zu tragen, wie sie in verschiedener Gestalt auf dem Bilde des Nikephoros erscheint. Der Bart ist schwankend; bald ist das Gesicht glatt, bald mit kurzem Vollbart. Der Kaiser trug auch, von der Krone oder der Kronenhaube herabhängend, ein Stück seidenen Stoffes, welches den Nacken umgab und auf die Schultern fiel. Neuere Künstler

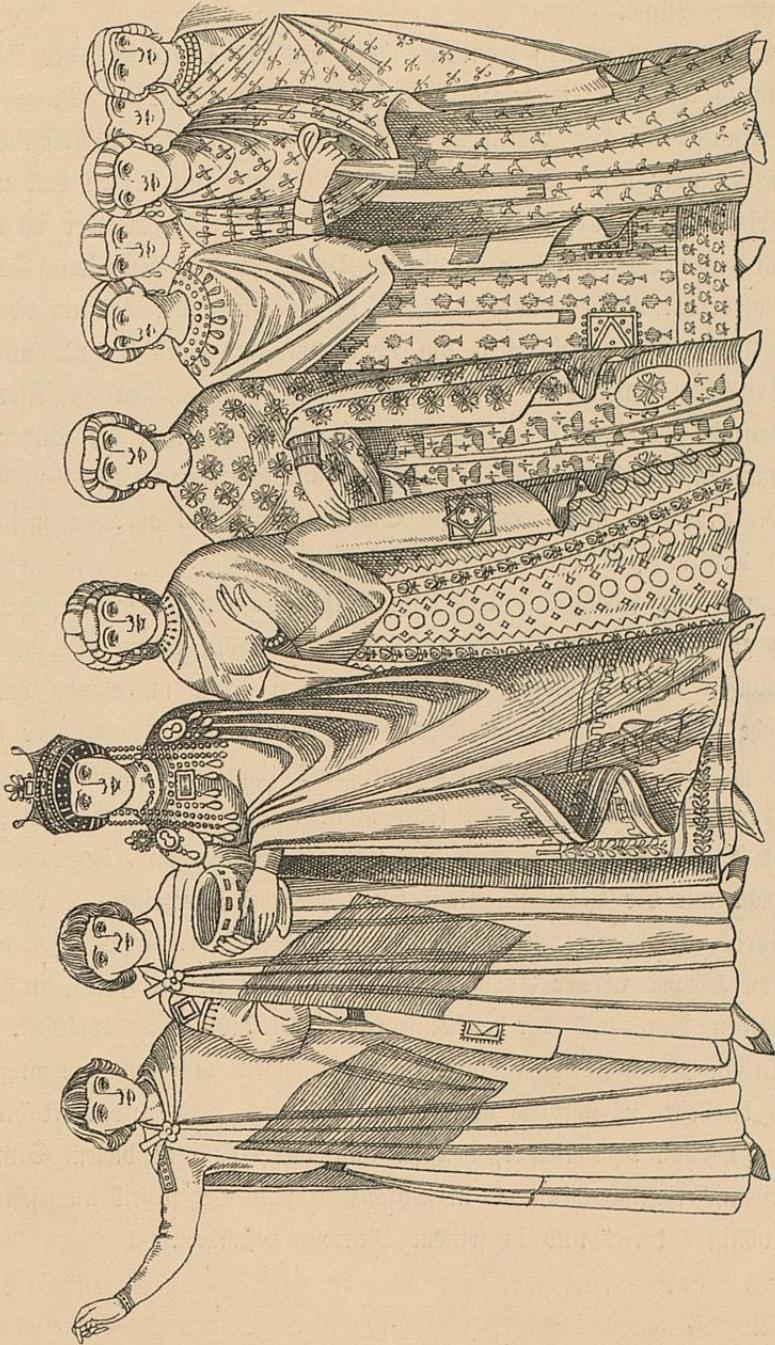
haben fälschlich auch Karl den Großen damit dargestellt. Weinbekleidung war allgemein geworden, Schuhe, von Leder oder von Seide und mit Gold und Perlen bestickt, hatten die Sandalen verdrängt, und den Unterschenkel, wo ihn die Kriegstracht sichtbar macht, deckt statt der alten Binden gewöhnlich ein bis zum Knie reichender Strumpf, der bei Vornehmen aus gemustertem oder gesticktem Seidenstoff bestand.

Prunkend und steif wandelte auch im Gegensatz gegen die Römerin die vornehme Frau (Abb. 96) von Constantinopel, zumal die Dame vom Hofe einher, gekleidet in den gleichen bunten, glänzenden Stoff von dem gleichen formlosen Zuschnitt. Ihr Rock war die Tunica (oder die Stola, wenn man ihn noch nach der römischen Matrone bezeichnen will), aber Freiheit und Fluß der Falten, die man noch zur Zeit der Scheidung beider Reiche, so an dem Bilde der Galla Placidia, des Theodosius Tochter, sieht (Abb. 95), waren verschwunden.

Man kann das nach und nach beobachten. Man sieht den Anfang schon auf den Bildern der Katakomben bei christlichen Frauen, deren Stola nicht selten sackartig faltenlos erscheint, geschmückt mit zwei goldenen oder purpurnen Streifen, welche senkrecht von den Schultern bis zu den Füßen herabgehen. Die Tunica der byzantinischen Dame reichte lang bis über die Füße herab, schloß sich eng um den Hals und mit langen Ärmeln eng um das Handgelenk. Wenn die Dame eine zweite Tunica trug, hatte diese kurze, offene Ärmel. Mit Stickerei, Borten und Besatz war sie schließ-



95. Galla Placidia, Tochter des Kaisers Theodosius. 5. Jahrhundert. Elfenbeintafel. Spätromische Tracht.



96. Kaiserin Theodora, Gemahlin Justinians, und ihr Gefolge von Tamen und Herren. Byzantinische Hoftrachten. 6. Jahrhundert. (Mosaik in Ravenna?)

lich ein Kleid in unserem Sinne geworden und nicht mehr eine Gewandung im antiken Sinne.

Etwas mehr antiken Charakter bewahrte das Oberkleid, der Mantel. Wenigstens wurde er umgelegt, zwar nicht wie derjenige der Männer mit einer Agraffe auf der rechten Schulter geheftet, sondern gewöhnlich von hinten her über beide Schultern gelegt und vorne mit beiden Enden nach rückwärts über die Schultern geschlagen, und zwar über einander im Kreuz, also in einer Weise, die vom antiken Umwurfe des Himation oder der palla abweicht. Auch kommt er häufig in der Form der Pänula vor, mit einem Kopfloche fest geschlossen um Schultern und Hals liegend und mit den Armen aufgenommen. Diese Form tragen die meisten Begleiterinnen der Kaiserin Theodora auf Abb. 96. Ueberhaupt zeigen die Bilder, daß die byzantinischen Damen den Mantel verschieden trugen, sei es nach Zeit und Mode, sei es nach Rang und Stand. In allem aber lassen sich die antiken Motive nicht verkennen.

In Einem jedoch hat das byzantinische Costüm seinen classischen Ursprung gänzlich verleugnet. Nicht in der Haartracht, indem man z. B. in dem Wulst, der das Gesicht der byzantinischen Frau umrahmt, das alte griechische und römische Urbild wieder zu finden vermag, wohl aber darin, daß es gänzlich die Mitwirkung des Körpers abweist. In der byzantinischen Tracht spielt die Nacktheit keine Rolle mehr, weder der Arme, noch der Brust oder der Beine, noch viel weniger des ganzen Körpers wie bei dem leicht mit der Chlamys gekleideten athenischen Jüngling. Der Grieche war Christ geworden, und das Nackte war die Sünde. Ebenso wenig ließ man den Körper in der Farbe durchscheinen oder in der Form, in seinem schwellenden Bau mit der anschmiegenden Kleidung sich abbilden. Die byzantinische Tracht, wie sie sich in der Höhezeit und am Ausgange des Reiches darstellt, ist gänzlich verhüllend, gradlinig, platt und abstrahirt gewissermaßen von dem Körper, den sie umkleidet. Und in diesem Sinne ist das griechisch-römische Costüm in Byzanz in sein Gegentheil umgeschlagen; es ist völlig entartet und in seinem Marke abgestorben.

II. Buch.

Das Mittelalter.



1. Kapitel.

Die Germanen und die Romanisirung des abendländischen Costüms in den neuen Reichen.

Während im Osten, im byzantinischen Reiche, das griechisch-römische Costüm sich auslebte, zu asiatischem Prunke, zu asiatischer Formlosigkeit entartete, endlich mit dem Falle Constantinopels unterging und in seinen letzten Spuren aus der Welt verschwand, während daß hatte es im Westen und in der Mitte Europas, in den Ländern der christlichen Cultur ein neues Leben geführt. Es war nicht abgestorben mit dem Falle Roms, mit der Ueberschwemmung Italiens durch die nordischen Barbaren, mit dem Untergange des weströmischen Reiches. Wie die griechisch-römische Cultur — in welch schwachen Resten, in welchen gesunkenen Formen auch immer es geschah — auf die nordischen Völkerschaften überging und die Grundlage ihrer nachfolgenden Civilisation wurde, so übernahmen diese auch das antike Costüm. Sie übernahmen es freilich nicht, um es in seinem antiken Charakter zu bewahren, sondern um alsbald aus seiner Grundform eine Fülle anderer Formen, anderer Trachtenbildungen hervorgehen zu lassen, welche, wenn man ihre Entstehung verkennet, den antiken Ursprung vollständig verleugnen. Sie sind Kinder eines anderen Geistes, Kinder einer

anderen Zeit, des Mittelalters und der Neuzeit geworden. Keine Spur scheint auf die antike Kleidung zurückzuweisen, und doch sind die Trachten des Mittelalters und die Moden von heute die Nachkommen des griechisch-römischen Costüms, allerdings nach so und so viel Geschlechtern, nach so und so viel ungezählten Veränderungen. Denn von dem Momente an, da jene europäischen Völkerschaften, welche fortan die Schöpfer und Träger der europäischen Cultur sein sollten, die antike Tracht annahmen, von dem Momente an ist die Geschichte der Trachten eine ununterbrochene Formenbildung, eine Schöpfung, bei welcher eine Form aus der anderen hervorst wächst. Alles ist Umänderung, Umwandlung, die an dem Alten, an dem Vorhandenen vor sich geht.

So ist denn auch die Uebernahme des antiken Costüms durch die westlichen und nordischen Völker kein plötzliches Ereigniß. Es ist ein Proceß, der sich erst in Jahrhunderten, ja fast in einem Jahrtausend vollzieht, schneller in Spanien und Gallien, den rasch und gründlich latinisirten Provinzen, langsamer auf germanischem Boden und überall bei den deutschen Völkerschaften, auch bei denen, die sich auf dem Boden des römischen Reiches niedergelassen hatten. Auch ist es nicht das griechische Costüm in seiner Reinheit, in seiner Verbindung von Faltenwurf und Körper Schönheit, in seinem plastischen Charakter, nicht das altrömische Costüm mit der reichen Fülle seiner Toga, welches über die Alpen hinüberging. Als die Verbindung mit dem Norden lebhafter wurde und, freundlich oder feindlich, keine Unterbrechung mehr hatte, da hatte das antike Costüm schon viel von seinem alten und ächten Charakter verloren. Im Laufe der Kaiserzeit hatte es selbst, wie oben schon dargestellt worden, Motive aus der Fremde aufgenommen und hatte sich damit der nordischen Weise genähert. So wurde der Uebergang erleichtert.

Als Cäsar nach Gallien kam das Land zur römischen Provinz zu machen, fand er bei den Bewohnern bereits einen Culturzustand vor, der weit über primitive Anfänge hinausging. Vor Zeiten hatten die Gallier die Körper selbst bunt bemalt, was bei den Britten zu jener Zeit noch in Wirklichkeit geschah. Bei den Galliern aber war schon bunte Kleidung an die Stelle bunter Tätowirung getreten. Sie trugen sie hellfarbig, scheinend, gewürfelt, ornamentirt wie schottische Plaids. Von diesem Stoff war der

kurze Mantel (sagum), den sie mit seinen Enden auf der rechten Schulter mit einer Agraffe, einer Fibel, befestigt hielten. Sie trugen dazu einen kurzen und anliegenden Rock mit engen Armen bis zu den Händen, Schuhe und außerdem in dem größten Theile Galliens (Gallia braccata) lange Hosen (braccæ). Die Hosen ausgenommen, stand diese Tracht der späteren Kleidung des Römers nicht so ferne: der Rock entsprach der Tunica, nur war diese länger und weiter, das Sagum dem römischen Mantel, dem Pallium, nur hatte auch dieses mehr Fülle und Weite.

Wie bekannt, wurde Gallien überraschend schnell latinisirt. Junge Gallier studirten in Rom, dienten in den römischen Heeren und brachten es im Reiche zu Aemtern und Würden; in Gallien selber wurden gelehrte Schulen gegründet, römisches Recht gesprochen, lateinische und griechische Literatur wie auf dem Heimatboden gepflegt; die vornehmen Gallier waren römische Bürger und sprachen lateinisch. Sie konnten auch nicht anders als, römisch-fühlend, sich römisch zu kleiden. Sie nahmen Tunica und Pallium an, während das kurze Sagum der Kriegstracht blieb und als solche selbst vom Römer getragen wurde. Im Volke erweiterte sich der enge Rock zur Blouse und konnte in dieser Gestalt als Tracht des Arbeiters, gewissermaßen als National- oder Volkstracht, sich bis auf den heutigen Tag behaupten. Auch die Hose blieb ohne Zweifel selbst bei der veränderten Tracht, doch nicht ohne veränderte Gestalt, bis sie später von den Römern selbst angenommen wurde.

So waren die Bewohner Galliens auch äußerlich längst romanisirt, als sich im vierten und fünften Jahrhundert die germanischen Völkerschaften über das Land stürzten und darnach dasselbe in dauernden Besitz nahmen. Alemannen, Franken, Gothen, Vandalen waren volle Germanen auch noch in ihrer äußeren Erscheinung. Mit ihnen mußte das Werk der Umgestaltung gewissermaßen von Neuem beginnen. Es ging nicht so leicht wie bei den Galliern, denn die Germanen waren die Sieger, nicht die Besiegten, aber dennoch ging es.

Als die Römer die erste Bekanntschaft der Germanen machten, hatten sie wohl ein Interesse daran den Schrecken zu vergrößern, den ihnen Land und Leute verursachten. Barbarisch genug werden daher beide geschildert: das Land mit Sümpfen und unermesslichen Wäldern bedeckt, von kaltem

Nebel umhüllt, regengepeitscht, von Stürmen durchsauet, die Menschen rauh und wild, gewaltig an Gestalt und Kraft, seltsam oder nothdürftig gekleidet, mit langem, fliegendem Haar und funkelnden Augen, in den Wäldern lebend oder gar in Wohnungen, die in die Erde gegraben sind.

Gewiß bot das Land mit seinen wenigen festen oder größeren Ansiedlungen einen schlimmeren Anblick und vielleicht auch ein rauheres Klima

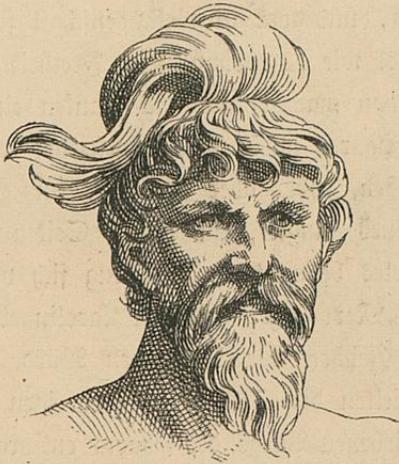


97. Kopf einer Germanin. (Antike Marmorbüste in Petersburg.)

als heute, aber ebenso sicher übertreibt die Furcht der Römer den Schrecken ihrer Besieger. Gewiß gab es auch Wärme und Sonnenschein auf den heute so gesegneten Fluren, die schon die Römer mit Reben bepflanzen. Ebenso giebt es Anzeichen genug, welche uns die Wildheit der Germanen auch äußerlich in milderem Lichte erscheinen lassen. Die Eitelkeit wenigstens hatte ihren civilisatorischen Beruf auch schon bei diesen Bewohnern der Wälder begonnen.

Was die Römer insbesondere von der Schönheit der Germaninnen zu rühmen wissen, ist ihr blondes Haar, das von den römischen Damen in

Mode gebracht, imitirt, gekauft oder den Slavinnen abge schnitten wurde, um das eigene Haupt damit zu schmücken. Das Rothbeizen der Haare, wie es die Römerinnen übten, verstanden aber auch schon die Frauen der Germanen. Ihr blondes Haar war allerdings eine Gabe der Natur. Ob es nun rothblond oder goldblond oder flachsblond gewesen, worüber die Gelehrten viel gestritten haben, das sei unsomehr dahingestellt, als ohne Zweifel alle diese verschiedenen Nuancen neben einander bestanden. Die Natur hatte eben nicht alle gleich bedacht, und so geschah es, daß man die Kunst



98. Suebentopf. (Nach einem antiken Relief in Mainz.)

zu Hilfe nahm, denn das schöne blonde Haar war eben der Stolz der Frauen. Das Mittel der Färbung kannten und übten auch die Gallier. Es bestand, wie es heißt, in einer reizenden Salbe oder schäumenden Seife, daher auch „batavischer Schaum“ genannt, welcher aus Ziegenfett und Buchenasche bereitet wurde. Auch einer Lauge von Kalk wird gedacht, sowie geronnener Milch oder vielmehr Butter säure, welche sich die Germaninnen in das Haar gossen, um es gelb zu färben. Dazu fehlte es nicht, wie die Gräberfunde gezeigt haben, an den mannigfachsten Instrumenten der Toilette und des Haares insbesondere, an Zängeln, Nadeln, Scheeren, Ohrlöffeln, was alles wenigstens den Beweis liefert, daß Eitelkeit und Schönheitskünste höher standen, als es die Schilderung der Urwälder und des Lebens darin erwarten läßt.

Die Männer gaben den Frauen nichts nach in der Pflege des Haares. Juvenal spottet ihrer Haarhörner, die sie sich künstlich mit Hilfe von Salben über der Stirne aufbauten. Die Sueven (Abb. 98) kämmtten ihr Haar von allen Seiten hinauf nach dem Scheitel zu, banden es oben in einen Knoten und ließen es wie einen Zopf den Nacken herunter fallen, und sie ließen von dieser Sitte, womit sie den Feinden Schrecken einzuflößen glaubten, nicht ab, selbst wenn vor Alter das Haar grau und dünn wurde. Die Germanen hatten auch alle Ursache das lange Haar in Ehren zu halten, denn es galt ihnen als das Zeichen eines freien Mannes. Der Sklave trug es kurz geschoren, und wer in Gefangenschaft fiel, oder wer in der Leidenschaft des Spiels, wie es vorkam, seine Freiheit verspielte, dem wurde es abgeschnitten. Davon machten nur die Franken eine Ausnahme, welche die Ehre des langen Haares allein ihren „gelockten Königen“, wie sie genannt wurden, überließen, selber aber das Haar kurz geschnitten trugen und sich mit der Ehre eines langen, zu beiden Seiten des Mundes herabhängenden Schnurrbartes begnügten. So trug sich noch Karl der Große, denn als die gelockten Merovinger von den Karolingern entthront wurden, da nahmen diese das Zeichen der königlichen Würde, die langen Locken, nicht an, sondern behielten die Sitte ihrer bisherigen Genossen bei.

Solcher weitgetriebenen Pflege des Haares entsprach nun die Kleidung keineswegs. Nach den älteren schriftlichen Nachrichten erscheint sie dürrstig und farblos zugleich im Gegensatz gegen die bunte Tracht der Gallier. Den meisten, so berichtet Tacitus, genügte ein einfacher Mantel, der von links her auf die rechte Schulter gelegt und hier mit einer Agraffe zusammengefaßt wurde. Somit entsprach er in seiner Anlage dem Sagum und dem römischen Pallium. Im Winter fügte der Germane Pelze hinzu, welche er in bunten Mustern zusammenzusetzen verstand.

Allein so allgemein dieser Mantel war, so war er trotz der Nachricht nicht das einzige oder das am meisten charakteristische Kleidungsstück. Dieses war vielmehr ein Rock mit langen oder kurzen Ärmeln. Die Franken trugen zur Zeit, da sie in der Geschichte auftraten, die Ärmel so kurz, daß dieselben nur wie Anfänge erschienen. Dieser Rock, ursprünglich von Leinwand, reichte auf die Oberschenkel herab und war geschlossen, so daß er gleich einem Hemde über den Kopf angezogen werden mußte, hierin auch

der Tunica gleich. Aber er war enger als diese und schloß sich dem Körper an. Zuerst die Tracht des vornehmen Mannes, wurde dieser Rock so allgemein, daß er in Deutschland das Hauptstück der männlichen Kleidung bildete. Nach den Gräberfunden und den späteren Bildern gehörte auch ein Gürtel mit mehr oder minder reichverzierter Schnalle dazu.

Die Germanen trugen Schuhe aus einem Stück Leder oder Fell, das Rauhe nach außen gefehrt, die Seiten in Riemen zerschnitten oder mit Riemen durchzogen und diese auf dem Fuße gebunden. Das war also die Form des Bundschuhs, die älteste Form, welche anderthalbtausend Jahre später in den Bauernkriegen zu historischer Bedeutung kam. Zum Schuh gesellten sich Binden, mit welchen der Unterschenkel umwickelt war, und diese wieder waren mit Riemen kreuzweise umzogen. So zeigen es die Bilder noch Jahrhunderte später in karolingischer Zeit, obwohl damals in Verbindung mit Hosen. Diese aber wurden in ältester Zeit von den Germanen nicht getragen, ja es heißt viel später, wenigstens von den Langobarden, sie hätten sie erst von den Römern angenommen. Damit stehen aber die Darstellungen jener Völkerschaften, welche der Kaiser Marcus Aurelius befriegte, auf der sogenannten Antoninsäule in Widerspruch (Abb. 99). Diese tragen Rock und Mantel ungefähr in der Art, wie sie beschrieben worden, dazu aber weite, faltige Beinkleider, welche über den Schuhen gebunden sind. Die Art der Falten läßt auf Leinwand schließen. Der Widerspruch ist so zu lösen, daß diese Völkerschaften, Quaden, Markomannen u. s. w. dem Osten Germaniens angehörten, also die Gränznachbarn der hosentragenden Dacier und Sarmaten waren, von denen sie die Sitte angenommen haben mochten. Jene Völkerschaften im Westen aber, deren Namen uns bekannter sind, Sueven, Alemannen, Chatten, Franken, trugen die Hose nicht und nahmen sie erst später im Verkehr mit Galliern und Römern an.

Die Angaben und Schilderungen in dieser Beziehung sind ziemlich übereinstimmend. Im Jahre 470 erschien zu Lyon ein Trupp Franken, deren Führer eine burgundische Prinzessin heirathen wollte. Dieser Führer trug schon einen seidnen Rock, aber er und seine Leute hatten die Beine nackt über den geschürzten Schuhen, und diese hatten das Rauhe behalten. So auch hatten die Gothen Schuhe von Pferdeleder, mit Riemen gebunden, welche sich an den Schenkeln hinaufzogen. Als die Langobarden nach Italien

kamen, trugen sie weiße Strümpfe, die bis zu den Knien reichten. Die Gepiden, ihre Feinde, verglichen sie daher spöttisch mit weißfüßigen Stuten. Nicht lange darnach aber wird ihre Kleidung von Paulus Diaconus, ihrem Geschichtschreiber, also geschildert: „Ihre Kleidung war weit und meist leinen, wie sie die Angelsachsen tragen, zum Schmuck mit breiten Streifen von anderer Farbe besetzt. Ihre Schuhe waren oben fast bis zur großen Zehe



99. Ostgermanen, als Gefangene von römischen Soldaten escortirt. 2. Jahrh. Von der Antoniusssäule.

offen und mit herübergezogenen ledernen Riemen zusammengehalten. Nachher aber fingen sie an Hosen zu tragen, über die sie beim Reiten wollene Gamaschen zogen. Diese Tracht haben sie indeß erst von den Römern angenommen.“ Der erste, welcher dieses that, war König Adelswald, der von 616 bis 626 regierte.

So einfach wie die Tracht der Männer war auch die der germanischen Frauen (Abb. 100—101). An Haar und Haut, denn auch an deren Schönheit dachten sie, scheinen die Germaninnen ziemlich alle Künste der Toilette erschöpft zu haben. Der Stoff war Leinwand. Der Flachsbau, das Spinnen und Weben, Künste, die sich rückwärts in die Mythologie

hinein verlieren, waren den Germanen ebensowohl bekannt wie den Galliern und anderen Völkerschaften. Die Farbe war weiß, doch liebten die deutschen Frauen schon damals den Besatz mit Purpurstreifen. Die weiße Farbe, allerdings die der gebleichten Leinwand, war nicht ohne tieferen Sinn, denn in der Götterlehre werden die weißen und lichten Gottheiten als die guten und segenspendenden den schwarzen, dunklen und bösen entgegengesetzt. Daher



100. Germanische Frau.
2. Jahrhundert. Von der Antoninsäule.

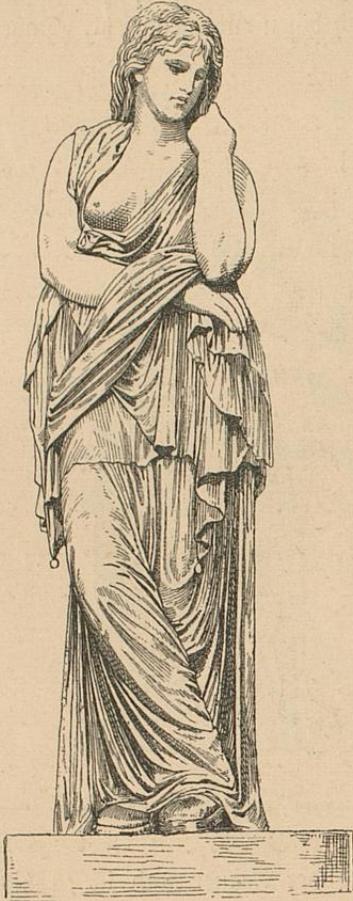


101. Germanische Frauen.
2. Jahrhundert. Von der Antoninsäule.

war schwarz schon bei den Teutonen die Farbe der Trauer und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Die Kleidung der Frauen bestand aus zwei Gewändern, wie es auch bei den Römern und den Griechen war, einem angezogenen Kleide und einem darüber gelegten Mantel. Jenes, das Kleid, der römischen Tunica ähnlich, fiel lang auf die Füße herab, die wohl mit Schuhen bekleidet waren. Es war ärmellos und ließ nicht nur die Arme, sondern auch die Schultern nackt, und auch der nächste Theil der Brust blieb sichtbar. Der Mantel, ungleich dem der Männer, wurde nicht auf der rechten Schulter befestigt,

sondern vom Rücken her gleicherweise über beide Schultern gelegt und unter dem Kinne mit der Agraffe befestigt. Damit stimmt auch ziemlich überein, was wir von Abbildungen germanischer Frauen besitzen, insbesondere jene schöne Statue zu Florenz (Abb. 102), welche man als ein Bild der Thusnelda betrachtet. Sie ist ganz wie nach Tacitus' Schilderung. Ebenso lassen sich die zahlreichen Darstellungen auf der Antoninssäule wohl damit vereinigen.



102. Thusnelda. Antike Statue in Florenz.

Die Kleidung der germanischen Frau war in dieser einfachen, faltenreichen Gewandung formell derjenigen der römischen Matrone alter Zeit nicht unähnlich, diejenige des Mannes aber unterschied sich von der des Römers vor allem durch Enge und Kürze, insbesondere des Rockes. Wenn der Rock sich verlängert und erweitert, so wird er zur Hermeltunica, und das ist die Umwandlung, die in der Folgezeit mit ihm im römischen Sinne vorgeht. Aber es ist nicht die einzige Aenderung, die nöthig war, um den Charakter der Wälder abzulegen und gewissermaßen das Kleid der Cultur anzuziehen, noch geschieht sie plötzlich und auf einmal. Es ist Jahrhunderte lang ein Schwanken und Aendern, bis die Tracht aller der Völkerschaften, aller der Reiche, welche aus der Völkerwanderung hervorgegangen sind, der spätrömischen gleich geworden ist.

Ihren eigenen, ursprünglich abseits der antiken Tracht gelegenen Weg nimmt die Geschichte der Beinbekleidung, und doch ist es nicht jene Form bei den Ostgermanen, welche allgemein wird, sondern diejenige, welche die Römer oder Italiener nach ihrer Annahme der Hose ausgebildet hatten. Die altgermanischen Binden und Riemen, mit denen die Unterschenkel umwickelt waren, lassen sich an den Bildern bis in das zehnte Jahrhundert

verfolgen und erscheinen noch bei den letzten Karolingern zuweilen in Gestalt von reichem Schnürewerk, das an die kunstvollen Verschlingungen der gleichzeitigen Miniaturornamente erinnert. Auch Karl der Große hatte diese verschlungenen Riemen, aber nicht mehr allein, sondern in Verbindung mit einer Beinbekleidung, ganz in jener Art, wie die Langobarden (Abb. 103)



103. König Rothar. Langobarden im 7. Jahrhundert. Nach einer Miniature in St. Trinita de la Cava.

sie von den Römern erhalten hatten. Er und die Seinen bedeckten die Beine mit leinener Hosen, und darüber erst legten sie um die Unterschenkel die Binden oder Riemen. Diese Art der Beinbekleidung, die italische oder spätrömische, wie man sie bezeichnen kann, war in der vornehmen Welt die allgemeingültige vom achten bis in das zehnte Jahrhundert hinein. Dann verschwinden die Binden, und es erscheinen an ihrer Stelle Halbstiefel, übrigens nur neben Schuhen, die ihnen bald wieder den Vorrang der Mode

ablaufen. Mit dem Verschwinden der Binden bleibt natürlich die Hose, oder vielmehr die Hosjen, denn so viel sich ersehen läßt, da der lange Oberrock den Entwicklungsproceß verhüllt, wächst das pantalonartige Bein Kleid aus dem Zusammentreten der zwei „Beinlinge“ empor, welche, ursprünglich strumpffartig, Füße, Schenkel und dann auch die Hüften zu bedecken haben. Doch geschieht diese Vereinigung zur pantalonartigen Form keineswegs so rasch oder graden Wegs, denn noch viel später, in der Blüthezeit des Mittelalters, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erscheinen die Beinlinge, „die beiden Hosjen“, bei vornehmen und eleganten Herren. Daneben hielt sich die gallische Hose im Volksgebrauch.

klarer und zugleich auffallender für das Auge ist die Veränderung, die mit Stoff und Farbe vor sich geht. An den alten Germanen wird die einfache, farblose Erscheinung gerühmt, aber von der Völkerwanderung an schlägt das in sein Gegentheil um. Auf den Trümmern des Römerreichs kamen die Germanen in den Besitz unermesslicher Beute an kostbaren Geweben wie an edlen Metallen. Sie lernten schnell das Vergnügen daran und trieben nun bei ihrer Unbildung oder Halbbildung Prunk und Luxus in rohester Weise. Sie vergoldeten Schuhe und Riemen, besetzten sie mit Goldplatten und Steinen, machten sie buntfarbig, ja es kommt schon im zehnten Jahrhundert vor, daß sie beiden Beinen verschiedene Farbe gaben.

Die kostbarsten Gewebe standen den Germanen von der Völkerwanderung an für ihre Gewänder zu Gebote, Seide und Brocatstoffe, die gestickten oder buntgemusterten Stoffe von Byzanz und dem Orient. Man liest nur von Purpur, von Grün, Roth und Gelb. Schon jener oben erwähnte Frankenfürst Sigismund, der um die burgundische Prinzessin zu freien nach Lyon kam, war in weiße Seide gekleidet. Deutsche Fürsten und Fürstinnen füllten ihre Schatzkammern mit den kostbaren Stoffen. Da sie Christen geworden, schmückten und umhingen sie auch den Altar mit solchen glänzenden Geweben und hingen sie zwischen den vier Säulen auf, welche den Altar umstanden. Aber wenn sie selber des Stoffes bedurften, scheuten sie sich nicht, ihn wieder vom Altar zu nehmen und zur eigenen Bekleidung zu verwenden. So wurde eine fränkische Aebtissin zu Poitiers beschuldigt, daß sie aus einem schwerseidenen Altarbehangen ihrer Nichte habe

ein Kleid machen lassen und dieses mit den Goldblättchen verziert habe, welche am Saume jener Decke hingen.

Neben der Seide trieb man Luxus mit ganz besonders feiner Leinwand, die aus Byzanz kam und, wie es heißt, doppelt in Purpur getaucht war. Es war zwar verboten den Purpur aus Byzanz auszuführen, weil der Kaiser ihn für sich als Vorrecht behalten wollte, allein man wußte das Vorrecht zu umgehen und auf dem Wege des Schmuggels viele Purpurgewebe nach dem Westen zu bringen. Der Kaiser selbst machte auch wohl Geschenke damit an deutsche Fürsten, zumal an diejenigen, welchen er zur Ehre oder aus Freundschaft oder Anerkennung für geleistete Dienste den Titel eines römischen Patricius oder Consuls verlieh. Die Verleihung dieses Titels war immer mit einem Geschenk kostbarer, reicher Gewänder begleitet, die den weiten und langen Schnitt der griechischen Kleidung hatten. Die deutschen Fürsten legten sie gerne an, wenn sie sich öffentlich bei feierlichen Gelegenheiten zeigten, aber es scheint doch nicht, als ob die Form derselben irgend einen Einfluß auf diejenige der deutschen Kleidung geübt hätte.

Aber eine andere That änderte sehr den Charakter der deutschen Trachten, die Goldverzierung. Die Wanderungen, Eroberungen und Plünderungen auf dem Gebiete des Römerreichs, der antiken Cultur, hatten mit den erbeuteten Schätzen auch die Gier nach Golde und die Lust an seinem blanken Scheine entstehen lassen. Die aufgehäuften Schätze der Römer wanderten in die Hände germanischer Fürsten und Krieger, sammelten sich hier zu riesigen Hausschätzen, die bei den leidenschaftlichen Naturen dieser Männer und Frauen, wie sie zum Beispiel in der Geschichte der Merovinger unter den Franken hervortreten, Neid, Haß und Mord, Krieg und Verderben hervorriefen. An das rothe Gold knüpft sich dieser Begriff des Unheils, das seinen Besizer erreicht früher oder später. Hierin, in diesen Zeiten und Menschen, in diesen erbeuteten Schätzen und dem Grausen und Verderben, das sie mit sich führen, wurzelt die Sage des Nibelungenhortes, der jedem, in dessen Hände er gelangt, den Untergang bereitet.

Die Arbeit, die kunstvolle Arbeit, soviel davon auch als Beute in seine Hand gefallen, wußte der Germane zu dieser Zeit freilich nicht zu schätzen. Er aß und trank aus goldenen und silbernen Geräthen, belastete die Tische damit, die vielleicht selber von Silber waren, aber er schätzte nur den

materiellen Werth und hatte seine Lust an dem Glanze des blanken Metalls. In solchem Sinne verzierte er sich selbst damit, den Körper und die Kleidung. In diesem Zeitalter machten die Vornehmen übermäßigen Gebrauch von Gold zu jeglichem Schmuck. Im alten Germanien, vor der Völkerwanderung, hatten Männer wie Frauen Schmuck von Erz gehabt, von dem die Gräberfunde zahllose Beispiele an das Licht gebracht haben, in Gestalt von Nadeln, Fibeln oder Brochen und Ringen jeder Art vom Finger- ringe bis zum Halsband und Diadem. In dieser Zeit aber ist in den Chroniken wie in den Dichtungen bei Franken, Gothen, Langobarden nur von Gold die Rede. Im alten Germanien hatten Männer und Frauen zahlreiche Armringe von Bronze getragen, die in ganzen Reihen von der Hand bis zur Schulter hinauf sich erstreckten. Von ihnen, Baugen genannt (von Biegen), ist noch häufig die Rede. Feindliche oder freundliche Krieger tauschen sie von ihren Armen mit einander aus wie die homerischen Helden ihre Rüstungen, fürstliche Schatzkammern halten sie im Borrath, weil die Helden und Getreuen bei allen Gelegenheiten damit beschenkt werden, so sehr, daß die „rothen Ringe“ oft für den Schatz selber gelten. Geschichtlich kommen sie wenigstens noch am Ende des neunten Jahrhunderts vor und im Epos noch länger. So im Nibelungenliede. Aber immer sind es goldene Baugen und nicht mehr eherne.

Mit Gold ist denn auch die ganze Kleidung der Männer wie der Frauen verziert. In die Stoffe selbst sind goldene Fäden oder goldene Muster eingewebt oder eingestickt, handbreite Goldsäume umziehen alle Ränder des Mantels und des Kleides am Fuß und unter dem Halse, um Schulter und Handgelenk und ziehen sich als breite Streifen von der Brust bis zum Fußsaum herab; goldene Schnüre schlingen sich durch die Haare; Gürtel, Riemen, Schuhe sind vergoldet und die Handschuhe, wo sie vorkommen, mit Gold gestickt. Aber nicht genug an diesem Schmucke: es sind auch die goldenen Säume mit Perlen und farbigen Steinen in ganzen Reihen besetzt, edlen und unedlen, wenn sie nur bunten Schein gaben und Glanz und Reichthum vermehrten. Gewiß befand sich mancher antike geschnittene Stein darunter von feinsten und edelster Kunst, die aber vom Träger und der Trägerin bei solcher Anwendung schwerlich auch nur im mindesten geschätzt wurde.

Dieser Luxus der Kleidung und des Schmuckes stieß allerdings auch auf Widerstand, auf eine Art Reaction zu Gunsten der alten Sitte und Tracht. Die fränkische Tracht mit ihrer Enge und Kürze wird dabei ausdrücklich erwähnt. Karl der Große war es, der seine Franken dabei erhalten und zugleich der Kostbarkeit steuern wollte. So gab er das erste Luxusgesetz, das sich gegen die theueren Pelze richtete, die fortan nur noch bestimmte Summen kosten durften. Wie alle Luxus- und Kleiderordnungen wird auch das nicht den geringsten Erfolg gehabt haben. An seinem eigenen Hofe ging es keineswegs ohne den geschilderten Glanz ab. Seine sechs schönen Töchter, die er, wie Eginhard sagt, zum Spinnen anhielt, kleideten sich doch von Kopf zu Fuß in goldgestickte Gewänder, ritten in solchen Kleidern auf die Jagd und hatten Gefolge und Diener kaum minder glänzend. Karl selbst suchte für seine Person einfach zu bleiben, aber schon seine Einfachheit, wie sie geschildert wird, war keineswegs



104. Karl der Große. 8. bis 9. Jahrhundert. (Mosaikbild zu Rom.)

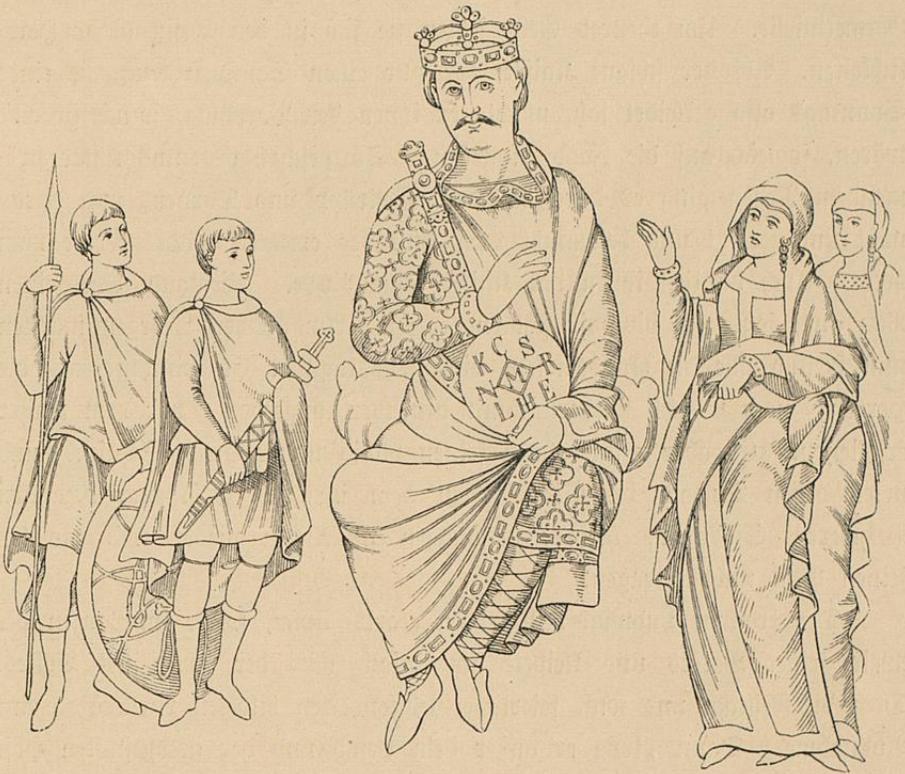
mehr die der alten Zeit. Wie bereits bemerkt, trug er zu den Binden und Riemen um die Beine noch die Hose, unter dem fränkischen Rock noch ein Hemd, dessen früher nicht gedacht wird, und über dem Rock einen mäßig langen Mantel, auf der Schulter geheftet. Im Winter kam noch Pelzwerk hinzu. So einfach mit Rock, Mantel und Binden um die Unterschenkel stellt ihn auch ein

gleichzeitiges Bild dar, ein Mosaikbild zu Rom (Abb. 104), das wenigstens bis in das vorige Jahrhundert noch erhalten war. Auf diesem Bilde trägt er auch eine niedrige Kopfbedeckung, etwa in der Form der alten Mitra, kurz geschnittenes Haar und einen starken Schnurrbart, ohne weiteren Bart an Kinn und Wangen, also völlig nach alter fränkischer Sitte. Er trug auch sonst keine Krone, sondern wenn die feierliche Gelegenheit es erforderte, offenen diademartigen Schmuck. Es ist demnach unhistorisch ihn mit langem, weitem Talar, mit Vollbart und langem Haar, mit einem seidenen, Nacken und Schultern bedeckenden Kopftuch unter der Krone, wie es byzantinische Sitte war, darzustellen. Die fremdländische, d. i. wohl griechische Kaisertracht hat er, wie berichtet wird, nur zweimal widerwillig angelegt, und zwar geschah es beide Male zu Rom auf Bitten der Päpste. Als er bestattet wurde in der Gruft zu Aachen, da legte man ihm allerdings kaiserliche Gewänder an und umhüllte das Gesicht, um das Todtenantlitz zu verdecken, mit dem Schweißtuch unter dem Diadem.

Die Tracht der Franken zu seiner Zeit schildert der Mönch von St. Gallen in folgender Weise: „Sie bestand in Schuhen, die außen mit Gold verziert und mit drei Ellen langen Riemen versehen waren, mit scharlachnen Binden um die Beine und darunter leinenen Hosen, obwohl von derselben Farbe, doch in kunstreicher Weise bunt gemacht. Ueber diese und die Binden verbreiteten sich kreuzweise, innen und außen, vorn und hinten, jene langen Schuhriemen. Dann ein Rock von glänzender Leinwand und darüber das Wehrgehent mit dem Schwerte. Das letzte Stück des Anzugs war ein grauer oder blauer Mantel, viereckig, doppelt und so geformt, daß, wenn er auf die Schultern gelegt wurde, er vorne und hinten die Füße berührte, an den Seiten aber kaum die Kniee bedeckte. Dann trugen sie in der Rechten einen Stab von einem graden Baumstamm mit gleichmäßigen Knoten, schön, stark und schrecklich, mit einem Handgriff von Gold und Silber, mit schöner, erhabener Arbeit versehen.“

Man sieht aus dieser Schilderung, die übrigens den Bildern nicht in allen Einzelheiten entspricht (Abb. 105), daß die Franken jener Zeit dem Glanze keineswegs abgeneigt waren. Auch sonst zeigen sie sich für neue Moden empfänglich. Jene Mäntel waren niederländisches Fabrikat und friesischen Ursprungs, daher sie auch friesische genannt wurden; sie

waren solid, von jenem dicken, haarigen Wollstoff, welchem der Name Fries ja bis auf den heutigen Tag geblieben ist, in ihrer Art so vortrefflich, daß Karl der Große dem Chalifen Harun al Raschid selbst ein Begeengesicht damit machte. Ihr Ansehen war aber vermuthlich wenig elegant, und die Franken begannen daher die Gallier nachzuahmen, welche in kurzen, pur-



105. Karl der Kahle und die fränkisch-deutsche Tracht im 9. Jahrhundert. (Miniature in Paris.)

purnen Kriegsmänteln (d. h. in ihrem bunten Sagum) glänzten. Karl der Große ließ das einstweilen geschehen, widersetzte sich dann aber dieser neuen Mode, zumal als er merkte, daß die Niederländer die kurzen Mäntel um denselben Preis verkauften wie die langen. „Wozu sind diese Lappen gut?“ sagte er. „Im Bett kann ich mich nicht mit ihnen zudecken, zu Pferde kann ich mich nicht gegen Regen und Wind schützen, und wenn mir ein Bedürfniß der Natur kommt, verfrieren mir die Beine.“

Aber die Hof- und Kriegsgenossen des großen Karl trugen noch ganz

anderes Gelüste nach eleganter und auffallender Kleidung. Als sie einst mit ihrem Gebieter im nördlichen Italien weilten, brachten venetianische Kaufleute allerlei fremdartigen Kleiderschmuck aus dem Orient, die Häute weichflaumiger phönizischer Vögel, mit Seide eingefäßt, mit der Hals- und Rückenhaut und den Schwanzfedern der Pfauen verziert, mit tyrischem Purpur und orangefarbenen Streifen besetzt, dazu edle Marder- und Hermelinfelle. Um theures Geld setzten sie sich in den Besitz dieser Herrlichkeiten. Als der schlaue Kaiser, der nur einen Schafpelz trug, sie eines Sonntags also gekleidet sah, machte er ihnen den Vorschlag, so wie sie Alle wären, sogleich auf die Jagd zu gehen. So geschah es, und unter strömendem Regen ging es durch Wälder, Gestrüpp und Dornen, und durchnäßt und zerfeßt und beschmußt vom Blut des erlegten Wildes kehrte man heim. Auch da ließ ihnen der Kaiser keine Ruhe. Niemand ziehe seinen Pelz aus, sagte er, bis wir schlafen gehen. Am andern Morgen machten nun freilich alle die Kostbarkeiten eine sehr klägliche Erscheinung, als die Herren, nach Befehl wiederum mit denselben angethan, vor dem Kaiser erschienen. Er aber zeigte ihnen seinen völlig unverkehrten Schafpelz und pries dessen Tugend im Gegensatz zu dem ihrigen, so theuer bezahlten Pelzwerk. Sie aber, heißt es, schlugen die Augen nieder und mochten seinen Blick nicht ertragen.

Der fromme Ludwig, des großen Karls Sohn, folgte im Ganzen der Weise seines Vaters und kleidete sich einfach nach der Art seines Volkes. Doch die Festtage und sonst feierliche Gelegenheiten bildeten regelmäßig eine Ausnahme. Dann „trug er außer dem Hemd und der goldgestickten Hose noch eine goldgeschmückte Tunica, einen goldenen Gürtel und an der Seite ein mit Gold reich verziertes Schwert und hatte um die Schultern den golddurchwirkten Mantel hängen; auf dem Haupte trug er die goldene Krone und in der Hand hielt er einen goldenen Stab, alles mit Edelsteinen besetzt.“ Man sieht, was die goldene Verzierung betrifft, so fehlte nicht die Leidenschaft der Zeit, in der Form der Kleidung scheint Ludwig aber nicht von fränkischer Sitte abgewichen zu sein.

Das war aber mit seinem jüngsten Sohne Karl dem Kahlen († 877) bereits der Fall. Als er von seinem Kaiserzuge aus Italien zurückkehrte, brachte er neue und ungewöhnliche Kleidung mit. Mit einem langen, bis

auf die Füße herabreichenden dalmatischen Talar bekleidet und mit einem Gürtel darüber, den Kopf in ein seidenes Tuch gehüllt und darüber das Diadem gesetzt, so ging er nunmehr jeden Sonntag zur Kirche. Das aber war keine andere als die byzantinische Tracht, die zu dieser Zeit weit und lang geworden war; von schwerem Stoff, reich mit Gold, Perlen und Steinen verziert, lag sie meist faltenlos wie ein Sack um den Körper, oder es zog der schwere Schmuck grade, spitze Falten, wie man das an den byzantinischen Miniaturen und Wandmosaiken dieser Zeit zahlreich sehen kann.

Die gewöhnliche Tracht der Franken bot aber zu dieser Zeit, von welcher uns Abbildungen nicht mehr fehlen, noch einen ganz anderen Charakter. Wir haben von Karl dem Kahlen selbst ein Miniaturbild, das ihn im königlichen Ornate mit seiner Gemahlin und seinen Würdenträgern zeigt (Abb. 105). Nach alter fränkischer Art trägt er das Haar kurz und nur einen Schnurrbart, Kinn und Wangen glatt. Seine mit goldenen Säumen und Edelsteinen besetzte Tunica reicht bis über die Kniee herab;

der lange rothe Mantel ist mit goldener Agraffe auf der rechten Schulter geheftet; die eng anliegende rothe Weinbekleidung ist mit feinen goldenen Schnüren kreuzweise umwunden und an den Füßen sitzen Schuhe von Goldstoff oder vergoldetem Leder.

Diese Tracht steht allerdings der byzantinischen ziemlich fern, aber sie hat sich ohne Zweifel der spätrömischen vollkommen genähert. Weniger ist das mit den Begleitern des Kaisers, vornehmen Franken, der Fall. Ihre Tunica und ihr Mantel sind beide kürzer;

aber jene hat nicht mehr die Enge des alten fränkischen Rockes, sondern macht über den Hüften, wo sie über einen nicht sichtbaren Gürtel herüberfällt, einen ziemlich weiten Bausch. In dieser Form, etwa bis gegen das Knie herabreichend, erscheint nunmehr der deutsche Rock ganz allgemein in der Zeit der letzten Karolinger und der sächsischen Kaiser (Abb. 106, 107).

Miniaturen der Ottonenzeit zeigen alle deutschen Männer hohen und niederen Standes mit der kurzen oberhalb des Knies endigenden Tunica bekleidet, während der Mantel, auf der rechten Schulter zusammengeheftet, hinten bis auf die Unterschenkel herabfällt, vorne aber kürzer erscheint.

„Der Kaiser der Griechen,“ sagt Bischof Liutprand in seinem Gesandtschaftsbericht aus Constantinopel zur Zeit Otto's des Großen, „trägt langes Haar, Schlepplieder, weite Aermel und eine Weiberhaube (d. i. jene seidene

Hülle um den Kopf, deren schon gedacht ist) — dagegen," sagt er, „trägt der König der Franken schön gekürztes Haar, eine Kleidung, die von der Weibertracht ganz verschieden ist und einen Hut.“ Wir sehen, das kurze Haar, das Liutprand dem fränkischen d. i. dem deutschen Könige zuschreibt, und das alle Deutschen dieser Zeit auf den Bildern tragen, gilt nunmehr im



106. Deutsche Könige des Karolingerhauses. 9. Jahrhundert.
(Von einem gravirten Metallbuchdeckel aus dem Kloster Prüm, jetzt in Trier.)

Gegensatz gegen die alte Zeit und die alte Lockenfülle für schön. Auch das war römische Sitte, welche die Deutschen angenommen hatten und zu der sie sich um so leichter allgemein bequemt haben mochten, als sie ja auch Sitte des ersten Stammes, der Franken, gewesen war.

Von nun aber ändert sich die Sache. Sie ändert sich mit der Kopftracht und auch mit der Kleidung. Es bereitet sich eine neue Periode der Costümgeschichte vor, deren Charakter bereits sich in verschiedenen Anzeichen erkennen läßt. So beginnt das Haar seine römisch-fränkische Kürze aufzu-

geben. Man sieht auf Bildern des elften Jahrhunderts vornehme Männer, die es in kurzen Locken um die Ohren tragen, während die Fürsten, so z. B. Kaiser Heinrich II. (Abb. 107), zu dem Schnurrbart einen kurzen



107. Kaiser Heinrich II., 1014. (Miniature in München.)

Bart auf Wangen und Kinn zeigen. Die bedeutungsvollste Veränderung aber zeigt sich an der Tunica, an dem bisher kurzen und engen Rock. Im zehnten Jahrhundert hat er sich um die Hüften herum, der Tunica ähnlich, erweitert, im elften Jahrhundert aber verlängert er sich auch. Bisher scheint das, wenn nicht ein Vorrecht, doch mehr Sitte der Fürsten gewesen zu sein; nun aber geht die Sitte allgemein auf alle vornehmen

oder angesehenen Männer über. Der Rock wächst ihnen bis auf die Füße herab. In seiner Kürze, überhaupt in seiner alten Gestalt bleibt er wie erstarrt bei dem niederen Volk, bei welchem er sich hemdartig als Blouse bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die Blouse des französischen Arbeiters ist der directe Nachkomme des altgermanischen oder fränkischen, ursprünglich leinenen Rockes, der wie sie über den Kopf angezogen wurde.

Diese Art des Anzugs, so unbequem sie bei der Länge sich zeigte, war auch die des nun verlängerten Herrenrockes im elften Jahrhundert und blieb es noch lange Zeit.

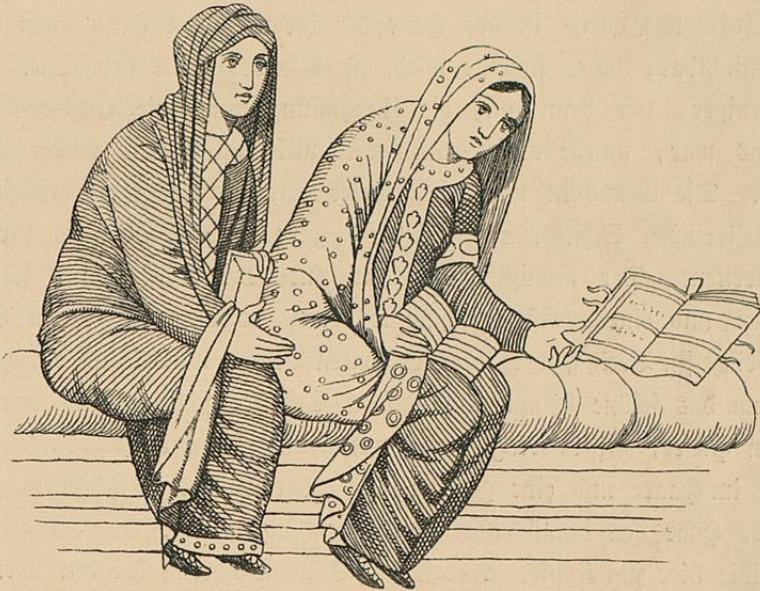
Mit dem elften Jahrhundert läßt auch die weibliche Tracht einige Andeutungen erkennen, die auf eine neue Zeit hinweisen. Bis dahin blieb sie in ihrer Form mehrere Jahrhunderte ziemlich constant und von der Fremde, so von Byzanz, mehr in Schmuck und Stoff beeinflusst als in Schnitt und Charakter. Von der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts angefangen, sind die Abbildungen in den Miniaturwerken (Abb. 108 bis 110) nicht grade selten, und die Veränderungen lassen sich verfolgen. Man sieht Kaiserinnen und Königinnen und die Damen ihres Gefolges, Heilige in der Tracht vornehmer Damen wie ehrwürdiger Frauen; man sieht hier und da auch Weiber aus dem Volke. Die Bilder entsprechen



108. Irmentrude, Gemahlin Kaiser Karls des Kahlen. (Miniature in Paris.)

vollkommen den Schilderungen der Dichter und der Chronisten aus den Zeiten der Karolinger und ihrer Nachfolger. Die Erscheinung der Frau ist farbig und glänzend mit dem überaus reichen Schmuck von Gold und Steinen, aber sie hat im Charakter etwas Halbbarbarisches, Unelegantes, Unfertiges, wie es dieser gährenden Zeit entspricht, die sich aus der Barbarei zur Cultur herauszuarbeiten beginnt und eine Menge verschiedener und widersprechender Elemente, Heidnisch-Germanisches, Antik-Classisches, Christliches und dazu Byzantinisches noch unausgeglichen in sich trägt. Die Zeit stand eben im Begriff, das alles zu verarbeiten, um den Geist des Mittelalters zu gebären.

Die Dame auf den Bildern trägt das Kleid, die lange Tunica, bis auf die Füße, so daß nur die gespitzten Schuhe, golden oder farbig, eben hervorsehen (Abb. 108). Es ist weit, nicht anliegend und zeigt doch nicht viel Falten, so daß es mehr der byzantinischen Tracht gleicht denn dem alten Kleide der Germanin. Dieses ließ die Arme und einen Theil der Brust frei und sichtbar, wogegen das der Damen aus karolingischer oder ottonischer Zeit mit langen und anliegenden Ärmeln versehen ist und nur den Hals



109. Fränkisch-deutsche Frauen vom Hofe der Karolinger. 9. Jahrhundert. (Miniature in Paris.)

entblößt. Der farbige Stoff ist in sehr einfacher, regelmäßiger Weise meist mit Goldfäden gemustert, während breite Goldsäume und Goldstreifen überall zeigen, wie sehr man noch an jener Prunksucht und goldenen Lust festhält, welche die Beute aus der Völkerverwanderung herbeigeführt hatte. Der Mantel von gleichem Stoff und gleicher Art erscheint gewöhnlich auch in alter Weise angethan, d. h. vom Rücken her über beide Schultern gelegt und auf der Brust unter dem Kinn mit einer großen Schmucknadel oder Agraße geheftet. Häufig aber, und das selbst bei vornehmsten Damen, fällt er schleierartig vom Kopf herunter tief über Schultern und Rücken und wird von den Armen faltig aufgenommen, etwa in der Art, wie die

Spanierin ihre schwarze Spitzenmantille trägt. Es ist wohl anzunehmen, daß in diesem Falle der Mantel aus leichter Seide besteht, obwohl ihm auch so die goldene Verzierung nicht fehlt. Diese Art den Mantel zu tragen war ursprünglich geistliche Vorschrift für den Kirchenbesuch, scheint von daher aber in spät karolingischer Zeit allgemeinere Tracht der Matrone, selbst am Hofe, geworden zu sein. Zuweilen ist auch Mantel und Kopftuch getrennt und das Haar von einem Tuche oder Schleier umwunden, das es einhüllt. So kommt es besonders bei den Frauen der Angelsachsen vor.

Auf solche Weise ist das Haar der karolingischen Frau meist verdeckt und unsichtbar; wo es sichtbar wird, ist es in der Mitte gescheitelt. Nichtsdestoweniger, wie denn auch die Verhüllung nicht die einzige Art des Tragens war, wurde dem Frauenhaare viele Pflege und reicher Schmuck zutheil. Die Gemahlin und die Töchter Karls des Großen erscheinen in der dichterischen Schilderung Angilberts ganz anders, wie sie zur Jagd hinausreiten. Der Königin umziehen purpurne Binden die schneeigen Schläfen und eine edelsteingeschmückte Krone erglänzt auf ihrem Haupte. Der Prinzessin Bertha, der sagenberühmten Bertha windet sich ein goldener Reif um das schöne Haupt und goldene Schnüre schlingen sich durch ihre blonden Haare, Gisela trägt einen purpurnen Schleier, Rhodaide farbige Steine im Haare und eine goldene Krone darauf und so Theodrade, deren goldenes Haar das schmückende Gold an Glanz besiegt.

Wie hier am Kopfe, so erglänzte Schmuck überall bei den vornehmen Damen. Ketten und Reifen umzogen den Hals, Armbänder die Hand; Fibeln hielten den Mantel und Nadeln schmückten die Tunica; vor allem aber waren die Kleider, selbst die farbigen, auch vergoldeten Schuhe mit Steinen und Gold besetzt. Ebensovienig fehlte es den Damen dieser Zeit überhaupt an den Künsten der Toilette. Sie hatten wie die Römerinnen ihre eigenen Schmuckmädchen; sie hatten ihre Mittel für die Pflege der Haut und begannen damals Handschuhe zu tragen; sie besaßen Toilettengeräth aller Art, Kämmen, schön geschnitten und verziert, von Holz und Elfenbein, mit Gold und Silber ausgelegt, Handspiegel mit reich verziertem Rücken, Erbstücke classischer Kunst und antiken Gebrauchs; sie hatten Instrumente für die Pflege der Nägel, zum Kräuseln und Locken des Haares.

Ein solches Lockeninstrument, von Silber schön gearbeitet, schenkte König Alfred von England einmal einem Priester, der den Gebrauch nicht verschmähte, ein nicht grade vereinzelt stehender Fall von der Eitelkeit der Geistlichen dieser Zeit. Man sagte ihnen nach, daß sie kleine Spiegel oben auf ihren Schuhen trügen, um ihr eigenes Gesicht darin beständig zu bewundern, oder daß sie ihre Kutten so geschickt und absichtsvoll um den Leib zögen, um ihren schönen Wuchs auf das vortheilhafteste zu zeigen. Uebrigens betrachteten die Geistlichen solche Toilettenoperationen durchaus nicht als unfromme oder profane Handlungen, denn für alle die verschiedenen Berrichtungen, für das Schneiden der Nägel, für das Kämmen und Bürsten der Haare hatten sie besondere Gebete, die dabei gesprochen wurden.

So war das Costüm unter den Karolingern wohl weit vorgeschritten. Die Germanin der Wälder war zur Dame geworden, welche vornehme Toilette machte, und der Mann, der vornehme und wohlhabende wenigstens, war reich gekleidet. Aber Schmuck und Kleidung weder des Mannes noch der Frau konnten den Charakter der Halbbildung, der Emporkömmlinge verleugnen. Sie hatten alle Mittel, aber der Gebrauch, den sie davon machten, war ohne Wahl und Urtheil. Es war in allem etwas Unfertiges, Unausgeglichenes, Unharmonisches, wie es ja auch in der ganzen Cultur der Zeit lag. Die Vornehmen trugen sich in der Hauptsache römisch, aber es fehlte der antike Geist. Die Kleider zogen sich glatt ohne Fülle um den Leib, oder die Falten waren straff, spiz, mager und grade gezogen durch die Schwere des Goldbesazes und der Steine. Im Volke hielt man noch an hergebrachter fränkischer Kleidung fest, an dem kurzen Rock und dem unansehnlichen Mantel (Abb. 111).



110. Fränkische Frau. 9.-10. Jahrhundert. (Miniature in Paris.)

Die nachfolgende Zeit war weder in Frankreich noch in Deutschland dazu geschaffen eine große Aenderung oder ein neues Costüm hervorzurufen.

Das Reich Karls des Großen war in zwei Theile zerfallen, aber weder eine französische noch eine deutsche Mode entstand in Folge dieser Trennung, vielmehr war es das romanisirte Costüm der Karolingerzeit, welches hier wie dort, unter den Kapetingern wie unter den sächsischen und fränkischen Kaisern, nur festeren Boden fand und sich ausbreitete. Die angelsächsischen Herrscher mit ihren Vornehmen, die Normannen folgen der gleichen Mode.



111. Deutsche Männertrachten um das Jahr 1000. (Miniature in Leipzig.)

Die Ottonen, Heinrich II., der mehrfach abgebildet ist, sind gekleidet wie ein vornehmer Römer der späteren Zeit mit langer Tunica und Pallium. Nur Otto II. macht wohl mit seiner griechischen Gemahlin Theophano und um dieser Verwandtschaft willen eine Ausnahme. Wie dieser Kaiserin wohl die Einführung byzantinischer Kunstthätigkeit zugeschrieben wird, so sieht man auch sie und ihren Gemahl byzantinisch gekleidet (Abb. 112). Sonst zeigt sich nirgends der Einfluß byzantinischer Trachten und Moden bei den werdenden und aufstrebenden Culturvölkern des Westens, es sei denn etwa in den aus dem Osten gekommenen Seidenstoffen.

Wohl aber ist es Rom, welches fort und fort nachwirkt. Wie schon seit Karl dem Großen in Kunst und Literatur eine Art antiker Renaissance entsteht, unverstanden freilich und unvollkommen im höchsten Grade, wie Paläste und Kirchen aus den antiken Trümmern entstehen und mit classischen Ornamenten sich schmücken, wie die lateinische Sprache im neunten und

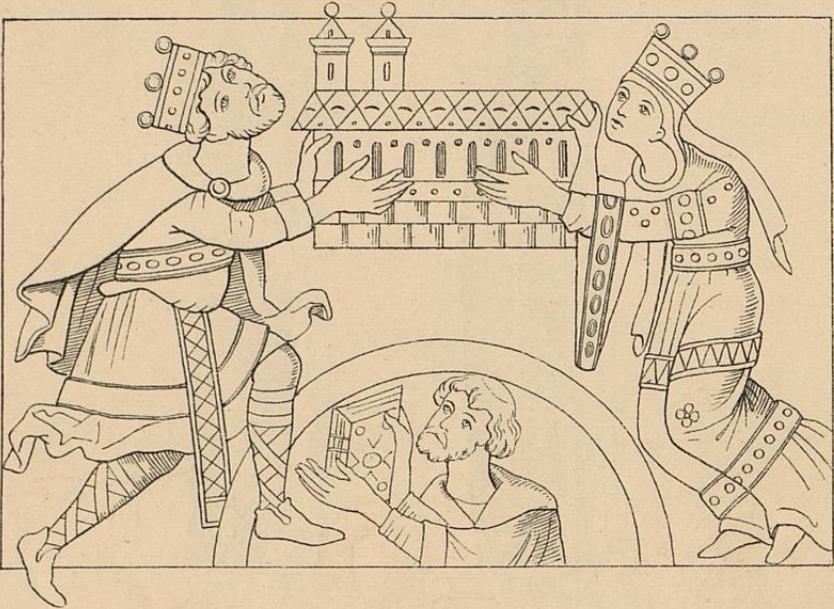


112. Kaiser Otto II. und Kaiserin Theophano in griechischer Tracht. 10. Jahrhundert.
(Nach einer Elfenbeintafel.)

zehnten Jahrhundert die Literatursprache wird, so wird auch die lateinische Tracht — immer wohlverstanden die spätromische — mit Tunica und Pallium die Tracht, die allgemeine Mode des Westens. Die Tunica, selbst wenn es zwei sind, die von den Bornehmen über einander getragen werden, erweitert sich und wächst zu den Füßen herab, das Pallium (beide römische Namen sind damals wie die Gegenstände im Gebrauch) bleibt nach antiker Sitte auf der rechten Schulter mit der Agraffe geheftet. Arbeiter und

Handwerker behalten den kürzeren Rock; auch die Kriegstracht hält daran fest, so die der Normannen und Angelsachsen (Abb. 114, 115).

Das zehnte und elfte Jahrhundert waren noch nicht im Stande neue Trachtenformen zu schaffen. Das war dem zwölften Jahrhundert, der Zeit des erblühenden Ritterthums und der sprießenden eigenen Kunst des Mittelalters, vorbehalten, aber was die neue Zeit schuf, waren auch nur



113. Kaiser Heinrich II. und Kunigunde. 11. Jahrhundert, Anfang. (Miniature zu Bamberg.)
(Beginnende enge Frauentracht mit langen Ärmeln.)

Umwandlungen, Umänderungen des Alten. Das romanisirte Costüm des zehnten und elften Jahrhunderts blieb die Grundlage der nachfolgenden, überaus reichen costümlichen Entwicklung des Mittelalters.

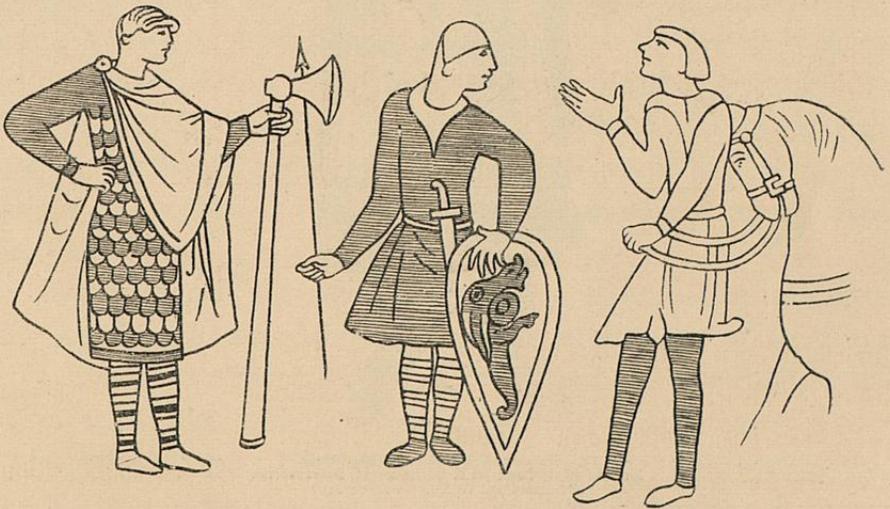
Einzelnes, was für die Folgezeit von Bedeutung werden sollte, kündigt sich allerdings schon im elften Jahrhundert an: so die doppelte Tunica der Frauen, von denen die obere wohl ärmellos und kürzer als die untere zu sein pflegt, wodurch denn diese mehrfach sichtbar wird. Ebenso die im zwölften Jahrhundert blühende Verlängerung der Ärmel (Abb. 110, 113). So erscheinen auch Beispiele vom Mi-parti, wonach die beiden Hälften des Kleidungsstückes von verschiedener Farbe sind.

Noch bedeutungsvoller sollte eine andere Eigenthümlichkeit werden, die Tendenz nämlich das Kleid zu verengen und den Wuchs zu zeigen. Vom



114. Arbeiter und Handwerker. 11. Jahrhundert. (Miniature in Paris.)

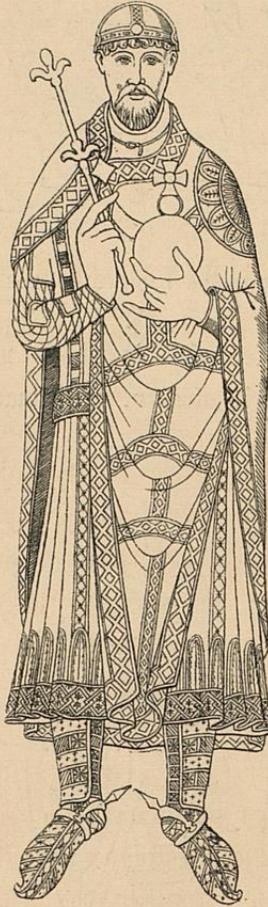
elften Jahrhundert datirt die erste Nachricht, wenn wir von jener oben erwähnten mönchischen Eitelkeit absehen. Dietmar von Merseburg nämlich



115. Normannen aus dem Heere Wilhelms des Eroberers. 1066.
(Von der Stickerei der Königin Mathilde in Bayeux.)

berichtet von modischen Damen, welche ihrer Kleidung eine solche Enge gegeben hätten, daß die Formen scharf herausgetreten seien. Er nennt es eine neue und unerhörte Mode, und sie war es in der That. Das

Alterthum, die antike griechisch-römische Tracht hatte sie nicht gekannt und ebensowenig das byzantinische Costüm. Diese Tendenz, die Tendenz der Taille, den schlanken Wuchs zu zeigen, ist neu; sie sollte aber das Costüm des Mittelalters und der modernen Zeit beherrschen.



116. Rudolf von Schwaben, der Gegenkönig.
Deutsche Königstracht der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts.
(Bronzedenkmal im Dom zu Merseburg.)

2. Kapitel.

Das Costüm der Blüthezeit des Ritterthums im 12. und 13. Jahrhundert.

Man kann in der Geschichte der Trachten und Moden die Bemerkung machen, daß bei der Erschaffung neuer Formen oder bei der Bestimmung ihres Charakters bald das männliche Geschlecht voranschreitet, bald das weibliche. Es kann sich ereignen, daß zu einer Zeit die Tracht der Männer derjenigen der Frauen fast zum Verwechseln gleich kommt, in einer anderen wiederum die der Frauen sich dem männlichen Costüm in Form und Charakter nähert.

Wenn man nun von einer Zeit erwarten sollte, daß sie in ihrem Costüm, in ihren Moden einen männlichen Charakter trägt, daß der Mann als die leitende und bestimmende Hälfte der menschlichen Gesellschaft voranschreitet, so gilt dies gewiß von der Zeit des Ritterthums. Sind ja doch ritterlich und männlich, im idealen Sinne genommen, wie identische Begriffe für uns, denken wir doch bei dem Ritterthum sofort an alle männlichen Uebungen und Waffenthaten, an Turnier und Jagden, an Abenteuer und Kriegszüge über das Meer, an die Heldenthaten gegen die Ungläubigen, an ein ewiges Fehdeleben vor und hinter den Mauern wohlbefestigter Burgen!

Aber grade das Gegentheile ist der Fall. Was das Wesen des ächten und wahren Ritterthums bildet, des Ritterthums in seiner eigentlichen Blüthe-

zeit, nämlich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, das ist nicht die Heldenthat als solche, sondern daß die That im Dienste der Frau geschieht, einerlei ob sie wirklich von ihr anbefohlen ist, oder ob sie der Ritter ihr widmet in stiller Verehrung. Die veränderte und gehobene Stellung der Frau ist für diese Zeit das Entscheidende auf allen Gebieten der Cultur, in der Sitte, in der Kunst, in der Literatur, selbst in der Religion, in welcher die Schwärmerei vom Heiland auf die Jungfrau Maria übergeht und der Mariencultus beginnt.

Die vorhergehende Zeit, schon die der Merovinger, kennt gewaltige Frauen, herrschende Frauen, aber sie herrschen durch ihre wilden Leidenschaften wie Brunhilde und Fredegunde, oder durch männlichen Geist wie die Herzogin Hadewig in Schwaben, nicht durch weiblichen Reiz und weibliche Tugenden. Die Frau dieser neuen Zeit, gehoben durch ihre Bildung und darin dem Manne weit vorragend, verfeinert, von vornehm eleganter Erscheinung, poetisch gestimmt, sie herrscht als Frau; das Geschlecht, nunmehr veredelt, herrscht als Geschlecht, und der Mann, der Ritter, dient. Er trägt als Diener ihre Zeichen und Farben, er vollführt seine Thaten in ihrem Namen zu ihrer Verherrlichung.

Werfen wir, anderer Gebiete nicht zu gedenken, einen kurzen, flüchtigen Blick auf die Poesie. Es ist die erste classische Periode der nationalen Dichtung, der großen Epen und des Minnelieds, welche durch diese Umwandlung der Cultur erst erklärlich wird. Zwar im Nibelungenliede waltet die Leidenschaft in großartigster Gestalt, das Gewaltjame und Ungebändigte, aber seine Sage wurzelt eben in jener alten Zeit der Leidenschaften und des Hünenhaften, und nur seine letzte Form, in welcher wir es kennen, hat es in dieser „höfischen“ Zeit, wie sie treffend genannt wird, erhalten. Und doch deutet es in dem Gegensatz der beiden Frauen, in der gewaltigen, glänzenden Gestalt der Brunhilde und in der still gewinnenden Erscheinung der Chriemhilde, in jener, welche die Kenner der Schönheit preisen, und dieser, welche die Weisen vorziehen, den Uebergang an von der einen Periode zur andern. Aber in den nachfolgenden Epen, im Parzival und Tristan, den ächtesten Schöpfungen dieser Zeit und ihres Geistes, wie tritt in ihnen der Held vor dem Verliebten oder dem sehnuchtsvoll nach der Liebe Schmach tenden zurück! Es ist ein Minnegefang in epischer Form, eine Erzählung

von der Macht der Frau, die das Gemüth des Helden in Bande schlägt. Und wie das Epos, so kennt die Lyrik, das Minnelied, bis später eine ernüchterte Zeit das Lehrgedicht einführt, nur den einen Gedanken, Frau und Liebe, der in tausendfacher Weise immer derselbe aus tausend Liedern wiederklingt.

Wie in der Poesie, so herrscht die Frau im Leben und in der Sitte. Um sie bewegt sich nun alle Geselligkeit; für sie und mit ihr werden alle Feste und Spiele gefeiert, statt daß sonst die Männer allein in der Methhalle saßen und die Tage und Nächte verzechten. Mit ihr verfeinert sich der Ton des Umgangs, des gesellschaftlichen Verkehrs; es bildet sich ein förmlicher Coder der feinen Sitte, des vornehmen Anstandes, der sich wie heute auf Essen und Trinken, auf Sitzen, Gehen und Stehen, auf die Haltung der Hände, der Füße, der Kleidung erstreckt. Ebenso stellen sich die Ansichten von der Schönheit in ausgebildeter und vorgeschrittener, wie ins Einzelne gehender Weise fest. Wie Haar und Augen, Brauen und Wimpern, Hände und Füße in Farbe und Form beschaffen sein müssen, darüber herrschen die bestimmtesten Ansichten. Das gilt aber nicht bloß von der Frau, sondern auch vom Manne. Und dabei ist es charakteristisch für diese so völlig unter dem weiblichen Einfluß stehende Culturperiode, wie man sich das Ideal des Mannes denkt. In den Zeiten des Nibelungenliedes und in seiner Cultur konnte man noch die breite, hohe, gewaltige Gestalt des grimmen Hagen trotz seiner ergrauenden Haare und seiner wilden Blicke als ein Bild männlicher Schönheit betrachten, in dieser Periode aber gilt für männlich schön die liebliche, zarte, rosige, bartlose Jugend: Parzival, fast Knabe noch in unbewußter Schönheit, und der junge Tristan mit rosenrothem Munde, lichter Haut und braunen Locken sind ihre Ideale.

Weiblich ist das Ideal des Mannes, weiblich ist auch seine äußere Erscheinung (Abb. 117, 118, 131 u. a.), trotz Helm und Schwert und Panzerhemd, wenn er in den Krieg zieht. Schön geschwungene, lange Locken, ein glattes, bartloses Gesicht, ein langer Rock bis zu den Füßen herab, das ist die stete Tracht des Ritters in der höfischen Zeit, in der Zeit des Minneliedes: gewiß ein Costüm, eine Toilette, die unter weiblichem Einfluß entstanden ist. Aber eben weil sie diesen Einfluß verräth, weil die Frau in aller Cultur herrscht und voranschreitet, darum ist es billig, daß auch

wir ihr diesmal den Vorrang lassen und sie zuerst in ihrer äußeren Erscheinung betrachten und sehen, wie sich denn ihre Kleidung, ihre Toilette unter so veränderten Culturzuständen verwandelt hat.

Esprünge in der Geschichte des Costüms, plötzliches Auftreten einer neuen, ganz anders gestalteten Kleidung dürfen wir, wie überhaupt höchst selten in der Entwicklung der Trachten, so am wenigsten in dieser Zeit



117. Philipp, Bruder König Ludwigs des Heiligen von Frankreich. Um 1200. (In St. Denis.)

118, 119. Graf und Gräfin von Gleichen. Ritterliche Herren- und Damenkleidung (1227 - 1264). (Grabmal in Erfurt.)

erwarten, deren Charakter nicht in Umwälzung, sondern in Verfeinerung, Besänftigung und Bildung besteht. Die Veränderungen gehen langsam, aber nicht minder entschieden und charakteristisch vor sich, ganz in Uebereinstimmung mit der geschilderten geistigen Bewegung.

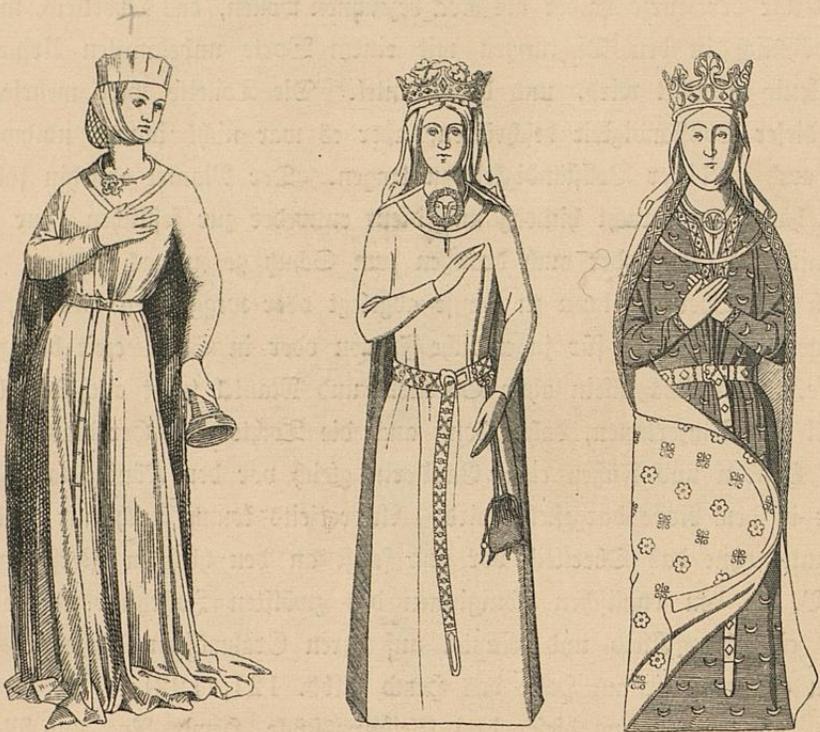
Die Kleidung der germanischen Frau begann, wie wir gesehen haben, mit zwei Stücken, dem Roke, oder wenn wir das untere Kleid so nennen wollen, der Tunica und dem Mantel. In der Karolingerzeit war hierzu schon wie bei den Männern ein Hemd getreten, wenigstens bei den vor-

nehmen Damen, das aber nicht sichtbar zur Erscheinung kam. Im elften Jahrhundert aber sind wir auf zwei anliegende Kleider gestoßen, ein langes, mit Ärmeln versehenes, und ein oberes, das nicht ganz zu den Füßen hinabreicht. Dieses wird im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bleibend, und dazu wird ein Hemd gefordert. Es sind also vier Stücke, die zu einer vollständigen Damenkleidung nothwendig sind, das Hemd, das Unterkleid, das wir der Kürze halber als Rock bezeichnen wollen, das Oberkleid, welches gewöhnlich in den Dichtungen mit einem Worte unbekanntem Ursprungs Sufenie genannt wird, und der Mantel. Die Toilette wird mehrfach so in dieser Vollständigkeit beschrieben, aber es war nicht immer nothwendig sie auch in dieser Vollständigkeit zu tragen. Der Mantel ohnehin fällt in der häuslichen Tracht hinweg und dient entweder zur festlichen, zur ceremoniösen Tracht, oder auch draußen zum Schutz gegen das Wetter. Aber auch das Oberkleid kann zu Hause abgelegt oder weggelassen werden, und namentlich gilt dies für jugendliche Frauen oder in Sommerzeit bei großer Hitze. Den Rock allein ohne Oberkleid und Mantel trägt auch das leichte Volk der Tänzerinnen, daher denn auch die Tochter der Herodias, wie sie auf Händen und Füßen einer Gauklerin gleich vor dem Könige tanzt, stets nur in dem Roke dargestellt wird. Andrerseits kommt auch nur Rock und Mantel ohne das Oberkleid vor und selbst an den höchsten Personen, so z. B. bei den englischen Königinnen des zwölften Jahrhunderts, die so mit einfachem Kleid und Mantel auf ihren Grabmälern dargestellt sind; man erkennt aber am Halse das Hemd (Abb. 121, 122).

Die Verbindung dieser drei Kleidungsstücke, Hemd, Rock und Mantel, wie sie die englischen Königinnen trugen, war im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auch in Deutschland sehr gewöhnlich. In diesem Fall erhielt das Hemd aber größere Bedeutung denn die einer einfachen Leibwäsche. Es war schon damals vorzugsweise von feiner Leinwand und immer weiß. Ebenso aber gilt weiße Seide als ein beliebter Stoff. Es war aber nicht bloß der Stoff, sondern auch der Schnitt der Kleidung, welcher das Hemd zur Geltung brachte. Da das Kleid auch ärmellos getragen wurde, so waren es in diesem Falle die Ärmel des Hemdes, welche sichtbar die Arme bedeckten. Der Verschmutzung ausgesetzt, mußten sie häufiger erneuert werden, und sie wurden daher selbständig gemacht und so, daß sie an den Schultern,

d. h. am Hemde, leicht befestigt werden konnten. Als der junge Ulrich von Liechtenstein seinen abenteuerlichen Ritterzug im Gewande der Frau Venus unternehmen will, läßt er sich zwölf Röcke machen und dreißig Frauenärmel für Hemden.

Mit diesem Frauenärmel trieb der ritterliche Dienst ein eigenthümliches Wesen. Nachdem die Dame ihn getragen, befestigte ihn der Ritter



120. Dame mit Rock, Mantel und Gebende; Französin. Statue einer „Ährdigen Jungfran“ zu Corbeil. 13. Jahrhundert, Anfang.

121, 122. Englische Königinnen. Berengare von Navarra, 2. Gemahlin von Richard Löwenherz, 1190–1210 (zu Espann bei Rhins).

12. bis 13. Jahrhundert. Isabella von Angoulême, 3. Gemahlin Johanns ohne Land, 1200–1220. (Abtei von Fontevault.)

auf seinen Schild, und wenn er dann zerhauen und zerstoehen war — was natürlich in ihrem Dienste geschehen —, so trug ihn die Dame wiederum auf ihrem bloßen Arme. Man machte es auch ebenso mit den Hemden. Es giebt verschiedene Erzählungen davon, so z. B. von Gahmuret und seiner Gemahlin Herzeloude. Ihr weißseidenes Hemde, das sie auf dem Leibe getragen, legte er über seinen Ringpanzer, und wenn es die Folgen seiner Kämpfe in hinlänglichem Grade zeigte, so zog sie es wiederum an. Solches

geschah achtzehn Mal, und als er endlich gefallen, wollte sie auch das letzte, das blutige Todeshemd, anlegen.

Wie viele und welche Kleider nun auch eine Dame trug, an allen zeigt sich ein und dasselbe Bestreben, das schon im elften Jahrhundert seinen Anfang genommen hatte, nämlich die Kleidung um Brust und Hüften eng anzuschmiegen, „heimelich“ anzulegen, wie man damals sagte. Ein



123. Figur der Superbia aus dem Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg. Damenraucht des 12. Jahrhunderts mit Einschnürung, langen Ärmeln u. s. w. in übertriebener Mode.

schlanker Wuchs, eine zarte, feine und schmale Taille gehörten zum Schönheitscodex dieser Zeit. Daher sagt Wolfram von Eschenbach von einer schönen Dame:

Ihr wißt, wie Ameisen pflegen
Um die Mitte schmal zu sein,
Noch schlanker war das Mägdelein.

Selbstverständlich mußte man bestrebt sein diese Schönheit nicht in einen plumpen, wenn auch goldüberladenen Sack einzuhüllen, wie es in der vorhergehenden Periode geschehen war, sondern sie an das Licht treten zu

lassen. Es scheint aber die Schneiderkunst, die bis dahin im Hause selbst unter Leitung der Hausfrau, auch der vornehmsten, von ihren Mägden geübt worden, noch nicht sogleich hinlängliche Ausbildung gehabt zu haben, um diesem Begehren durch den Schnitt der Kleidung gerecht zu werden. Das erste Mittel war daher einigermäßen gewaltsam. Man schnitt zu beiden Seiten von den Achselhöhlen herab ein Stück heraus und zog die Oeffnung mittelst Schnüre wieder zusammen. So sieht man es auf Bildern des zwölften Jahrhunderts, z. B. an der Figur der Superbia im Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg (Abb. 123). Es geschah das am Hemde wie am Kleide.

Aber auch der Schneider wächst mit seiner größeren Aufgabe. Das Schneiderhandwerk entstand und bildete sich förmlich an dieser Aufgabe, die ihm zum ersten Male von der Dame der höfischen Zeit gestellt wurde, nämlich das Kleid an Büste und Hüften anliegend und anschmiegend zu machen. Von der Herstellung einer guten Taille, eines guten Schnittes, hat ja auch der französische Schneider — es geschah zu eben dieser Zeit — seine Benennung *tailleur* erhalten, und das deutsche Wort Schneider (*snider*) will eben auch nichts anderes sagen, als daß seine Hauptaufgabe im Zuschnitt und nicht im Nähen bestand.

Wenn man den in hinlänglicher Zahl vorhandenen Miniaturbildern, Statuen und Grabfiguren — denn die Kunst ging nunmehr vollständig auf die gleiche Tendenz des Geschmacks ein — vertrauen darf, so zeigte sich die Schneiderkunst alsbald ihrer neuen Aufgabe gewachsen. Zwar giebt es noch viele Matronen, ehrwürdige Frauen, auch in der höfischen Zeit, welche die Kleider weit und faltig tragen, aber die Regel ist für alle Damen der vornehmeren Welt oder alle Frauen überhaupt, die mit der Mode gehen, daß die Kleidung sich um Brust und Taille bis auf die Hüften genau und faltenlos dem Wuchse anschmiegt, von hier an in faltiger Weite auf die Füße herabfällt, diese bedeckend (Abb. 126). Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Form der Kleidung, sobald die Einengung nicht, wie es später geschah, übertrieben wurde, ebenso schön wie rationell ist. Sie vereinigt zwei Elemente, die Schönheit des Wuchses, welche sie vollkommen zur Wirkung bringt, und die Schönheit des Stoffes durch den freien und leichten Fluß der Falten. Daß die Schönheit der Falte mit in der Absicht

lag, nicht bloß bei den Bildhauern dieser Zeit, die sie ganz vortrefflich zu behandeln wissen, sondern auch bei ihren Trägerinnen, das sieht man aus verschiedenen Stellen, in denen von einer kunstvollen und künstlichen Anordnung derselben die Rede ist. So sagt z. B. Ulrich von Liechtenstein von seiner Kleidung als Frau Venus:

„Ich führet' ein Röckel, das war weiß,
Daran die Falten mit großem Fleiß
Von Frauenhänden waren gelegt.“

Die Dame dieser Zeit hatte noch ein eigenes, zur allgemeinen Sitte gewordenes Mittel den Reichthum der Falte zu vermehren. Indem sie mit der linken Hand das Oberkleid ein wenig in die Höhe hob (Abb. 124), bildeten sich nicht bloß bedeutende Falten, sondern sie erreichte auch etwas Anderes, das Unterkleid, den Rock, sichtbar zu machen. Oberkleid und Unterkleid hatten sich zu dieser Zeit in ihrem Längenverhältniß zu einander wieder verändert. Im elften Jahrhundert war das Oberkleid um ein Bedeutendes kürzer gewesen, so daß dadurch das Unterkleid am Fuß sichtbar war. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatten aber beide Kleider regelmäßig die gleiche Länge, und um nun das untere sichtbar zu machen und so verschiedene Farben in Wirkung zu setzen, wurde das Oberkleid mit der linken Hand emporgehalten. Mit dem Mantel, wenn er dazu getragen wurde, war die Sitte allerdings anders, wie wir sogleich sehen werden.

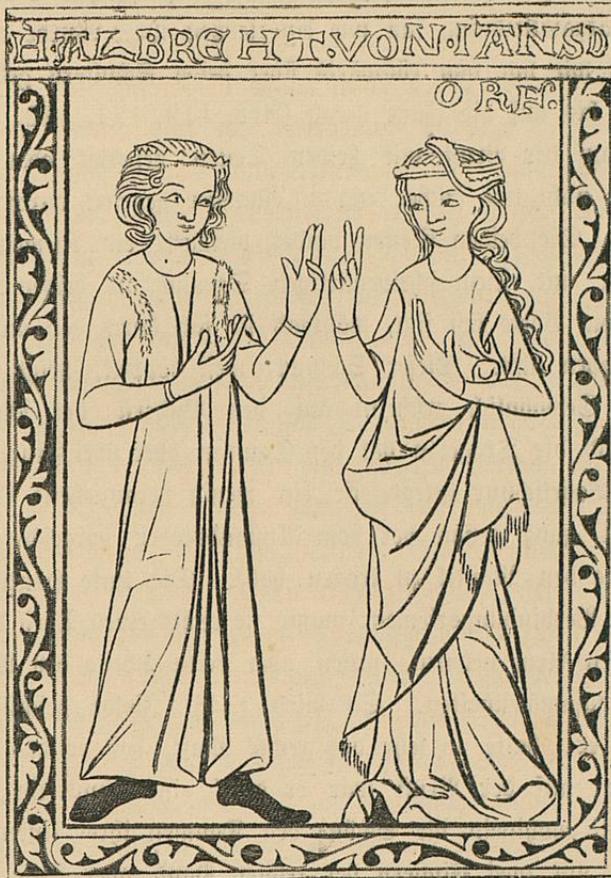
Mit dem Aufheben des Oberkleides trieben die Frauen noch ein anderes kleines Spiel der Koketterie, das der strengen Sitte allerdings nicht ganz entsprach. Diese nämlich verbot es den Fuß sehen zu lassen. Nun legte man aber einen großen Werth auf einen schönen Fuß, den der Schönheitscodex klein, weiß und zierlich verlangte, mit einer hohen gebogenen Form des Ristes, so daß sich unten eine Höhlung bildete, groß genug, um einen Zeisig zu verbergen. Die Kunst des Schuhmachers war auch hinlänglich ausgebildet den Schuh fein, genau und anschniegend nach der Form des Fußes zu machen (Abb. 123). Der Stoff war vom feinsten und weichsten Leder, auch von Seide und Goldgewebe; die Farbe schwarz, aber auch ebenso weiß oder roth oder Gold, und als Schmuck bunte Borten oder Perlen hinzugefügt. Der Schuh bedeckte den ganzen Fuß, hatte auch wohl

die Form von kurzen Halbtiefeln und lief vorne in eine kleine, zierliche Spitze aus. Bei so eleganter Beschuhung war es verzeihlich, daß die Dame auch etwas davon sehen lassen wollte, und dazu ergab sich die Möglichkeit eben in dem Aufheben des Kleides.

Wie Unterkleid und Oberkleid die gleiche Länge erhielten, war noch eine andere, damit in Zusammenhang stehende Veränderung mit ihnen vorgegangen, nämlich an den Ärmeln. Es ist bereits des ärmellosen Oberkleides und des Wechsels der Hemdärmel, der dazu gehörte, gedacht worden. Das war nicht immer so. Im elften und zwölften Jahrhundert hatte das Oberkleid, zumal bevor es an den Füßen seine volle Länge erreicht hatte, lange Ärmel, die entweder bis zum Ellbogen oder auch bis zum Handgelenk sich eng anlegten und von hier auf einmal eine solche Fülle und Weite bekamen, daß sie bis auf die Füße herabfielen (Abb. 123, 126). Diese unbequeme, etwas excentrische und daher auch von der späteren höfischen Zeit vermiedene Tracht kommt auf Bildern des zwölften Jahrhunderts sehr häufig vor und auch in den Dichtungen findet man ihre Spur. So ist es z. B. nur mit dieser Art von Ärmeln zu erklären, wenn es im Nibelungenliede von Brunhilde heißt, als sie sich zum Wettkampf im Steinwurf bereitet: „An ihre weißen Arme sie die Ärmel wand.“ Später, wie gesagt, verschwinden diese Ärmel wieder und das Oberkleid erscheint regelmäßig ohne Ärmel, so daß entweder die Ärmel des Unterkleides oder des Hemdes den Arm bedecken (Abb. 124). Ihn nackt zu zeigen, war keine Sitte der höfischen Zeit.

Ärmellos und anschniegend, sowie faltig um die Füße, das ist die gewöhnliche Form des Oberkleides im dreizehnten Jahrhundert. Aber mehr und mehr, namentlich im Uebergange zum vierzehnten Jahrhundert, treten Nebenformen auf. Auch der Winter übte seinen Einfluß, denn um sich gegen die Kälte zu schützen, trug man das Kleid pelzgefüttert (Abb. 124) und dann ohne Einengung um die Hüften, so daß die Dichter klagen, es werde ihnen durch diese Kleidung im Winter der Anblick der Schönheit entzogen. Auf den Bildern sieht man vielfach solche Nebenformen, und auch verschiedene Namen kommen vor, die größtentheils aus der Fremde stammen. Auch ist wohl gelegentlich von französischem Schnitte die Rede. Wenn man aber die Abbildungen französischer Damen dieser Zeit betrachtet,

so findet man an ihrer Kleidung nichts, was von besonderer Verschiedenheit oder charakteristischer Bedeutung wäre. Man gelangt nur zu dem Schluß, daß im Großen und Ganzen bereits durch die damalige civilisirte Welt der Christenheit eine und dieselbe Tracht, eine und dieselbe Mode herrscht,



124. Ritterliche Kleidung mit Rauchwerk: Herr und Dame, auf dem Haupte Schapel.
13. Jahrhundert. (Aus der Weingarter Niederhandschrift.)

ungefähr wie heutzutage, und dem einzelnen Lande, auch wie heute, für sich nichts übrig bleibt als Nebenformen von wenig Bedeutung. Es ist eben der Geist der Zeit, der die Trachtenformen schafft, ohne Modejournale und ohne Schneiderconferenzen.

Auch von dem Mantel heißt es wohl, daß er nach französischem Schnitte gemacht sei. Nichtsdestoweniger zeigt er überall die gleiche Grund-

form und in der Hauptsache die alte, obwohl der Wandel dieser Zeiten nicht spurlos an ihm vorübergegangen war. Dieser Wandel, namentlich die Ausbildung der weiblichen Tracht zu Unter- und Oberkleid, hat es mit sich gebracht, daß der Mantel weniger nothwendig erscheint und nur außerhalb des Hauses getragen wird, oder wie bei fürstlichen Damen als ein Stück ihrer Staatskleidung, fast wie ein Zeichen ihrer Würde erscheint. Er ist dann nach wie vor von rückwärts über beide Schultern gelegt und fällt in der Regel bis auf die Füße herab (Abb. 119, 121, 122, 126). Auch ist er vorne auf der Brust mit beiden Seiten gefestigt oder zusammengehalten, aber nicht wie früher eng an einander geheftet durch eine brocheartige Nadel. Die beiden Seiten bindet vielmehr ein Riemen oder eine goldene Borte, mit einem scheibenartigen Schmuck an beiden Enden, an deren einem die Borte fest sitzt, während sie sich durch den anderen enger und weiter ziehen läßt. Dieser Schmuck, weil doppelt, heißt im Plural: die Tasseln. Gewöhnlich erscheint auf den Bildern der Mantel locker umgehängt, und die Trägerin hat den Daumen oder zwei Finger der linken Hand in die Tasselschnur gelegt, sie ein wenig herabziehend (Abb. 119). Das entspricht ganz genau der vom Anstandscodex vorgeschriebenen Art, wie eine Dame den Mantel zu tragen habe. Die linke Hand in angegebener Art am Verbindungsriemen, mußte sie rechts einen Theil des Mantels faltig unter den Arm nehmen, unten aber beide Theile des Mantels mit der Rechten zusammenhalten. So wird z. B. Holde geschildert. Ihr Mantel, heißt es, hatte so sehr das rechte Maß, daß er das Kleid nicht völlig verdeckte; auf der Brust war er durch ein Schnürlein mit weißen Perlen befestigt, wohinein die Schöne den Daumen ihrer linken Hand geschlagen hatte; mit zwei Fingern der rechten Hand aber hatte sie zierlich, wie es die Sitte gebot, weiter unten die beiden Seiten des Mantels zusammengefaßt und ein wenig in die Höhe gehoben, daß der untere Theil des Mantels faltig herabfiel. So sah man den Ueberzug und das Hermelinunterfutter mit dem Zobelbräm, beides miteinander. Wenn die Dame sich setzte, so hatte sie beide Seiten des Mantels auf dem Schoße über einander zu legen; die Beine darunter zu kreuzen war wider alle Schicklichkeit.

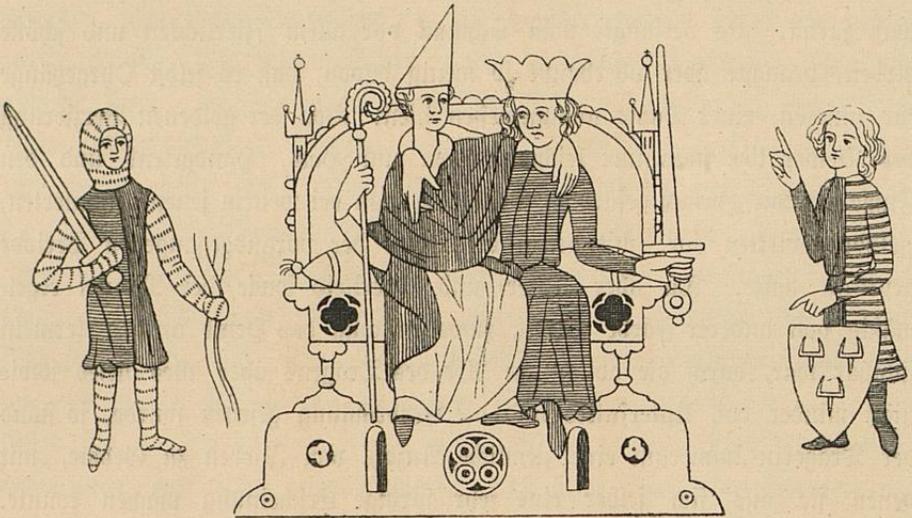
Bei dieser Art den Mantel zu tragen war es wiederum, wie das schon bei dem Aufheben des Oberkleides bemerkt worden, darauf abgesehen

verschiedenen Stoff und verschiedene Farbe, nämlich den Ueberzug und das Futter, sowie die Verbrämung zusammen wirken zu lassen und die Wirkung zur Geltung zu bringen. Es war das um so nothwendiger und natürlicher, als in dieser verfeinerten Zeit ganz andere Ansichten über Schmuck und Verzierung sich geltend machten als früher. Die Herren und Damen der Zeiten der Merovinger, Karolinger und ihrer Nachfolger konnten des Goldes an ihrer Kleidung sowie an Schmuck nicht genug haben. Die Folge war ein glänzender Schein, aber eine barbarische, unschöne Erscheinung. Anders in dieser höflichen Zeit. Das verfeinerte Gefühl scheute vor solchem Uebermaß zurück. Es verlangte vom Schmuck vor allem Zierlichkeit und schöne Arbeit, brauchte aber überhaupt so wenig davon, daß es selbst Ohrgehänge für unschön, einer Dame unangemessen hielt. Von der goldenen Verzierung der Kleider ließ man nur leichte Borten um Hals, Handgelenk und den Fußsaum; die einfach gefärbten Stoffe zog man bei weitem jenen gemusterten, golddurchwirkten vor, mit denen die Dame der vorausgegangenen Periode geprunkt hatte. Da aber Unter- und Oberkleid sowie der Mantel regelmäßig von anderer Farbe waren, zuweilen auch das Hemd an den Ärmeln sichtbar war, durch die absichtliche Art des Tragens aber alles dieses sowie nicht minder das Unterfutter und die Verbrämung gesehen wurde, so stand der Trägerin immerhin eine ziemliche Anzahl von Farben zu Gebote, mit denen sie aus sich selber eine sehr farbige Erscheinung machen konnte. Freilich mußte sie auch, um nicht fehl zu gehen, um so viele, in breiten Massen auftretende Farben in Harmonie zu bringen, einen gesunden, richtigen Farbensinn besitzen, und das um so mehr, als ihr, der Herrin — es war das auch bei dem Manne der Fall — die kräftigen und leuchtenden Farben zutamen, die grauen Töne aber, die bräunlichen, die Schmutzfarben nur dem niedern Volk, dem Bauer, den dienstbaren Leuten gehörten.

In der Regel folgte die Farbe dem Schritte der Kleidung, und so war es damals bei aller modischen Tracht. Man sieht auf den Bildern zuweilen aber auch Damen, deren Kleidung aus breiten schrägen Streifen oder quadratisch oder ähnlich aus wechselnden Farben zusammengesetzt ist. Das sind aber Ausnahmen. Dieses sogenannte Mi-parti trug die Dienerschaft, insbesondere die kriegerische. Es waren zu dieser Zeit die Wappenfarben, und sie wurden an der Kleidung in derselben Figur getragen wie

auf dem Schilde. In dieser Bedeutung trug sie auch der Ritter auf dem Waffenrock (Abb. 125), und so konnte auch zuweilen die Dame aus besonderer Veranlassung und besonderen Gründen sich ihrer bedienen. —

Wenn irgend ein Theil der Toilette an der Verfeinerung und Verschönerung dieser Periode theilnahm, so war es ganz insbesondere der Kopf, der sich ebenso ausgedehnter Pflege wie edlen Schmuckes zu erfreuen hatte. Während die zunächst vorausgegangene Periode das Haar der Frauen meist unter Schleier und Tüchern, selbst unter dem Mantel verdeckt oder es in



125. Getheilte Tracht, s. g. Mi-parti. Papst und König, oder das weltliche und das geistliche Gericht, zu den Seiten Vasallen in getheilter Tracht. 12. bis 13. Jahrhundert. (Aus dem Heidelberger Sachsenspiegel.)

zwei lange, allerdings mit farbigen Bändern oder Goldschnüren umwundene Zöpfe geflochten hatte (Abb. 126), durfte es nunmehr unter der Herrschaft des neuen Geistes frei herabfallen. Im dreizehnten Jahrhundert trugen es schon alle edlen Damen in dieser Weise, und die Zöpfe blieben dem bürgerlichen oder bäuerlichen Stande. Wenn aber auch frei und lang, so ließ man es doch nicht ungeschmückt und ungeordnet, sondern man gab ihm stets die Form höchst kunstvoller, großgeschwungener Locken, mit denen es über Schultern und Nacken herabwallte — gewiß die schönste Form, die man einem reichen Haarwuchs ertheilen kann (Abb. 124, 127 u. a.).

Ueber der Mitte der Stirne war das Haar gescheitelt, und der Scheitel

mußte weiß und schmal sein. So sehr man aber das Haar selbst in seiner Schönheit zur Geltung brachte, so wollte man doch nicht des Schmuckes und konnte nicht aller Kopfbedeckung entbehren. Um das Gesicht vor der Fülle



126. Französische Dame mit Zöpfen, eng anliegendem Rock und langen Hermeln.
12. Jahrhundert, Anfang. (Statue in Corbeil.)

der herüberfallenden Haare zu bewahren, legte man einen Reif herum, den man Schapel, d. i. chapel, chapelet, nannte (Abb. 127, 132, 135). Das konnte nun ein einfaches Band sein oder ein Goldreif, an dem man bald die zierliche Arbeit zu schätzen wußte. Alsdann versah man ihn mit allerlei Zierrath, besetzte ihn mit Steinen und Rosetten und machte wohl ein reiches, diademartiges Gebilde daraus. Ebenso aber galt als Schapel

jeder Kranz von Laub oder natürlichen Blumen, und grade dieser, der schönste Schmuck, ist vielleicht niemals in höherem Grade Sitte gewesen, als eben in dieser Zeit. Die Damen gingen niemals in das Freie, auf die Wiesen, in den Garten, in den Wald — und der nicht sehr behagliche Aufenthalt in den Wohnungen zwang sie um so mehr dazu —, ohne sich Kränze zu winden und das Haar damit zu schmücken.

Neben dem Schapel erscheint als eine zweite Art der Kopftracht oder vielmehr als eine Kopfbedeckung das Gebende (Abb. 119, 127). Als



127. Weibliche Kopftrachten: Ritterliche Damen mit langem Lockenhaar, Schapel und Gebende. Gegen 1300. (Aus der Manessischen Liberhandschrift.)

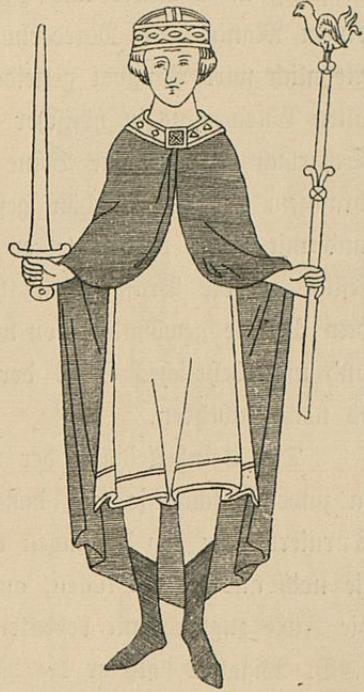
breiter Stirnreif nähert es sich dem Schapel und scheint auch zuweilen mit ihm verwechselt zu werden, doch glich es in seiner gewöhnlichen Form mehr einer festen Haube oder einem Barett. Auf den Bildern erscheint es gewöhnlich in Gestalt einer breiten, oben haubenartig geschlossenen Binde, die häufig am oberen Rande mit Pelz verbrämt ist und nicht selten noch mit Goldschmuck wie mit einem Kronenreif sich verziert findet. Man trägt dieses Gebende frei wie ein Barett auf dem freien Lockenhaar, befestigt es aber auch durch ein Band, das schmal um das Kinn herumläuft. Die Bilder zeigen es am häufigsten von weißer Farbe, aber auch in roth und anderen Farben.

Mit Schapel und Gebende, aber auch ohne dieselben erscheint zuweilen ein Schleier oder ein dichteres Kopftuch, die Nise genannt (Abb. 130).

Während später, vielleicht schon gegen Ende dieser Periode, Schleier und Gebende mehr und mehr der verheiratheten Frau allein zufallen, das Schapel auf dem losen Haar den jungen Damen und Mädchen bleibt, erscheint jetzt noch der Schleier wie eine Zugabe der Zierde oder wie ein Schutz gegen den Einfluß des Wetters und gegen ungehörige Blicke der Neugierde. Er wird darum mit großer Freiheit behandelt; man zieht ihn vor das Gesicht, läßt ihn nachwehen oder schlingt ihn auch wohl wie einen Turban um das Haupt, eine Art, die allerdings schon als Zeichen extravaganter Puzucht galt (Abb. 123). Eine vornehme Dame dürfte sich nicht so gekleidet haben. Mehr noch brauchte man zur Verhüllung die Riße oder das Rißen-tuch, dessen sich Ulrich von Liechtenstein bediente, da er im Damencostüm der Frau Venus nicht als Mann erkannt sein wollte. Aber eben dadurch verrieth er sich.

Die eigentliche Zeit dieser verhüllenden Trachten war aber noch nicht gekommen. Die Dame der höfischen Zeit hielt wohl auf feinen Anstand, wie sie denn nicht leicht vergaß, daß sie die Herrin, die Verehrte und Gefeierte war, aber sie brachte der Huldigung des Mannes eine freie und edle Erscheinung entgegen, sie mußte der ritterlichen Galanterie sich würdig zeigen, und sie that es durch Schönheit, Feinheit und Natürlichkeit.

Der Mann seinerseits, der Ritter, suchte ihr darin nahe zu kommen, und er suchte es vielleicht nur allzusehr, denn wie das schon bemerkt worden, sein Aeußeres hatte in dieser Zeit, wider alles Erwarten, eher etwas Unmännliches, etwas Weibliches. Es ging ein völliger Parallelismus her mit der männlichen und weiblichen Tracht. Wie diese sich verändert, so auch jene. Wie das Oberkleid der Frau sich auf die Füße herabsenkt, so auch der Rock des Mannes; wie ihre Kleidung sich um die Hüften einzieht, so



128. König Wilhelm der Rote von England.
1087–1100. Costüm vor dem Beginn der
Trachtenformen des 12. Jahrhunderts.
(Miniature in Paris.)

auch die feinige; wie sie, die Frau, die freien Locken herabfallen läßt, so auch der Mann, soweit es möglich ist.

Die regelmäßige Tracht des Mannes bestand zu dieser Zeit, um zunächst ihre Bestandtheile kennen zu lernen, in den Beinkleidern mit Schuhen, in Hemd und Rock, wozu unter Umständen der Mantel kam nebst einer Kopfbedeckung, die zum ersten Male in dieser Zeit von wirklicher Bedeutung wird. So bestand die Tracht Gawans als Austausch für seine blutige Rüstung in Beinkleid und Hemd, einem Rock mit Marderpelz gefüttert und einem Mantel nebst Marderhut, und ganz ausnahmsweise noch aus Stiefeln. Ähnlich wird Parzival gekleidet, als er die Narrentracht abgelegt und beim alten Gurnemans in höfischer Zucht und Sitte belehrt worden: mit rothem Scharlach werden seine Beine bedeckt, Rock und Mantel legt er an von braunem Scharlach, schön geschnitten und mit weißem Hermelin gefüttert und mit Zobel verbrämt; er gürtet den Rock mit reichem Gürtel und befestigt an die Brust einen theuren Fürspann. Das Hemd — es ist bei dem Manne gewöhnlich von weißer Leinwand — ist nun ein nothwendiges und unentbehrliches Stück der guten Tracht geworden. Der Bauer kann es noch entbehren.

Die Beinbekleidung der vornehmen Männer ist immer eng anliegend, ja zuweilen schon so eng, daß sie dem Gespötte nicht entging und bei dem Turniere oder den Uebungen einige Gefahr darbot. Der Regel nach bestand sie noch aus zwei Stücken, aus zwei getrennten langen Strümpfen, welche die Füße zugleich mit bedeckten. Es wird das ausdrücklich erwähnt, wie z. B. Wigalois, als er die Rüstung abgelegt hat und sich umkleidet, „zwei Scharlachhosen mit großer Sorgfalt über seine Beine zieht“, oder der Domvogt von Wien, welcher dem auf der Venusfahrt befindlichen Ulrich von Liechtenstein entgegen kommt, „zwei schwarze Hosen an seine beiden Beine legt“. Neben dieser engen Beinbekleidung erscheint aber auch in der niederen Volkstracht die alte weite Leinwandhose, wie sie die Dacier und die Ostgermanen trugen.

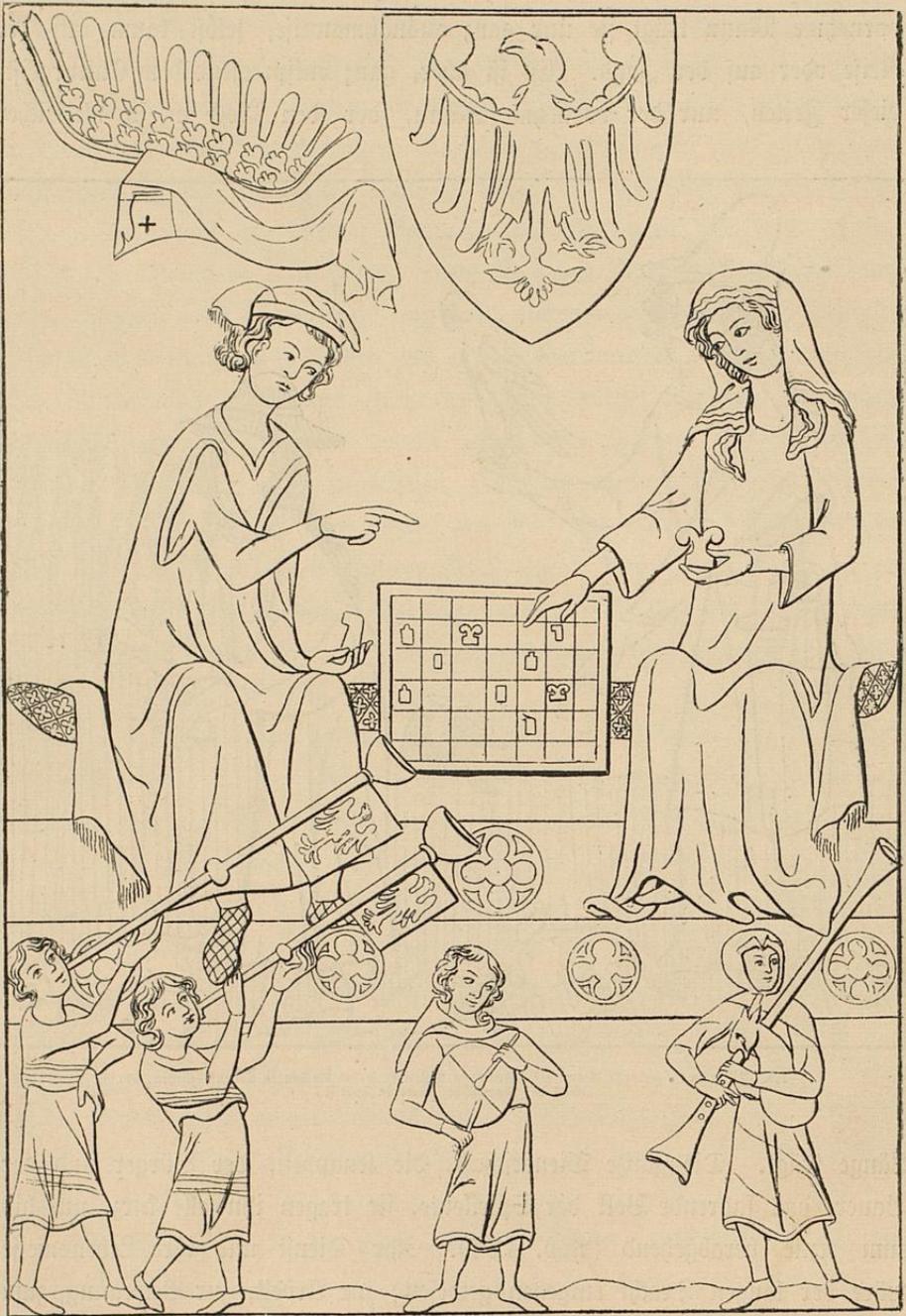
Der Rock, ehemals der kurze altdeutsche oder fränkische Rock, ist nun wie ein weibliches Gewand bis auf die Füße herabgewachsen, doch läßt er diese frei und verhüllt sie nicht wie das Kleid der Frau (Abb. 117, 118, 131). Die Füße sind immer sichtbar und sind in der Regel mit Schuhen

bekleidet (Abb. 129. 130); Stiefel sind gemeine Tracht des Bauern, der vornehme Mann trägt sie nur ganz ausnahmsweise, selbst kaum auf der Reise oder auf der Jagd. Es ist aber, ganz entsprechend dem Culturgeiste dieser Zeiten, nur der vornehme Mann, der den Rock in so weiblicher



129. Ritter in Jägertracht, Dame als Schnitterin verkleidet (daher die langen Loden). Gegen 1300.
(Aus der Manessischen Liederhandschrift.)

Länge trägt. Die ganze Dienerschaft, die Knappen, der Bürger und der Bauer, das fahrende Volk der Spielleute, sie tragen ihn alle kurz, nur bis zum Knie herabgehend (Abb. 130). Ihr Dienst und ihre Lebensweise wäre der langen Tracht entgegen gewesen; zur Arbeit, zur Bewegung, zum Wandern brauchten sie ihn kurz. Der Herr hatte in solchem Falle bei Uebungen und auf der Jagd ein Mittel seinen Rock zu verkürzen. Er



130. Trachten gegen 1300. Unten Spielleute mit gestreiften Farben am Rod; oben Herr und Dame.
(Aus der Manesfröhen Lieberhandschrift.)

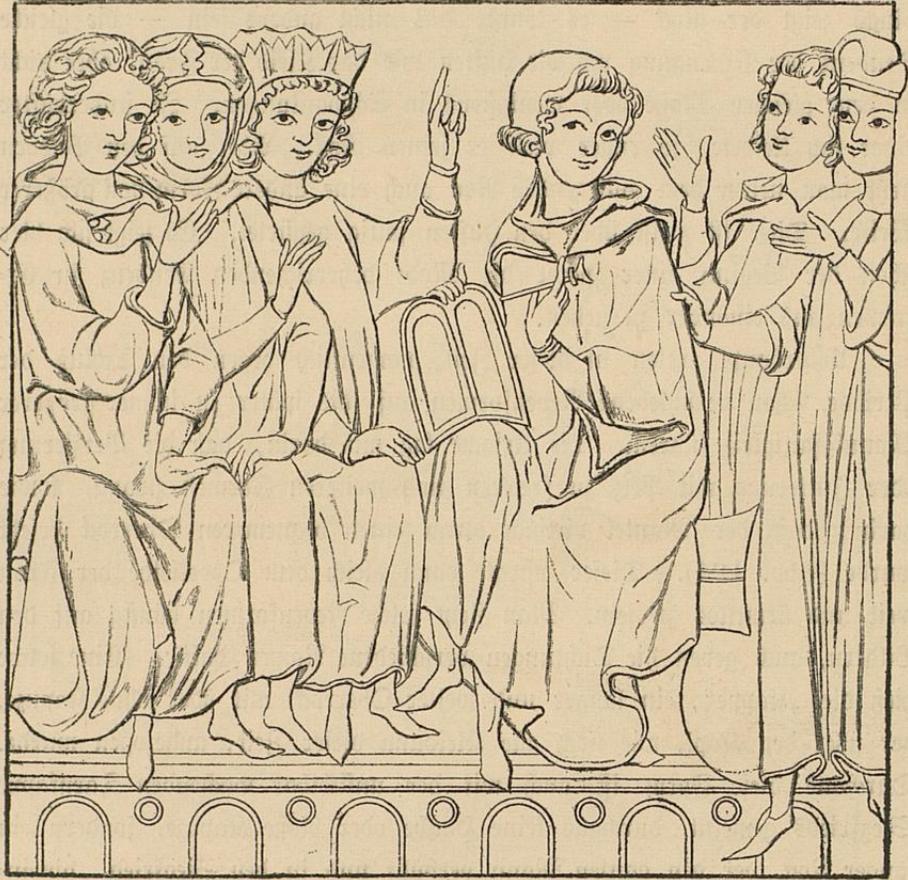
zog ihn über die Hüften in die Höhe und hielt ihn hier mit dem Gürtel, so daß ein Bausch über denselben herüberfiel (Abb. 129).

Die Nothwendigkeit für den Ritter die Glieder frei zu haben war damals gewiß noch eine Ursache, daß er den Rock noch nicht in so gespannter Enge trug, wie es später in mehr stugerhafter Zeit geschah. Allerdings zeigt der Rock — es konnte das nicht anders sein — die gleiche Tendenz der Einengung um die Hüften wie das Kleid der Frau, aber nicht in dem gleichen Maße oder wenigstens in Schwankungen. Je stugerhafter einer sich kleidete, je enger hielt er seinen Rock. Aber auf den Bildern sieht man neben dem anliegenden Rock auch eine andere Form von größerer Weite. Diese ist meist über den Hüften faltig gegürtet. Es zeigt sich hier schon der Beginn einer später die Mode beherrschenden Tendenz in Extremen aus einander zu gehen.

Ueberhaupt treten in dieser Zeit, namentlich gegen den Schluß der Periode, schon verschiedene Nebenformen auf, die später zu immer größerer Mannigfaltigkeit führen. Die Ursache lag mit darin, daß die Verzierung oder Fütterung mit Pelz zu freieren und weiteren Formen zwang, sowie darin, daß der Mantel vielfach durch einen bequemeren Oberrock ersetzt wurde (Abb. 124). Dieser pflegte dann gleich dem Oberkleide der Frau weit und ärmellos zu sein. Man sieht solche Nebenformen häufig auf den Bildern, auch geben die Dichtungen verschiedene Namen dafür. Eine solche hieß die „Kappe“, ein langer und weiter Oberrock, mit oder ohne Kapuze, der über den Kopf, wie noch alle Kleidung dieser Zeit, angezogen wurde. Durchaus diese Form ist auch mit der unsichtbar machenden Tarnkappe Siegfrieds gemeint, durchaus keine Haube oder bloße Kapuze, sondern ein langer Rock, der den ganzen Mann verhüllt und in den Siegfried „hineinschlüpft“, wie der Ausdruck des Liedes lautet (Abb. 131).

Diese verschiedenen Formen des Oberrocks verdrängten aber den Mantel nicht völlig; er erscheint bei dem Manne vielleicht häufiger noch als bei der Frau, und zwar in zweifacher Gestalt. Einmal bewahrt er sich die alte Form, wonach er auf der rechten Schulter, denselben Arm freilassend, geheftet ist. Die modische Form legt ihn aber von rückwärts her über beide Schultern und heftet ihn auf der Brust unter dem Kinn, sei es mit einer Spange, einem Fürspann oder Broche, oder mit den Tasseln

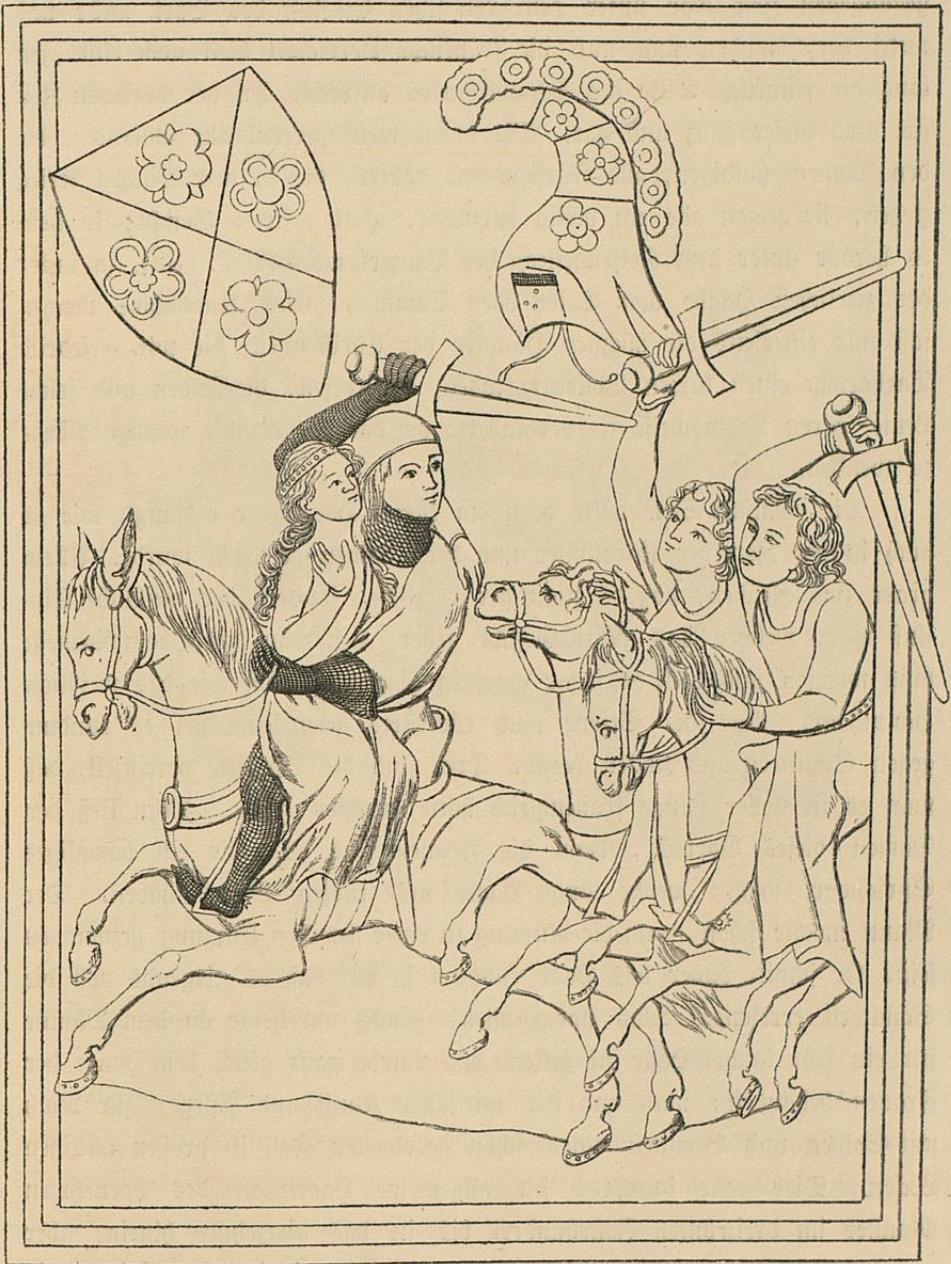
und einer Schnur, wie es bei dem Frauenmantel der Fall war. Uebershaupt gleichen sich beide, der Männer- und der Frauenmantel, in dieser Form und Art zu tragen so völlig, daß sie auch wirklich einer für den anderen gebraucht werden konnten. So erhält zum Beispiel Parzival, als



131. Vornehme ritterliche Männertrachten (Kappe mit Kapuze oder Gugel). Gegen 1300.
(Aus der Manesse'schen Liederhandschrift.)

er zum ersten Male auf Monsalvage, dem Schlosse des Grales, sich befindet, einen tadellosen Mantel von arabischer Seide, den die Königin Repanse de Schoi selber getragen hat. Auch dem Stoffe nach waren beide Mäntel gleich; sie waren von feiner Wolle, Seide oder Sammet und mit Seide, Wolle oder kostbarem Pelzwerk gefüttert.

Vielleicht zeigt kein Theil der männlichen Toilette mehr den weiblichen



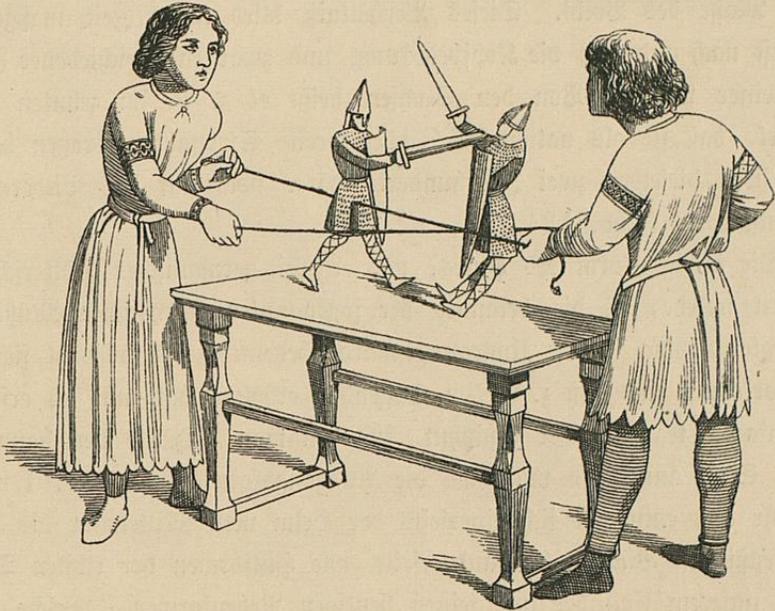
132. Entführungsscene. Ritterliche Trachten gegen 1300. (Aus der Manessischen Niederhandschrift.)

Einfluß in dieser Periode als diejenige des Kopfes. Schon in der vorausgegangenen Zeit war unter dem römischen Einfluß der Bart mehr und mehr verschwunden und nur die fränkische Herrschaft hielt noch eine Zeit lang die fränkische Sitte des Schnurrbartes aufrecht. In der höfischen Zeit fiel auch dieser ganz und gar. Alle vornehmen Herren, alle Galanten, die den Damen huldigen, alle Fürsten und Ritter, die in den heiligen Krieg ziehen, sie zeigen alle ein völlig bartloses, glatt rasirtes Gesicht; so sieht es hervor unter dem Kettengeflecht des Panzerhemdes (Abb. 132), so unter der zierlichen Haube von Seide oder Sammet. Eine Ausnahme machen fast nur einerseits die höchsten Häupter der Christenheit, die wie Friedrich Barbarossa einen kurzen Vollbart tragen, andererseits die Juden und solche Leute, deren Lebensweise sie verhinderte an das Gesicht die nöthige Pflege zu wenden.

Die römische Sitte hätte dazu ein kurzes Haupthaar verlangt, wie es auch in der Zeit der Karolinger und der Ottonen getragen wurde. Allein grade zum Zeichen, daß es nicht der römische, sondern der weibliche Einfluß war, welcher das glatte Gesicht gebot, ließ man das Haar vielmehr lang wachsen und hielt es sogar ganz in ähnlicher Form wie das weibliche Haupthaar. Aus der Stirne nach rückwärts geworfen, fiel es rundum gegen Schultern und Nacken herab. Doch sind die Beispiele vereinzelt, daß man es in voller Länge frauengleich hätte wachsen lassen. Man ließ den Damen dieses Vorrecht, denn die Frauen sind es, wie ein damaliges Sprichwort sagt, „welche lange Haare und kurzen Sinn“ haben. Der Mann mochte schon durch die Rüstung zu einer gewissen Kürzung gezwungen sein. Er schnitt daher das Haar rundum so ab, daß es nirgends voll die Schultern erreichte. Was übrig blieb, genug um heute an dem Manne für ein sehr langes Haar zu gelten, das wurde ganz gleich dem Haare der Frauen behandelt: man gab ihm mit aller Kunst und Pflege, zur Noth mit Salben und Breimen einen schön geordneten Fall in großen welligen Locken. Dies war durchaus die allgemeine Haartracht des vornehmen Mannes im dreizehnten Jahrhundert bis in das vierzehnte hinein, aber nur des vornehmen Mannes, denn es war fast wie in alter Zeit, daß, wer diente, das Haar kurz abgeschnitten trug. So trug es der Bauer, der Leibeigene kurz über den Ohren weggeschoren. Besondere Veranlassung

konnte auch den freien und edlen Mann dazu bewegen. So verlangte zuweilen der Minnedienst dieses Opfer, mit dem sich der Ritter als den Dienstmann oder Sklaven seiner Dame bekannte. Um die schöne Gräfin Guida von Rhodes schnitten sich hundert Ritter die Locken ab.

Wie der männliche Kopf mit diesen Locken ein Nachbild des weiblichen war, so trug er auch denselben Schmuck. Für ihn lag nicht minder die



133. Knabentracht. 12. Jahrhundert. Marionettenspiel. (Aus dem Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg.)

Nothwendigkeit vor die Fülle der Haare zu bändigen und Stirn und Augen frei zu halten. Der Mann bediente sich daher der gleichen Reife, Kränze und Diademe, die wir unter der allgemeinen Bezeichnung von Schapel bereits haben kennen lernen (Abb. 124, 135). Nicht selten tauschen Herren und Damen diesen Schmuck aus, oder er wandert als Geschenk von einem zur andern. Es ist selten, daß man das Lockenhaar des Mannes auf den Bildern ohne irgend eine derartige Zierde sieht, es sei denn, daß er statt dessen eine Kopfbedeckung trägt.

Eine eigentliche Kopfbedeckung wird erst in dieser Periode von größerer und unerläßlicher Bedeutung für den Mann. So merkwürdig es scheint,

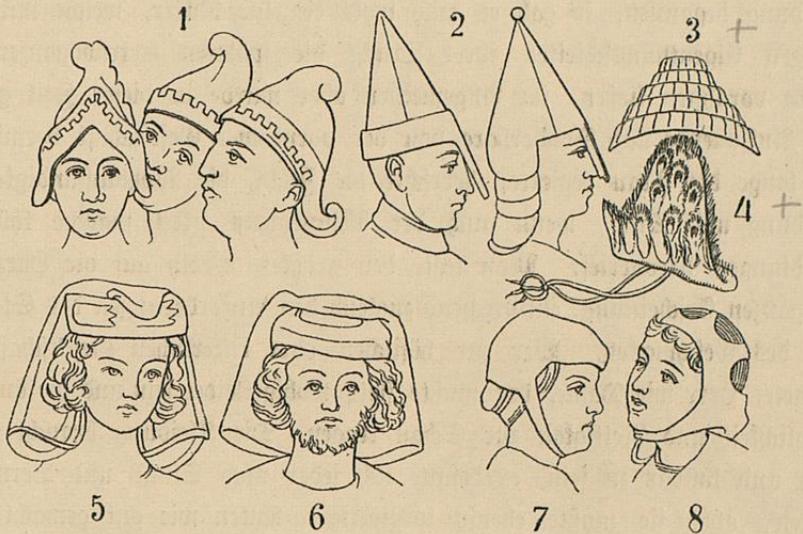
so ist es doch richtig, daß während des ganzen ersten Jahrtausends die Kopfbedeckung bei den germanischen Völkerschaften nur eine Ausnahme gebildet hat. Die Schriftsteller wie die Abbildungen, z. B. diejenigen auf der Trajans- und Antoninsäule, wie die frühesten Miniaturen, bestätigen das in gleicher Weise. Bei den Gothen der Völkerwanderung unterschied man *pileati* und *capillati*, d. h. diejenigen mit dem Hute und diejenigen mit bloßem Kopfe: jene waren die Vornehmsten, die Fürsten, diese die ganze Masse des Volks. Dieses Verhältniß blieb lange Zeit maßgebend, bis erst nach und nach die Kopfbedeckung, und zwar in verschiedener Form, allgemeiner wurde. Von den Sachsen heißt es z. B. im zehnten Jahrhundert, daß sie als nationales Zeichen breite Strohhüte getragen hätten. Man sieht dieselben zwei Jahrhunderte später noch auf den Bildern des Sachsenspiegels (Abb. 134. 3).

Die älteste Form des Hutes, wie er bei germanischen Völkerschaften getragen wurde, ist die bekannte der sogenannten phrygischen Mütze mit umgelegter Spitze. Diese Umlegung wurde bedeutungslos, obwohl sie noch spät vorkommt und sich z. B. im Dogenhut erhalten hat, und es erscheint ein einfacher kegelförmiger Spizhut, für den man Filz als den hauptsächlichsten Stoff annehmen muß, als die Ausgangsform (Abb. 134. 1 u. 2). Von ihr aus entwickelt sich einerseits der Helm vom Mittelalter bis herab zur preußischen Pickelhaube, andererseits alle Hutformen der civilen Tracht bis zu unserem Cylinder und seinen heutigen Nebenformen. Welche Fülle verschiedenartiger, mannigfacher und seltsamer Gestalten ist aus diesem einen Kern von unscheinbarster Gestalt hervorgegangen!

Zu der Zeit, von welcher wir jetzt sprechen, in der höfischen Periode, hatte der Hut die erste Stufe der Entwicklung bereits überschritten, obwohl nicht gar lange vorher. Als die Normannen England eroberten, trugen sie ihn noch als Helm wie als Kopfbedeckung in ursprünglicher Kegelform, nur mit Eisen beschlagen und mit einer Nasenstange versehen, zuweilen auch mit einem Nackenschirm (Abb. 134. 2). In der höfischen Zeit hat er schon eine Krümpe erhalten; diese Krümpe ist in verschiedener Art aufgebogen und gewährt damit manche elegante Spielform (Abb. 129). Ueberhaupt ist er schon nicht mehr bloß eine Nothwendigkeit, sondern bereits ein Schmuck und ein ausgezeichnete Bestandtheil der männlichen Tracht.

In der Form des Herzogshutes erhält er einen kronenartigen Reif und sonst auch wohl den Schmuck des Schapels. Er wird mit Pelz verbrämt und ganz insbesondere mit Pfauenfedern, bunten und weißen, die ihn ganz bedecken, verziert. So wird er häufig von den Dichtern als Pfauenhut erwähnt, und so sieht man ihn auch auf den Bildern der Manessischen Liederhandschrift (Abb. 134. 4).

Aber der Hut bildete schon nicht mehr die einzige Kopfbedeckung.



134. Männliche Kopftrachten vom 9. bis zum 13. Jahrhundert.
1. Fränkische Helme der Karolingerzeit. 2. Normannische Helme. 11. Jahrh. 3. Sächsischer Strohhut. 13. Jahrh.
4. Pfauenhut der Minnesingerzeit. 5-8. Ritterliche Kopfbedeckungen derselben Zeit.

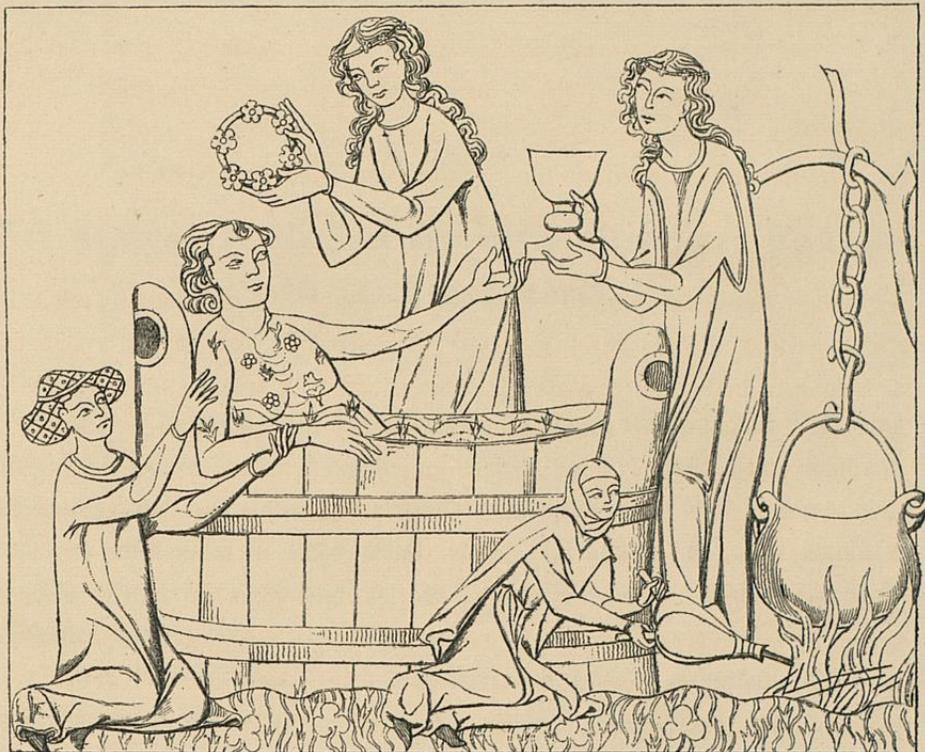
Neben seinen verschiedenen Varianten giebt es eine zweite von ihm unabhängige Art, die mehr dem weichen Barett gleicht, aber ebenfalls verschiedene Nebenformen zeigt. Die gewöhnlichste ist ein runder Kopf mit aufrecht stehendem, handbreitem Rande, welcher bald aus feinem Pelz, bald aus Goldstoff oder farbigem Sammet gebildet ist. Zuweilen erscheint der Rand auch in eckiger Form (Abb. 131). Diese Haube tragen die vornehmsten Personen, Fürsten und Herren, Ritter und Dichter. Hiervon sehr verschieden ist eine andere Form, welche bei den Minnesingern, z. B. bei dem Tannhäuser, vorkommt (Abb. 134. 5 u. 6). Auch sie gleicht wohl

einem weichen Barett, aber aus ihrer Mitte geht schleierartig ein Ueberfall von gewebtem Stoff hervor, welcher Schultern und Nacken bedeckt. Wie es scheint, wurde dieser Ueberfall bisweilen zu Stickerien benützt, wenigstens ist es nur mit dieser Form zu erklären, wenn ein übermüthiger Bauerssohn, der den ritterlichen Stuger spielen will, seine Haube mit einer ganzen Reihe figürlicher Scenen aus der Sage und dem Leben besticken läßt.

Wie dieser Bauer und viele andere seines Gleichen, zumal in den gesegneten Gegenden Oesterreichs, schon damals allerlei Seltsamkeiten in der Kleidung begannen, so gab es auch wohl einzelne Ritter, welche mit auffälligen Eigenthümlichkeiten ihrer Tracht die späteren Extravaganzen der Mode vorahnen ließen, im Allgemeinen aber wurde in dieser Zeit gerade das Auffallende und Sonderbare von der vornehmen Gesellschaft vermieden. So lange die Frau regierte, herrschte die Zucht, die Wohlankständigkeit in Kleidung und Sitte, wenn auch der Minnedienst selbst manche thörichte Handlungen hervorrief. Man legte den größten Werth auf die Harmonie der ganzen Erscheinung, entsprechend zugleich den Anforderungen des Standes und des Geschmacks. Wer zur höflichen oder ritterlichen Gesellschaft sich rechnete, Herr wie Dame, der mußte stets wohlgekleidet sein und die äußerste Reinlichkeit und Nettigkeit zur Schau tragen. Die Kleidung brauchte nicht reich und kostbar zu sein, es konnte sich jeder nach Stand und Vermögen kleiden, aber sie mußte ebenso sorgfältig gehalten wie gut gemacht sein. So sagt ein alter provençalischer Ritter, ein Kenner des weiblichen Geschlechts und guter Sitte, zu seinen jüngeren Genossen: wenn sie nicht Kleider von gutem Tuch haben könnten, so sollten sie ihre Aufmerksamkeit verdoppeln, daß sie nach ihrem Wuchse gut gemacht würden; sie sollten vor allem gut frisirt und mit guter Fußbekleidung versehen sein, auch sich durch die Reinlichkeit ihres Gürtels, ihres Dolches und ihrer Börse auszeichnen; insbesondere möchten sie eher durchschnittene und zerrissene als aufgetrennte Kleider tragen, „denn diese“, sagt er, „zeugen von Nachlässigkeit, welche ein Fehler ist, jene beweisen bloß Armuth, welche das nie gewesen.“

Wenn man die zahlreichen Abbildungen, die uns in Miniaturen und Sculpturen von den Menschen dieser Periode erhalten sind, durchmustert,

so wird man nicht leugnen können, daß sie, die Menschen, in ihrer äußeren Erscheinung dem Bilde, das man sich von ihnen nach ihrem Leben, nach ihren Dichtungen, nach dem Stande der Bildung in der vornehmen oder ritterlichen Gesellschaft macht, durchaus entsprechen. Mag das Außere des Mannes immerhin etwas Weibliches haben, so ist es doch ein



135. Badescene. Ein ritterlicher Gast von den Damen des Schlosses bewirthet und gebadet. Trachten gegen 1300.
(Aus der Manessischen Niederhandschrift.)

edler Anstand, eine vollkommene Maßhaltigkeit und eine Art der Formen von den dankbarsten Motiven für die Kunst, welche die Hauptcharakterzüge geben.

Das verändert sich nun im ⁴zehnten Jahrhundert, mit dessen Beginn schon der Verfall eintritt. Mit dem Erlöschen der Dichtkunst, insbesondere des Minneliedes, mit dem Untergange dieser ersten und schöneren Epoche des Ritterthums steigt die Frau von ihrem Throne herab. Mit dem Fall

ihrer Herrschaft sind Zucht und Sitte wie aus dem Leben verschwunden, und eine Flut der seltsamsten und abenteuerlichsten Kleiderformen — man braucht nur an Schellen und Schnabelschuhe zu erinnern — bricht über die Welt herein.

Die Schilderung dieser bunten Flut, die bis zu der Zeit der Reformation keinen Stillstand, keine Unterbrechung, nur einen Wechsel kennt, wird der Gegenstand der beiden folgenden Kapitel sein.

3. Kapitel.

Der beginnende Verfall des mittelalterlichen Costüms im 14. Jahrhundert.

Es ist vielleicht keine Zeit schwerer in ihrem Kerne zu fassen als eine solche, in welcher eine Periode der Cultur in Trümmer geht, während gleichzeitig eine neue unter den Ruinen hervorstrebt. Bald glaubt man noch den alten Geist in voller Kraft lebendig zu sehen, bald sieht man ihn gänzlich gebrochen und besiegt von der neuen Zeit, von fremdartigen Neubildungen überwuchert.

Eine solche Periode des Uebergangs vom größten Reichthum der verschiedenartigsten Charakterzüge, von den schroffsten Gegensätzen und den festesten Widersprüchen bietet die Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts dar.

Zwar das Ritterthum findet wohl neue Nahrung, zumal in den englisch-französischen Kriegen, und es sucht in Turnieren, Waffen und Wappen seine Eigenthümlichkeiten wie eine Kunst oder eine Wissenschaft canonisch festzustellen; an Glanz und Thaten fehlt es ihm nicht. Aber dennoch ist der Geist, der es schuf, von ihm gewichen; von Galanterie und Poesie verlassen, sucht es das Wesen in Neuzerkerlichkeiten. Es beginnt die Zeit des Faustrechts, der unaufhörlichen Fehden, der Einzelkämpfe von Burg zu Burg. Während damit aber das Ritterthum seine eigene Auflösung

besiegelt, wachsen gleichzeitig die Städte empor und gewinnen an Reichthum und Bedeutung. Die Geschichte beginnt vom Ritter auf den Bürger überzugehen.

Diesen Niedergang des Einen und die Erhebung des Anderen begleitet nun einerseits ein völliger Verfall aller Zucht und Sitte, andererseits eine



136. Dame von einem Grabstein in der Kirche zu Neufchatel. Verhüllende Tracht. 14. Jahrhundert, Mitte.



137. Petrarca's Laura († 1448). Frescogemälde in Assisi. Italienische Dame aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.

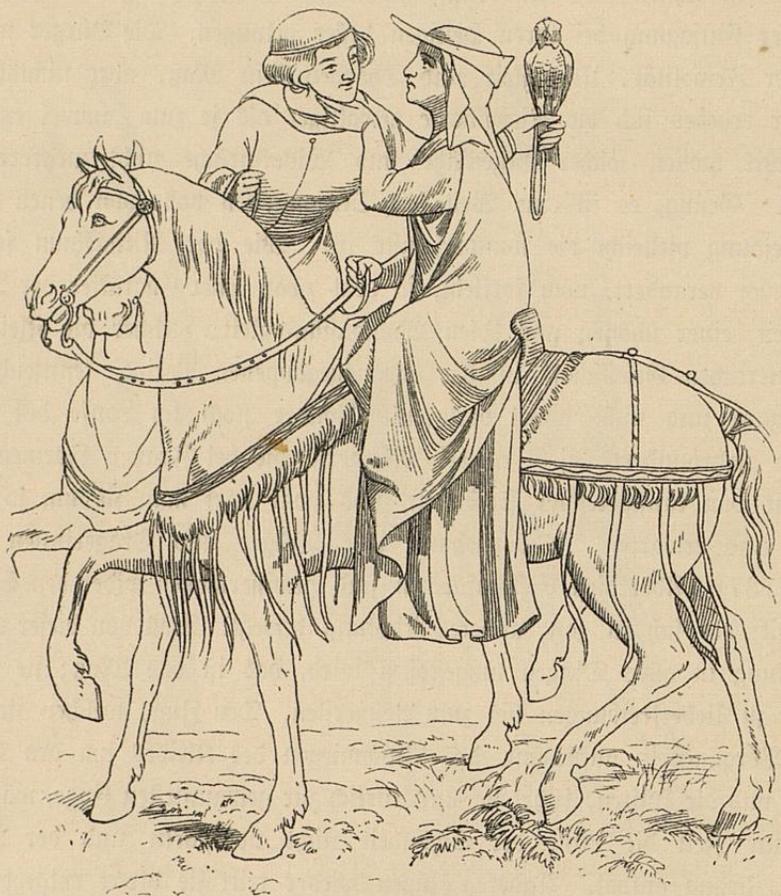
Freiheit und übermüthige Beweglichkeit, die zu den ausgelassensten Zuständen führen. Jede Moral versinkt, jeder Maßstab des Angemessenen und Anständigen geht verloren. Zuweilen scheint es, als ob die Menschheit ganz nach Thorenweise lebe, sich gebärde und sich kleide. Und wiederum, wie recht in Gegensatz, geht das menschliche Gefühl in sich, grübelt und sinnt, schwärmt und kasteiet sich, wird fromm und thut Buße. Neben der lascivsten Mode giebt es Frauen, die hüllen sich in weite, klösterlich unschein-

bare Kleidung, um nur den Blicken der Welt keine Reize zu zeigen (Abb. 136, 153). Die Maler beginnen alle äußeren Dinge der Natur, auf welche sie früher gar keinen Werth legten, mit peinlichster, realistischer Treue nachzubilden, sie steigen aber auch ebenso tief in die Seelen hinab, und niemals ist ihnen der Ausdruck himmlischer Begeisterung oder schwärmerischer Entsamung bei ihren Heiligen besser gelungen. Die Bürger wissen in ihrer Trivoltät, Ueppigkeit und Thorheit kein Maß, aber nichtsdestoweniger erheben sich die Riesendome gewaltiger als je zum Himmel empor.

Wir wollen solcher Gegensätze und Widersprüche nicht mehrere anführen. Genug, es ist eine Welt der Seltsamkeiten voll, von denen allen die Kleidung vielleicht die wunderbarste ist. Wie das Ritterthum selber, wenn auch verändert, noch fortlebt, so geht zwar jener Charakter der Maßhaltigkeit, einer schönen und edlen Wohlansständigkeit, welcher die Kleidung der ritterlichen Gesellschaft in der vorausgegangenen Periode kennzeichnete, nicht ganz und nicht sofort verloren. Immer noch im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts giebt es bei Männern wie bei Frauen Formen des Costüms von kunstgerechter Schönheit, und zwar darf man sie um so eher suchen und erwarten, je vornehmer ihre Träger und Trägerinnen sind (Abb. 137). Aber diese Costümformen sind gewissermaßen wider den Strom der Zeit, der sich in ganz anderer Richtung bewegt. Was von dieser neuen Strömung in allen Dingen umgestoßen wird, das ist das Maß; sie strebt immer zu Uebertreibungen bis zum Aeußersten. Den Zug, welchen sie von ihrer Vorgängerin aufnimmt, das Anschmiegen des Kleides um den Oberkörper und die Hüften, führt sie unnatürlich zur gespanntesten Enge, während jene alte Zeit die Linie der Schönheit nicht überschritt und der Natur keinen Zwang anthat. Anderen Zügen wieder tritt sie direct entgegen: so verwandelt sie die lange Kleidung des Mannes in eine Kürze, die schließlich nur das Allernothwendigste übrig läßt. Ganz vor allem trachtet sie den einfachen Formen der höfischen Zeit gegenüber (Abb. 138) nach dem Sonderbaren und Auffallenden, das dann bald den Charakter völliger Narrheit, und mit vollem Bewußtsein, annimmt.

Solches Streben mußte denn eine Fülle der verschiedenartigsten Formen neben einander hervorrufen, eine charakteristische Erscheinung, von welcher die früheren Zeiten keine Ahnung hatten. Sie liegen zwar alle in der

allgemeinen Strömung, die sich nicht verleugnet, aber der individuelle Kopf hatte soviel Freiheit das, was die Zeit bot, nach seinem Belieben zu benützen und umzuwandeln, daß man nicht weiß, wer mehr daran theilhat, er selbst oder der Zeitgeist. Jeder Einfall scheint Berechtigung zu haben.



138. Jäger und Jägerin. Anfang des 14. Jahrhunderts. (Von einem Spiegelrahmen.)

Und wie die Formen kommen und ihre Nachahmer finden, ebenso schnell verschwinden sie auch wieder, um neuen Formen Platz zu machen.

So entsteht zum ersten Male in dieser Zeit — es läßt sich die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und das Ende der großen Pest, des schwarzen Todes, als der Beginn festsetzen — dasjenige, was wir heute mit dem Begriff der Mode verbinden, nämlich der schnelle Wechsel der Trachtenformen

zugleich mit ihrer Herrschaft über alles, was sich in der civilisirten Welt zur besseren Gesellschaft rechnet. Man wußte das auch damals sehr wohl und betrachtete diese Dinge als einen höchst wichtigen Factor. Die s. g. Limburger Chronik berichtet seit dem Jahre 1350 wie eine Modezeitung über alle neuen Moden, und zum Jahre 1380 erzählt sie, daß schon die Schneider wechselten wie die Moden. „Wer heuer war ein guter Schneider, der taugt jetzt nicht eine Fliege mehr, also hatte sich der Schnitt verwandelt in diesen Landen und in so kurzer Zeit,“ sagt sie.

Es hat sich im Französischen aus dieser Zeit ein Büchlein erhalten, dessen Inhalt die Ermahnungen eines Ritters aus alter Schule an seine Töchter bilden. Aus ihnen sieht man, wie weit der Modegeist in diesem Sinne bereits vorgeschritten war. Dieser Ritter de la Tour-Landry warnt seine Töchter vor demselben. „Ahmt nicht die Frauen nach,“ jagt er, „welche, wenn sie ein Kleidungsstück von neuem Schnitte sehen, zu ihrem Manne sagen: O wie schön! Mein Lieber, ich bitte dich, laß mich es haben! — Wenn der Mann entgegnet: Meine *chère*, die Frauen, welche für verständig gelten, die und die tragen es nicht, so antworten sie hartnäckig: Was macht das? wenn eine es trägt, kann ich es auch wohl haben.“ Ja es ist schon ausdrücklich von der „laufenden Mode“ die Rede, und eine Dame findet Tadel, wenn sie nicht nach derselben gekleidet ist. Andererseits spricht aber auch der individuelle Geschmack ein Wort mit, doch darf er sich nicht zu weit von der herrschenden Form entfernen. So erzählt der Ritter de la Tour, wiederum zur Warnung seiner Töchter, von einer jungen und hübschen Dame, die am Kopfe ganz verschieden von den anderen gekleidet war; ein jeder betrachtete sie, als ob sie ein wildes Thier wäre. „Ich näherte mich ihr, sagt der Erzähler, und fragte: Meine Liebe, wie nennen Sie diese Mode? — Sie antwortete mir, man nenne sie Galgencoiffüre. — O mein Gott, antwortete ich, der Name ist nicht schön. — Die Neuigkeit verbreitete sich alsobald im Saal, jeder wiederholte den Namen Galgencoiffüre, und alle lachten viel über die arme Dame.“ —

Mit der Entstehung der Mode nach ihrer vollen modernen Bedeutung tritt zugleich eine andere mit ihr verknüpfte Thatsache ins Leben, nämlich der besondere und ausgezeichnete Ruf, dessen sich die Franzosen in dieser Beziehung heute erfreuen und, wie wir sehen, seit Jahrhunderten, seit den

Zeiten des Mittelalters sich erfreut haben. So heißt es von ihnen in einer Verordnung: „Es ist dem Könige vorgestellt worden, daß von allen Nationen der Erde keine so entartet ist, keine so veränderlich, so anmaßend, so maßlos und unbeständig in der Kleidung wie die französische, und daß man vermittelst der Kleider nicht mehr den Stand und Rang der Leute erkennt, ob sie Prinzen sind oder Edelleute oder Bürger oder Handwerker, weil man es duldet, daß jeder nach seinem Vergnügen sich kleidet, Mann wie Frau, in Gold- oder Silberstoff, in Seide oder Wolle, ohne Rücksicht auf seinen Stand zu nehmen.“

Der Vorwurf, der hier die Franzosen trifft, gebührte damals ziemlich allen Völkern in gleichem Maße; Deutsche und Engländer standen kaum hinter ihnen zurück, und sie verstanden es noch eigene, allerdings aus dem allgemeinen Geist hervorgegangene und daher verwandte Modeformen zur Geltung zu bringen. Indessen die schöpferische Beweglichkeit der Franzosen auf diesem Gebiete trat damals zum ersten Male hervor, und nicht lange darnach, schon im fünfzehnten Jahrhundert, standen sie an der Spitze.

So konnte es geschehen, daß die Franzosen die ersten waren, bei welchen die Modesucht gesetzliche Zwangsmaßregeln zu ihrer Einschränkung hervorrief. Solche Modegesetze oder Kleiderordnungen, wie sie gewöhnlich genannt werden, begleiten nun als eine ebenso charakteristische Erscheinung diese ganze Periode des Luxus und der Entartung und gehen vereinzelt noch darüber hinaus. Als königliche Verordnungen beginnen sie in Frankreich schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Das erste Gesetz datirt vom Jahre 1294. Dann folgt sofort Italien; Deutschland, soviel wenigstens veröffentlicht ist, erst ungefähr ein halbes Jahrhundert später, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Nach den Verhältnissen des Landes sind es hier in Deutschland nicht kaiserliche oder Reichsverordnungen, welche sich der Sache annehmen, sondern die einzelnen Städte, hierin souverän, beginnen jede für sich. Die regierenden Herren sind väterlich um das Wohl ihrer Mitbürger besorgt. Es sind daher auch nur die Bürger, die zunächst von diesen Verordnungen betroffen werden, wie denn in der That es in den Städten war, wo der größte Kleiderluxus herrschte. Erst sehr viel später wurde der Adel in diese Gesetzgebung hineingezogen, und zwar that er es für sich selber durch Uebereinkommen bei Gelegenheit der Turniere,

um nicht durch großen Prunk den Besuch derselben für den ärmeren Ritter unmöglich zu machen. Das deutsche Reich als solches nahm erst im Jahre 1496 Notiz von dieser Angelegenheit und stellte auf dem Reichstage einige Grundsätze zur Nachachtung auf.

Bei allen diesen zahllosen Verordnungen, die sich immer wiederholen, weil der Natur der Sache nach die Wirkung eine problematische ist, handelt es sich kaum so sehr um die Verschwendung und ihre Unterdrückung als vielmehr, wie das schon in der erwähnten französischen Verordnung hervortritt, um den Unterschied der Stände. Der Luxus drängte von unten herauf, vom Bauer und vom Bürger, die es den Adligen gleichthun wollten und es um so mehr vermochten, als sie selbst im Aufstreben und in Zunahme des Wohlstandes begriffen waren. Den Oberen, und ganz insbesondere den regierenden Herren in den Städten, den herrschenden Geschlechtern lag es daran, diese Unterschiede aufrecht zu erhalten. In dieser Richtung werden die Gesetze immer ausführlicher und bestimmter, immer jedoch mit demselben Mangel an Wirkung. Da die Strafen in Geld bestanden, welche zuweilen auch die Schneider und Schuster trafen, so war es nur eine Auflage, welche den Luxus vertheuerte, aber nicht verhinderte. Was die Gesetze verbieten, das wurde sicherlich getragen. Und so sind denn die Kleiderordnungen eine vorzügliche Quelle der Costümgeschichte und eine Controlle der zahllosen Abbildungen, die aus dieser Zeit noch vorhanden sind. Beide zusammen lassen alle Veränderungen so genau verfolgen, wie es heute mit den Modejournalen möglich ist. —

Wir haben mit dem Ende des dreizehnten oder dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die männliche Kleidung verlassen, wie der Rock, das Hauptstück derselben, mit einer beschränkten Neigung sich an den Oberkörper anzuschmiegen, seiner Länge nach bis gegen die Füße herabgewachsen war. Die Richtung der neuen Zeit übertreibt nun die eine Neigung, die Enge, und setzt der zweiten das andere Extrem, die Kürze, entgegen. Im dreizehnten Jahrhundert hatte der lange Rock den Herrn, der kurze den Diener erkennen lassen, im vierzehnten wird es umgekehrt. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war der Rock bei allen Herren oder bürgerlichen Stützern, bei der Jugend insbesondere, so kurz geworden, daß er nicht mehr das Knie erreichte (Abb. 139 ff.). Er hatte selbst die Tendenz

sich in westenartige Jacke zu verkleinern. Zwar traten die Kleiderordnungen dem noch entgegen, indem sie ein bestimmtes Maß der Länge vorschrieben. Die Speierer von 1356 wollte ihn noch bis zu den Knien haben, eine Straßburger um 1370 ließ ihn schon eine Viertelelle über der Kniescheibe enden. Aber diese und andere Vorschriften konnten so wenig der Kürze wie der Enge eine Gränze setzen.

Die Enge war den Zeitgenossen selbst noch auffallender. Bei der Frau einigermaßen erklärlich, erscheint sie gar absonderlich bei dem Manne, zumal in einer Zeit, wo Ritter und Bürger, Geschlechter und Handwerker die Waffenübung betrieben und zu Schutz und Trutz persönlich gerüstet sein mußten. In der That litt die ritterliche Uebung darunter; Laufen, Springen, Werfen und all dergleichen, so wird ausdrücklich bemerkt, sei unmöglich, wenn die jungen Ritter sich vorn und hinten mit Riemen bänden, daß sie starr und steif wären wie Holzscheite.

Anfangs gab man dem Rocke — es war übrigens mit der Beinbekleidung nicht anders in Bezug auf die Enge — einen solchen Schnitt, daß er sich allenthalben um Arme, Brust und Hüften völlig genau und faltenlos anlegte. Man stieß dabei auf ein Hinderniß, welches beseitigt werden mußte. Wir erinnern uns, daß die alte Tunica und ebenso der alte deutsche Rock über den Kopf (hemdartig) angezogen wurden. Das war nun sehr schwierig bei so großer Enge. Da kam man auf den Gedanken, den Rock vorn von oben und unten her ein wenig aufzuschneiden und den Aufschnitt mit Knöpfen zu besetzen. Angezogen ließ er sich dann nur um so enger spannen. Das Mittel erschien probat, und so ging man weiter und schnitt ihn alsbald in seiner ganzen Länge auf (Abb. 139—141). Das war eine Radikalkur, die aber auf einmal die antike Form in die moderne verwandelte, die Tunicaform in diejenige Rockform, welche der Mann noch heute trägt. Damit war auch die Art des Anlegens verändert: aus dem Ueberziehen, d. h. über den Kopf, war ein wirkliches Anziehen geworden. So ist in der That der heutige Rock des Mannes mit allen seinen Nebenformen von Frack und Paletot entstanden, und er ist so in Wirklichkeit auf den altgermanischen Rock und die römische Tunica, die sich vereinigten, zurückzuführen.

Diese Neubildungen des männlichen Rockes bezogen sich sowohl auf

den unteren wie auf den oberen. Es war allerdings nicht nothwendig, beide zu tragen, so wenig in dieser Zeit wie in der höfischen, aber sie kommen doch beide zusammen oft genug vor, umso mehr als der obere Rock immer häufiger den Mantel zu ersetzen hatte. Meist sind gewöhnlich die Ärmel des oberen Rocks verkürzt, um den unteren sichtbar zu machen. Der obere wird aber dadurch entschädigt, daß seine Ärmel, nunmehr offen, von den Schultern oder den Ellbogen herabwachsen und frei herabfallen, nicht selten bis auf den Boden hinab. Dem Stuzer fiel es auch zuweilen ein diese hängenden Ärmel durch allerlei Schnürlenwerk oder Passementerie-



139. Jägergruppen. Enge Engeltracht. Nach der Mitte des 14. Jahrhunderts. (Aus „König Morus“.)

arbeit zu ersetzen. Er liebte überhaupt solchen Behang, und zu dem Ende begann er schon früh im vierzehnten Jahrhundert das, was ihm unten vom gekürzten Rock noch übrig blieb, in Zacken oder hängende Lappen zu zerschneiden, eine Mode, die auch auf andere Kleidungsstücke überging und als sogenannte Zatteltracht gegen Ende des vierzehnten und im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts eine überaus bizarre Modeerscheinung bildete (Abb. 140, 141, 154).

Der Stuzer fand aber auch mit dieser Kürze und Enge noch im vierzehnten Jahrhundert sein volles Gegenbild, das an Weite und Länge nichts zu wünschen übrig ließ; doch bevor wir das betrachten, wollen wir jene, die eigentliche und am meisten charakteristische Tracht erst zu Ende

führen, denn sie gehört harmonisch zusammen vom Kopfe bis zum Fuße. Es sei nur obenhin erwähnt, daß die Knöpfe, welche eine gewisse Nothwendigkeit hervorgerufen hatte, wiederum zu einem Schmucke wurden, den man mit gleicher Bizarrierie verwendete. Manche, sagt eine böhmische Chronik zum Jahre 1367, trugen ihre fünf oder sechs Schock Knöpfe. Es gehörte



140. Gugel- und Zatteltracht. 14. Jahrhundert, 2. Hälfte.
(Miniature in Paris.)



141. Vornehme Männertracht mit Gugel und
hängendem Gürtel, französisch 1360–1370.
(Miniature in Paris.)

aber zu diesem kurzen und gespannten Rocke eine ebenso gespannte Beinbekleidung, aus einem Stück für Füße und Beine bestehend. Sie lag tricotartig an. Aber das war nicht genug. Der Enge und Kürze lag, bewußt oder unbewußt, die Tendenz zu Grunde den Körper so lang und schlank wie nur möglich erscheinen zu lassen, ihn förmlich in die Länge zu strecken und auszurecken. Zu dem Ende verlängerte man die Fußbekleidung und ließ sie spitz und lang in einen Schnabel auswachsen, von dem wir später werden zu reden haben.

Ungefähr dasselbe wie mit dem Fuß geschah mit dem Haupte; es fand eine höchst seltsame Verlängerung an demselben statt. Es geschah zu dieser Zeit, daß ein Kleidungsstück in die Mode aufgenommen wurde, welches, obwohl schon antiken Ursprungs, bis dahin nur vom niedersten Volk und von den Mönchen getragen worden. Das war die Kapuze oder wie sie damals genannt wurde, die Gugel, vom lateinischen cucullus, davon alle die verschiedenen Ausdrücke sich ableiten, Kogel und Kugel, Gogel und Gugel;



142. Gugeltracht niederer Stände. Feldarbeiter aus dem 14. Jahrhundert. (Miniature in Brüssel.)

selbst Gaukler scheint damit verwandt zu sein, denn das ganze fahrende Volk der Spielleute und Possenreißer trug sie und nicht minder die Narren. Dann findet sie sich in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts bei den Arbeitern auf dem Lande, bei Reisenden und Jägern, und auf der Jagd trugen sie Herren wie Damen (Abb. 142, 139). Nunmehr aber, wie überhaupt das ganze bizarre Stutzerthum von unten herauf kam, wurde sie vornehme Mode. Ihr niederer, gemeiner Ursprung war so wenig ein Hinderniß wie ihre Form, die doch in ihrer unschönen, verhüllenden Art im höchsten Grade unelegant erscheint. Aber grade das war recht.

Die Gestalt, in welcher sie jetzt von der vornehmen Welt angenommen wurde (Abb. 141, 143, 144), war die eines selbständigen Kleidungsstückes, welches mit seiner unteren Hälfte Hals und Schultern umschloß und mit der eigentlichen Kapuze, die auf den Kopf gestürzt wurde, nur das Gesicht frei ließ. Auch dieses geschah nicht immer. Denn wie man die Öffnung der Gugel von der Brust bis zum Kinn zuknöpfte, so ging man



143. Enge Tracht. Herr mit Gugel und hängendem Gürtel. 14. Jahrhundert, nach der Mitte.
(Miniature in Paris.)

weiter und knöpfte sie auch vor dem Gesichte zu bis zu den Augen. Wenn man dann reden oder essen und trinken wollte, so mußte man sie freilich aufknöpfen.

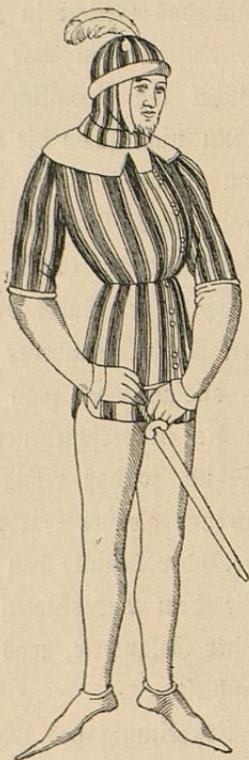
Ueber dem Haupte nun ragte sie mit der Spitze hoch in die Höhe. Diese Spitze aber wurde verlängert und fiel dann nach hinten wie ein Schwanz herab. Die Kleiderordnungen gaben sich alle Mühe ihre Länge zu beschränken, konnten aber nicht hindern, daß sie nicht bloß den Rücken, sondern selbst bis auf den Boden herab fiel. Die Speierer Ordnung von

1356 gestand bereits eine Länge von anderthalb Ellen zu, nur durfte der Schwanz weder gedreht noch die Gugel zerschnitten sein.

So gab es denn Schwänze an den Füßen, Schwänze am Haupte und Schwänze an den Aermeln oder den Händen, denn die Aermel wuchsen zuweilen lang über die Hände hinweg, so daß man sie zurückschlagen mußte, um die Hände gebrauchen zu können. Und dazu wurden alle Säume und so auch die Oeffnung der Kapuze um das Gesicht in Zacken oder Zatteln ausgeschnitten. Aber das Maß des Auffallenden war damit noch lange nicht voll. In der verhüllenden Gugel lag eigentlich etwas von einem finsternen mönchischen Charakter, aber wenn nicht schon die übrige Kleidung dem widersprochen hätte, so mußte man diesen Eindruck insbesondere noch durch die Farbe aufzuheben. Auch in dieser Beziehung war man immer auf das Seltsame, Bizarre und Auffallende bedacht. (Abb. 144.) Einmal machte man die ganze Kleidung von der Spitze der Gugel bis zur Spitze des Fußschwanzes von einer und derselben Farbe, entweder ganz schwarz oder ganz roth, was denn diabolisch genug ausah, oder man nahm möglichst grell contrastirende Farben und theilte sie in verschiedener Art über den Körper aus, z. B. quadriert wie einen Schild, so daß rechts oben und links unten, links oben und rechts unten sich mit gleicher Farbe entsprachen. Man nahm auch bunt gemusterte Stoffe, oder bestickte den Stoff mit Figuren und allerlei symbolischen Zeichen wie dem Liebesknoten oder mit bedeutungsvollen Buchstaben aus der Sprache der Galanterie, was alles noch ziemlich das ganze fünfzehnte Jahrhundert anhielt.

Dieser in jedem Falle höchst wunderlichen Erscheinung des Mannes fehlte aber nicht das Gegenbild. Wenn es bei der unteren Kleidung, d. h. dem gewöhnlich getragenen Rock, durchaus auf Kürze und Enge abgesehen war und auch der obere Rock vielfach dieselbe Tendenz zeigte, so hatte dieser doch gleichzeitig eine Fülle von Nebenformen von grade entgegengesetzter Richtung, wofür es in der Modensprache von damals verschiedene Namen gab. Der gewöhnlichste ist Trappert. Bald bleibt er kurz und reicht eben nur bis auf die Hüfte, liegt aber um Brust und Arme in weiter, faltiger Masse und zeigt kostbaren Pelzbesatz. Dann aber reicht er lang und weit wie ein orientalischer Kaftan bis auf den Boden herab und ist um die Hüften faltig gegürtet. Diese lange und weite Oberkleidung herrschte be-

sonders in England in den letzten Jahrzehnten des vierzehnten Jahrhunderts und noch im Anfange des folgenden (Abb. 145, 146). Die vornehmen Engländer dieser Zeit sind uns aus Shakespeare's Königsdramen, aus Richard II., Heinrich IV. und Heinrich V., hinlänglich geläufig, wir denken aber wenig daran, welche weibliche Figur sie machten mit ihren langen und



144. Vornehme Herrentracht mit bunten Farben und Gugel. Französisch. 1360–1370. (Miniature in Paris.)



145. Vornehme französische Herrentracht (lange und weite Tracht). Ende des 14. Jahrhunderts. (Miniature in Paris.)

weiten Gewändern vom kostbarsten, pelzgefütterten Sammt und Seidenstoff, deren Säume und weite offene Ärmel, in lange Zatteln ausgezackt, auf dem Boden nachschleppten. Diese Röcke hatten hohe, pelzbesetzte Halskragen, die den mit faltiger, stoffreicher Haube bedeckten, bartlosen Kopf steif hielten oder auch wunderlicher Weise vom Kinn einen Vocksbart starr heraustrrieben.

Das war auch eine Wunderlichkeit dieser Zeit, was man mit dem Haare anfang. Man kann annehmen, daß durch das ganze Mittelalter die

Bartlosigkeit des männlichen Gesichts die Regel ist und bleibt. Sie war so sehr mit den Begriffen von Wohlstandigkeit verwachsen, daß eines der Luxusgesetze dieser Zeit den Bart gradezu verbietet. Auch kommt es vor, daß einer, der in Schande verfällt, sich den Bart nicht scheeren darf, und ein anderer, der sich beleidigt und entehrt glaubt, den Bart wachsen läßt, bis er gerächt worden. Aber grade in dieser Zeit, welche den Widerspruch liebt, trat der Bart zeitweilig in Mode. So sagt Hagek's böhmische Chronik

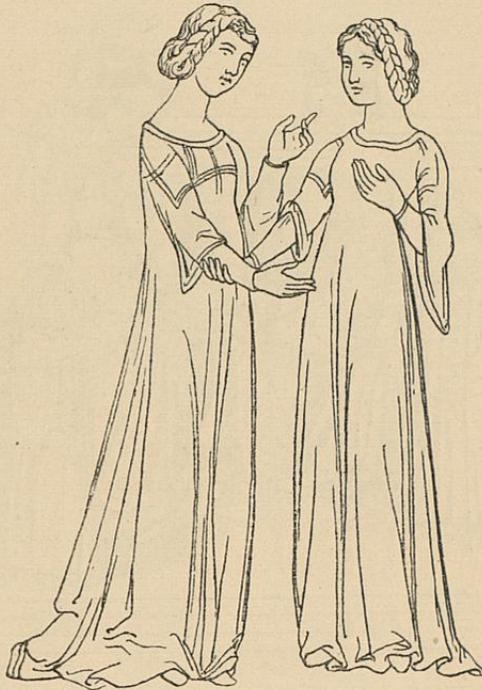


146. Vornehmste (königliche) englische und französische Tracht vom Ende des 14. Jahrhunderts. (Miniature in Paris aus „Tristan und Isolde“.)

schon zum Jahre 1329, als Böhmen unter dem Scepter der Luxemburger stand: „Da fingen auch die Ritter an lange Bärte zu tragen, da man sich vorher glatt trug, auch trugen etliche Knebel, den Hundsn und Katzen gleich nach heidnischer Art.“ Eine häufigere Erscheinung aber ist der Schnurrbart, den seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis in den Anfang des fünfzehnten viele ritterliche Herren in Deutschland getragen haben, wie man auf ihren Grabsteinen sieht, so z. B. der deutsche König Günther von Schwarzburg. Die Mode ging aber vorüber. Nach dem Anfange ist durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert völlige Bartlosigkeit durchaus die Regel.

Der hohe und steife Kragen, der mit der langen, schleppenden Kleidung der Herren eine Weile in Mode stand, veranlaßte auch, daß man das Haar über den Ohren kurz abschchnitt. „Da ging es an,“ sagt die Limburger Chronik zum Jahre 1380, „daß man nicht Haarlocken und Zöpfe trug, sondern die Herren, Ritter und Knechte trugen gefürte (gefürzte) Haare oder Krullen, über die Ohren abgeschnitten. Da das die gemeinen Leute sahen, thaten sie es auch.“ Auch das war nur eine Ausnahme. Die Regel blieb das Haar in gewisser Länge wie früher zu tragen. Aber man ließ es nicht in der einfach edlen Form weniger und großer Locken, sondern behandelte es weit künstlicher, stutzerhafter, der Richtung der Zeit gemäß. Die genannte böhmische Chronik berichtet folgendes: „Anderer aber, damit sie ihre Mannheit lästerten, nahmen weibischen Gebrauch an, trugen lange Haare, kämmten und bleichten dasselbe naß an der Sonne. Etliche, die vor anderen berufen und schön sein wollten, nahmen dann ein heißes Eisen, welches sie *calanistrum* nannten, brannten und drehten ihr Haar daran, und je schöner einer das konnte, je schöner er sich zu sein bedünkte.“ Die Bilder sind mit diesen Angaben in völliger Uebereinstimmung. Man sieht den Köpfen fast immer die Kunst an, die an sie verwendet worden. Bald fällt das Haar den Herren wellig auf Schultern und Rücken herab (Abb. 149), bald ist es in gleicher Länge glatt gestrichen, bald sammelt es sich in dichten kleinen, krausen Locken um den Kopf, bald wieder starrt es steif ab in absichtlich künstlicher Wildheit. In diesen Frisuren konnte es eines gewissen Haltes nicht entbehren, und so blieb die alte, aus der höflichen Zeit überkommene Mode der Schapel, d. h. der Kränze, Bänder und Keife, in welche letzteren man Blumen, bunte Federn und anderen Zierat steckte, was auf dem langen, gesalbten Haar gar zierlich stand. Die Mode war umsomehr nothwendig, als die Gugel doch nicht immer getragen werden konnte. Dazu noch war diese eine, wenn auch lange andauernde, doch vorübergehende Mode, die denselben Weg zurücknahm, den sie gekommen war, nämlich von den höchsten Höhen der Gesellschaft herab zu Bürgern und Bauern, zu Kaufleuten, Reisenden und wanderndem Volk, um endlich den Narren zu bleiben. Durch Jahrhunderte verschwunden und verschollen, feiert sie erst in den allerjüngsten Tagen wieder eine kleine Auferstehung. —

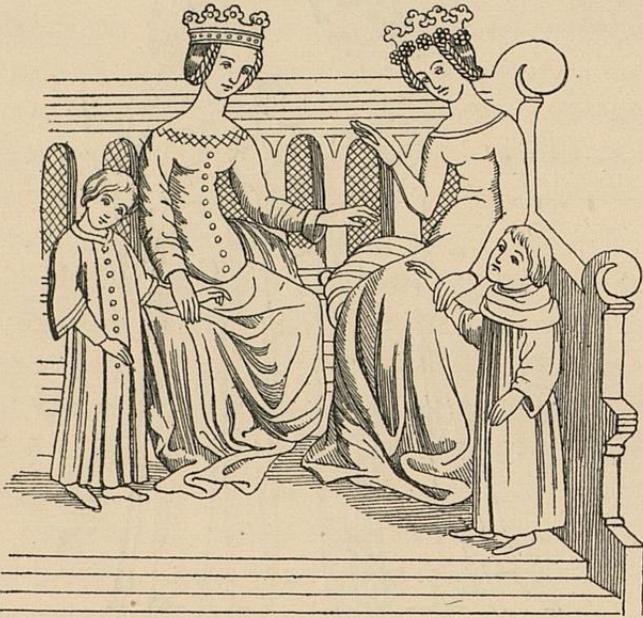
Selbstverständlich konnten die Frauen an solcher Stugerhaftigkeit, wie sie die männliche Tracht im vierzehnten Jahrhundert zu erkennen gab, nicht unbetheiligt bleiben. Dennoch geht der Mann diesmal mit Entschiedenheit voran; die Frau folgt, aber in bescheidener, minder auffallender Weise. Es finden sich sogar noch während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts weibliche Erscheinungen, die ganz an die maßvoll edlen Gestalten



147. Vornehme italienische Damen um die Mitte des 14. Jahrhunderts.
(Miniature in Paris.)

der Damen der höfischen Zeit erinnern. So besonders in Italien, wo so eben die Frührenaissance fast schüchtern in die erste zarte Blüthe tritt (Abb. 137, 147). Aber sie sind doch Ausnahmen, wenigstens seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und zumal nordwärts der Alpen, wo die extravagante Modelaune Frankreichs voranzuschreiten beginnt. Die Menge folgt dem Geiste der Zeit, der, wie das auch bei den Männern geschah, die bisher eingeschlagenen Richtungen zum Extrem trieb oder auch in ihr Gegentheil verkehrte.

Ersteres geschah z. B. bei der Einengung der Kleider um den Oberkörper und die Hüften. Dieses Bestreben hatte schon, wie wir das des Näheren gesehen haben, die höfische Zeit gehabt; sie hatte das weite, faltenreiche Kleid der Vorzeit der Form des Körpers angepaßt, aber sie hatte diese Tendenz nicht weiter getrieben, als es Bequemlichkeit, sowie Schönheit und Natürlichkeit des Wuchses erlaubten. Nun aber erhebt sich das Bestreben nicht bloß einen schönen Wuchs, sondern eine kleine Taille zur Geltung zu bringen (Abb. 148, 149).



148. Französische Damen (enge Tracht) und Kinder. Gegen Mitte des 14. Jahrhunderts. (Miniature in Paris.)

Zu dem Zwecke begnügte man sich nicht mehr damit das Kleid selber einzuschnüren oder mit Hilfe der neuen Mode zahlloser Knöpfe, die eng aneinander saßen, möglichst scharf anzuspannen, sondern, wie es scheint, erfand man dafür bereits eigene Kleidungsstücke. So schreibt der Rath zu Straßburg im Jahre 1370 Folgendes vor: „Hinfüro soll sich keine Frau mehr schürzen mit ihren Brüsten, weder mit Hemden noch gebrisen (d. i. geschnürten) Röcken, noch mit irgend einem anderen Gefängniß.“ Die Zeit des Corsets, das man wohl zu Zeiten ein Gefängniß nennen konnte, war allerdings noch nicht gekommen. Indessen verbietet die Ulmer Kleider-

ordnung von 1426 sammtne oder seidene „Preise“, welches Wort von brisen, d. i. schnüren, abzuleiten ist. Auch war die Sache soweit gediehen, daß eine Dame sich nicht mehr selber zum Ankleiden genügte, sondern eben zur festen Schnürung der Hilfe einer zweiten Person bedurfte.

Wurde mit solchen Mitteln bereits eine hinlänglich kleine Taille hergestellt, so war der Gürtel, der übrigens schon in der höflichen Zeit nicht



149. Deutsche Trachten nach der Mitte des 14. Jahrhunderts.
Elisabeth († 1368) und Ulrich († 1369) von Erbach. (Grabstein in Erbach.)

immer getragen worden, überflüssig. So wurde er zu einem bloßen Schmuck (Abb. 140, 141, 149, 154), der meistens aus Metallplatten zusammengefügt wurde und höchstens einen Dolch oder eine Tasche zu tragen hatte, oder auch, wie wir noch erzählen werden, klingende Schellen. Erweitert, fiel er locker schräg auf die Hüften herab. So trugen ihn unter dem Namen *Dupfing* die Herren wie die Damen. Man sieht ihn sehr häufig auf den Bildern.

Die Enge der Taille, die anliegende Kleidung duldet am Oberkörper keine Falte, um so mehr gewann deren das Kleid an den Füßen. Die Tendenz des Mannes seinen Rock zu verkürzen konnte selbstverständlich eine vornehme Frau nicht theilen; sie that vielmehr das Gegentheil, — sie verlängerte das Kleid. Allerdings trug sie dem Zeitgeiste auch in jener Beziehung einige Rechnung, aber es geschah das mit dem Mantel. Würdevolle Damen behielten allerdings den alten, weiten Mantel bei, obwohl mit mehrfach verändertem Schnitt, aber die Mode gebahr, dem kurzen Oberrock entsprechend, verschiedene Nebenformen, Hoiken und Trapperte genannt, bei denen die Kürze eine wesentliche Eigenschaft war. Der Rath von Speier verbietet daher seinen Bürgerinnen ausdrücklich den Gebrauch der Männermäntel, und der Rath von Straßburg erlaubt sie nur bis ein viertel Elle über den Knien; auch den Gebrauch der Knabenmäntel untersagt er den Frauen.

Für diesen Mangel an Stoff entschädigt nun die Fülle desselben um die Füße. Die höfische Dame hatte die Füße nach ihrer Anstandslehre nicht zeigen dürfen, und sie hatte darum das Kleid in entsprechender Länge getragen. Zum ersten Male aber geschah es jetzt im vierzehnten Jahrhundert, daß das Kleid zu einer Schleppe auswuchs, und zwar war die Mode in Frankreich bereits um die Mitte des Jahrhunderts soweit gediehen, daß die Schleppe nachgetragen werden mußte (Abb. 150). Auf einer Miniature dieser Zeit hat eine Dame ihr Kleid auf beiden Seiten von unten gespalten in zwei Hälften; die vordere trägt sie selbst auf dem Arme, während die hintere ihr von einer Dienerin oder Hofdame nachgetragen wird. Diese Gestalt blieb aber nicht; es gab Gründe genug, wie z. B. die Schnabelschuhe, das Kleid vorne zu kürzen, wofür man es rückwärts um so mehr anwachsen ließ. Als diejenige Dame, welche der Schleppe den meisten Vorschub leistete, galt die Königin Isabella von Frankreich, Gemahlin Karls VI. Da sie, eine bayrische Prinzessin, jung nach Frankreich kam, wurde sie allgemein geschmäht wegen ihrer schlecht geschnittenen, unmodischen und geschmacklosen Kleidung; nicht lange aber, so stand sie leitend an der Spitze der ganzen bizarren Modebewegung.

Es war aber keineswegs allein am Hofe oder in der vornehmsten Welt, daß die Schleppe ihr Reich hatte. Die Bürgerin, modesüchtig wie

sie damals war, wollte in keiner Weise zurückstehen. Umsonst waren die Verbote der Obrigkeiten. Der Rath von Augsburg will, grausam genug, nur eines Fingers Breite für die Schleppe erlauben; der von Ulm gestattet einige Jahre später eine Viertel Elle, die er aber wieder beschränkt. Die Obrigkeit von Modena erlaubte eine ganze Elle, aber sie stellte öffentlich ein in



150. Schleppe. Gekleidete Tracht in den Zeichen und Farben des Wappens.
Anne Dauphine d'Arvergne und die Dame von Redouzel, 1370–1380.

Stein gehauenes Modell auf, um die verdächtigen Schleppen daran zu messen. Die patrizischen Damen im Städtchen Kreuzburg trugen im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts die Schleppe vier bis fünf Ellen lang, so daß sie ihnen von Knaben nachgetragen werden mußte.

Mit dem Anwachsen der Schleppe in Zusammenhang steht eine andere Modeerscheinung dieser Zeit, die Decolletirung, denn wovon man an der einen Stelle zuviel hat, das erscheint eben darum an einer anderen ent-

behrlich. Wenn man von der unvollkommenen oder unausgebildeten Tracht altgermanischer Frauen absieht, so ist es zum ersten Male in dieser Periode absonderlicher Moden und Uebertreibungen, daß das Kleid mit seinem Saume vom Halse zurückweicht und die Decolletirung als eine allgemeine Mode auftritt. Neu wie sie war und nach der Art der Zeit sich nicht an ein gewisses Maß bindend, erregt sie selbstverständlich die Aufmerksamkeit der Obrigkeit, die ihrer in den Kleiderordnungen nicht zu vergessen pflegt und die Größe des Hauptloches genau auf Fingerbreite vorschreibt. Aber ebenso natürlich ist es, daß wie andere Vorschriften, so auch diese völlig umsonst war.

Wie in dem Trachten- und Modewesen so mancherlei mit einander in enger Verbindung steht, was wir gewöhnlich als vereinzelte Erscheinung betrachten, so wirkte diese Tendenz Schultern, Nacken und Hals völlig frei zu halten auch auf die Haartracht und überhaupt die des Kopfes zurück. Früher in der höfischen Zeit fiel der Dame das Haar aufgelöset in welligen Locken über Schultern und Rücken herab; die neue Tendenz hob es auf, um Nacken und Hals zu befreien (Abb. 150, 152). Die weitere Folge war, daß eine Reihe neuer Frisuren auf dem Kopfe entstanden, zu denen sich eine Menge zum Theil sehr künstlicher und verhüllender Hauben gesellten. Die erste davon war die Gugel, welche die Frauen eine Zeit lang fast nicht minder abenteuerlich wie die Männer trugen; aber sie wurde schneller von anderen haubenförmigen Kopfbedeckungen abgelöset. Eine gewöhnlich auf den Bildern vorkommende Form derselben hieß die Hulle (von hüllen) oder der Kruseler, von den Krausen, die das Gesicht umrahmten, und den krausen Wulsten, mit denen sie auf die Schultern herabfiel (Abb. 151). Sie war eine höchst ehrbare Tracht, daher auch die Kleiderordnungen mit ihr einverstanden sind, nur beschränkten sie die Zahl der einfassenden Krausen, mit denen wieder ein gewisser Luxus getrieben wurde. Vier derselben erlaubt die Speierer Ordnung von 1356. Mit diesen Hauben verschwand auch der reizende Schmuck der verschiedenartigen Kränze und Reifen, die früher als Schapel das freie Haar gebunden gehalten hatten. Das heißt, sie verschwanden von den Köpfen der verheiratheten Frauen, denn die jungen Mädchen hielten noch daran fest, wie diese denn nunmehr noch allein das lange, freie Haar, das früher allen Damen gemeinsam gewesen war, als

Unterscheidungszeichen forttrugen. Doch flochten sie es mehr und mehr in lange Zöpfe, als daß sie es in aufgelöseter Form trugen. Daher heißt es in der oft erwähnten und sehr ausführlichen Speierer Ordnung: „Eine Jungfrau, die mag wohl ein Schapel tragen und ihre Zöpfe und Haarschnüre lassen hängen, bis daß sie berathen wird und einen Mann nimmt.“



151. Deutsche Edelfrau, Margarethe von Fuchs († 1403), mit „Gulle“ und „Krußeler“. (Grabmal in Himmelpforten bei Würzburg.)



152. Johanna von Bourbon († 1377), Gemahlin Karls V. von Frankreich.



153. Vornehme französische Dame, um 1350–1360. (Von einem Grabmal.)

Die verheiratheten Frauen flochten auch ihre Haare, aber sie legten die Zöpfe dick um beide Ohren oder um den Kopf, und wenn ihnen das, was ihnen die Natur geschenkt hatte, nicht genug erschien, so wußten sie den Mangel durch fremdes Haar zu ergänzen. Andererseits aber entfernten sie wieder die Haare durch Ausreißen oder mit dem Rasirmesser von der Stirne und den Schläfen. Beide Moden aber begannen erst jetzt und werden, wie wir noch sehen werden, bedeutungsvoller im fünfzehnten Jahrhundert.

Hörte das Haar selbst in dieser Weise vielfach auf ein Schmuck zu sein, so fügte man ihm umsomehr fremden hinzu. Nicht alle Damen trugen die verhüllenden Hauben; gar viele, und zumal die vornehmsten, schlossen die Flechten in Goldneze oder kleine farbige Hauben von kostbarem Stoffe ein (Abb. 154), die sie mit Perlen bestickten, mit goldenen Schnüren benähten, mit golddurchwirkten Schleiern umwanden, und mit allerlei kunstvollem Schmuck in Gold, Schmelz und edlen Steinen besetzten und besteckten.



154. Vornehme Tracht, 14. Jahrhundert, 2. Hälfte. (Eisenbeintafel in Paris.)

Ueberhaupt war jetzt die Zeit des Schmuckes wieder gekommen. Die Entsayung, welche die Damen der höfischen Zeit in dieser Beziehung geübt hatten, war vorüber. Herren und Damen wählten nicht mehr die einfachen, wenn auch kostbaren Stoffe; es kamen die buntgemusterten, insbesondere die Goldstoffe wieder in Mode. Dazu gab es Schmucke der verschiedensten Art am Körper wie an der Kleidung, von der Spitze der Gugel bis zur Spitze der Schnabelschuhe. Es befand sich manch edles Werk darunter, denn nunmehr schätzte man die Kunstarbeit, und nicht bloß wie in karolingischer Zeit den blanken Schein oder den materiellen Werth. Aber neben der kunst-

vollen Arbeit wirkte mehr noch die Menge des Schmuckes, die Ueberladung mit demselben, welche die Luxusgesetze vergebens zu beschränken trachteten, ganz vor allem auch die Seltsamkeit desselben.



155. Schellentracht, Ende des 14. Jahrhunderts.
(Miniature in Paris.)

Damit ist insbesondere eine Zierde gemeint, welcher dieser Periode der Trachtengeschichte, dieser Narrenperiode kann man sagen, allein zukömmt. Das ist die wunderfame Mode der Schellen und Glocken.

Die Schellen sind grade nichts absolut Neues in dieser Zeit, wie denn die Costümgeschichte überhaupt nur aus Vorbedingungen schafft und aus irgend wie Vorhandenem ihre Motive entlehnt und weiter bildet. Im zehnten Jahrhundert fand man sie an ungarischen Reitern in der Schlacht auf dem Lechfelde; darnach sind sie eine ziemlich gewöhnliche Erscheinung an der Tracht der höheren christlichen Geistlichkeit, welche den Ursprung auf die schellenbesetzte Kleidung des Hohenpriesters zurückleitete. In der höfischen Zeit erscheinen sie als Pferdeschmuck, ganz vereinzelt aber auch an jungen, eitlen, gekenkhaften Rittern. So

heißt es im Parzival vom Ritter Segramors, dem jüngsten der Tafelrunde:

„Manche goldne Schelle klang
An der Decke und an dem Mann:
Man hätt' ihn wohl nach dem Fasan
Geworfen in ein Dornicht —
Wer ihn zu suchen wär' erpicht,
Der fänd' ihn wieder am hellen
Klang der läutenden Schellen.“

Und um ein Beispiel aus dem Leben anzuführen, so erzählt Ulrich von Liechtenstein von seinem Bemuszuge, daß Herr Ilfung von Scheuflich gegen

ihn gekommen mit wohl fünfhundert Schellen an sich, und daß sein Zimir laut erklingen sei.

Von dieser Zeit an hört man eine Weile nichts mehr von den Schellen, bis etwa ein Jahrhundert später die Nürnberger Ordnung von 1343 sie verbietet: „Kein Mann noch Frau soll keinerlei Glocken, Schellen, noch keinerlei von Silber gemacht hangend Ding an einer Kette noch an Gürteln tragen.“ Das ist aber auch einstweilen das einzige städtische Gesetz, das ihrer gedenkt. Nicht ohne Grund, denn diese Mode, von der sich die Patrizier keineswegs ausschlossen, hielt sich vorzugsweise in der höchsten und vornehmsten Welt. Man betrachtete sie durchaus als Herrenzierde, daher denn eine Chronik sagt: „Es hat solche Zierd herrlich und ansehnlich gestanden, wie auch ein Sprichwort entstanden: ‚Wo die Herren sein, da klingeln die Schellen.‘“

Es war aber nicht bloß vornehme, es war spezifisch deutsche Tracht. So viel extravagante Moden damals die Franzosen bereits erfanden und die Engländer wenigstens trugen, so kommt doch die Schellentracht bei ihnen gar nicht oder höchst selten vor. Junge italienische Stutzer machten allerdings von ihr reichlichen Gebrauch, und auch in Schweden war sie nicht selten. Hier galt sie aber gradezu als deutsche Mode. So sagt ein schwedischer Reimchronist um das Jahr 1360 bei jener Gelegenheit, als der mecklenburgische Herzog Albrecht als König nach Schweden kam:

„Käm' einer auch noch so arm aus deutschem Land,
 „So hat er doch ein Schwert in seiner Hand,
 „Er kann tanzen, hüpfen und springen
 „Und seine vergoldeten Schellen klingen.“

Nach dieser Zeit gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts und im Anfange des fünfzehnten begegnet man den Schellen in bildlichen und schriftlichen Quellen überaus häufig. In den Jahren 1370 und 1376 gab der Herzog Otto zu Göttingen große Feste; dabei erschienen die Ritter, die Frauen und Jungfrauen mit großer Pracht und, wie die Chronik buchstäblich sagt, „mit klingenden silbernen und güldenen Gürteln, mit langen Röcken und Kleidern, die gingen alle schurr, schurr und kling kling.“ In Ulm, der reichen Stadt, wurde die Schellentracht im Jahre 1411 ausdrücklich erlaubt, nur mit Ausnahme der Kirche, wo das lärmende Geklingel

der Behenden und Kommenden allerdings eine sehr unangemessene Störung hervorgerufen hätte. Die ersten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts waren auch ihre Blüthezeit. „Anno 1400 bis man schrieb 1430,“ sagt eine Chronik, „war so ein großer Ueberfluß an prächtigem Gewand und Kleidung der Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, als vor dem niemals ist gehört worden; da trug man Ketten von 4 oder 6 Mark, sammt köstlichen Halsbändern, großen silbernen Gürteln und mancherlei Spangen, auch silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von 10, 12, 15 und bisweilen von 20 Mark.“ — Als Herzog Friedrich von Sachsen 1417 in Constanz seinen feierlichen Einzug hielt, ging sein ganzes Gefolge, Knappen, Ritter, Barone mit glockenbehängten Gürteln einher. Abb. 155 zeigt einen Herrn mit solchem Gürtel.

Die Art wie bei diesem Beispiel die Schellen am Gürtel zu tragen war nicht die einzige, wenn auch die gewöhnlichste. Der Gürtel konnte eng sein oder in der schon erwähnten lockeren Gestalt um die Hüften hängen. Er hieß dann Dufing, welches Wort mit Dosen, Getöse zusammenhängt. Man trug die Schellen aber auch an Schultergehängen, Hornfessel genannt, gleich jenen, an denen man auf der Jagd das Hüfthorn hatte (Abb. 156). Man besetzte diese Gehänge in ihrer Länge mit kleinen Schellen oder hing unten eine einzige große Glocke daran, denn in beider Gestalt liebte man diesen klingenden Schmuck, entweder in der Form der gewöhnlichen runden Schelle, wie sie noch heute bei den Schlittenpferden in Gebrauch ist, oder in der Form offener Glocken, die mitunter sehr zierlich waren, aber auch sehr ansehnliche Schwere und Größe erreichten. Statt des Gürtels benützte man auch die Säume des Kleides, um sie mit Schellen zu besetzen, besonders um die Schultern herum; man befestigte sie am Knie, hing sie an die Spitzen der Gugel und der Schnabelschuhe, an die Schwänzchen der Hermelinverbrämung. War man einmal dahin gekommen, sie überhaupt zu tragen, so machte das Wo und Wie in der Wohlstandigkeit nicht viel Unterschied mehr; man wollte nur Veränderung.

Die wunderlichen Menschen gingen aber noch weiter in dieser ihrer Lieblingsmode. Sie fanden sie so vornehm und so erhaben, daß sie sich gar nicht denken konnten, sie sei nur ihnen allein zu eigen. Sie legten sie daher auch hohen und berühmten Personen früherer Zeiten bei, wenn sie

dieselben bildlich darzustellen hatten. So giebt es aus dieser Zeit Bilder früherer Kaiser mit Schellen behängt. Und was den Kaisern und Fürsten geschah, das thaten sie auch mit den Heiligen. Im Jahre 1411, also grade in der Blüthezeit, machte Meister Konrad von Gimbeck für die Kirche zu Halle ein Standbild des heiligen Mauritius mit Schellen; noch heute heißt



156. Herr und Dame in Schellentracht, 15. Jahrhundert, 1. Hälfte. (Miniature in Darmstadt.)

es davon: der Schellenmoriz. Um dieselbe Zeit kann sich die fromme Seele des Dichters Peter von Dresden die Freuden des Himmels nicht anders denken als mit Schellengeklingel. Er singt daher:

„Ubi sunt gaudia?
Nirgend mehr denn da,
Da die Engel singen
Nova cantica

Und die Schellen klingen
In regis curia!
Eia, wer wir da!
Eia, wer wir da!“

Aber was als das Merkwürdigste bei dieser Mode erscheint, das ist, daß man trotz des Charakters der Vornehmheit, den man den Schellen zuschrieb, gleichzeitig sich ihres narrenhaften Charakters vollkommen bewußt war. Im Jahre 1381 schon stiftete Graf Adolf zu Cleve die Beckengesellschaft, wofür wir heute „Narrenclub“ sagen würden. Bei den feierlichen Zusammenkünften mußte ein jedes Mitglied mit einer Gugel von gelber und rother Farbe erscheinen, an welcher wie auch am Aermel viele Schellen hingen, und mußte auf dem Ordenskleide einen von Silber gestickten Narren mit Schellen tragen. Schon in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, da die Schelle noch vornehm war, gehörte sie zugleich mit Nothwendigkeit zur Narrentracht. Auch in Dijon gab es eine Gesellschaft, genannt zur Narrenmutter, deren Mitglieder Mützen mit zwei Eselsohren trugen und an jedem eine Schelle. Bald sagte man: Je größer der Narr, je größer die Schelle.

Nun, den Narren ist die Schelle geblieben, als sie in der vornehmen Welt abkam. Dieses geschah um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts oder bald nach derselben. Die Thorheiten der Mode waren damit aber noch nicht ausgestorben. Wir werden noch einige derselben kennen lernen, wenn wir uns die Moden des fünfzehnten Jahrhunderts näher betrachten.

4. Kapitel.

Der Verfall und die Bizarrieren der mittelalterlichen Trachten im 15. Jahrhundert.

Das fünfzehnte Jahrhundert bringt auf dem Gebiete des Costüms viele neue Erscheinungen und doch im Wesen nichts Neues. So sehr es auf anderen Gebieten der Cultur, auf dem der Malerei z. B. oder auf dem der humanistischen Wissenschaft als die Vorbereitungsperiode einer neuen Zeit erscheint, so setzt es in den Trachtenformen nur die Richtung fort, welche das vierzehnte Jahrhundert schon begonnen hat. Nur die Fülle der Formen, ihre widerspruchsvolle Mannigfaltigkeit, ihr schnelles Werden und Vergehen deuten an, daß es eine Epoche der Bewegung, der Gährung ist, aus welcher neues Leben sich entwickeln soll.

In dieser Epoche, in welcher die leitenden Ideen des Mittelalters zerfallen, seine Fundamente zerbrechen, in dieser Periode der Auflösung scheint jeder seinem eigenen Kopfe zu folgen, jeder sich sein eigenes Kleid zu erfinden. So viel Köpfe, so viel Hüte. So ist wenigstens der Eindruck, den die Betrachtung der bunten Costüme macht, die uns aus zahllosen Bildwerken entgegentreten.

Diese Mannigfaltigkeit ist um so auffallender, als es in der That in diesem Jahrhundert bereits einen Regulator, einen Führer der Moden giebt. Aber sein Einfluß, wie weit er auch gehen mochte, war doch nicht

stark, nicht gebieterisch genug, um seine Erfindungen, seine Modeformen aller Welt, aller europäisch civilisirten wenigstens, zur unbedingten Folge aufzulegen. Es gelang ihm nur, in gewissen Richtungen voranzugehen, gewisse Charakterzüge mit einiger Bestimmtheit anzugeben, welche die Welt leiteten, ohne damit die Freiheit, ja die Willkür des Individuums zu brechen.

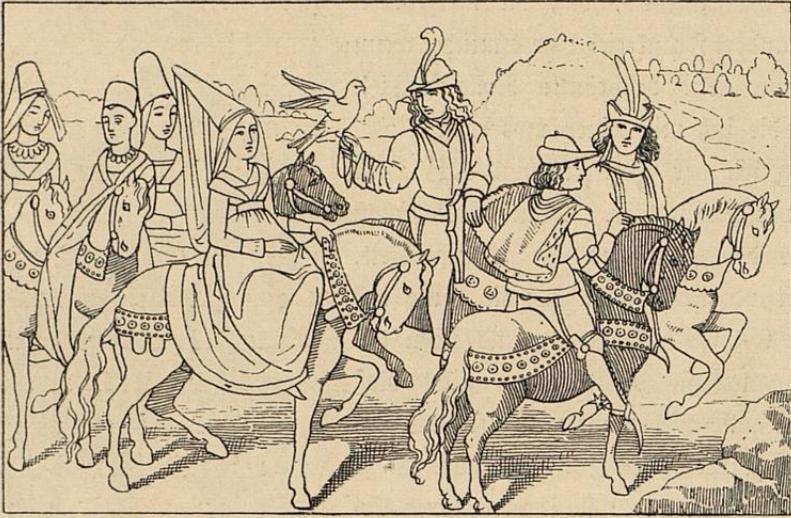
Der Regulator der Moden, den wir meinen, ist Burgund, der Hof Philipps des Guten und Karls des Kühnen. Wir haben schon gesehen, daß im vierzehnten Jahrhundert Frankreich eine ähnliche, wenn auch nur sehr beschränkte Rolle gespielt hatte, die sich mit seiner modernen Modestellung seit der Zeit Ludwigs XIV. gar nicht vergleichen läßt. Man schrieb schon damals den Franzosen die Beweglichkeit, den Erfindungsgeist zu, der sie heute auf diesem Gebiete auszeichnet, und schon damals hatten sie die Neigung nicht bloß zu raschem Wechsel, sondern auch zu bizarren, ins Extrem gehenden Formen (Abb. 157). Schon damals legten sie ihrer äußeren Erscheinung, dem Putze, der Toilette die ungeheure Wichtigkeit bei, die übrigens zu jener Zeit alle christlichen Völker Europas, und die Deutschen nicht am wenigsten, mit ihnen theilten. Am Ausgange des vierzehnten und am Anfange des fünf-



157. Französischer Edelmann mit Zetteltracht.
Anfang des 15. Jahrhunderts.
(Miniature in Troyes.)

zehnten Jahrhunderts hatte Frankreich in der That einen bedeutenden Einfluß auf die europäische Mode. Eine deutsche Prinzessin, Isabella von Bayern, Gemahlin König Karls VI., hatte sich auf dem Throne Frankreichs zu jener Führerschaft in der Mode emporgeschwungen, welche wir heute in unseren Tagen an ihrer letzten Nachfolgerin erlebt haben. Aber dieser Einfluß war damals nur von kurzer Dauer. Auf dem Schlachtfelde von Azincourt (1415), wohin die Blüthe Frankreichs, die Blüthe der fran-

zöfischen Jugend mit aller Pracht, mit allem Putz und Schmuck, mit allem nichtigen Apparat einer stutzerhaften Eitelkeit gezogen war, auf diesem Schlachtfelde blühte die französische Ritterschaft ihren Ruhm und Glanz und die französische Mode ihre junge Herrschaft ein. Während der langen und verderblichen Zeit der englisch-französischen Kriege, die nun folgte, während der bürgerlich-geizigen Regierung des finsternen, verschlossenen und vereinsamten Königs Ludwigs XI. überließ Frankreich die Angelegenheit



158. Vornehme burgundische Trachten. 15. Jahrhundert, 2. Hälfte. (Miniature in Paris.)

der Mode einem anderen Staate, der sie mit einem bisher nicht dagewesenen Glanze in seine Hände nahm. Das eben war Burgund.

Es gab damals kein blühenderes, kein reicheres Land als das des burgundischen Herzogs. Die Herrschaft über die Niederlande machte ihn stark wie reich. Hier in diesen Provinzen blühten der Handel, die Industrie, die Kunst im Wettstreit mit Italien. Hier war damals eine der Geburtsstätten der modernen Kunst, die bedeutendste nächst Italien, hier blühte jegliche Industrie, deren man zum Luxus des Lebens bedurfte; hier gab es die feinsten Leinengewebe, Fabriken von Seiden- und Sammtstoffen und dem kostbarsten Goldbrokat, hier wurden Wolsteppiche und die figurenreichen Arrazzi gewebt, kurz alles, dessen man zur kostbarsten Ausstattung seiner

selbst und seiner Wohnung bedurfte. Durch den Handel zu Lande und zu Wasser in ferne Welttheile getragen, brachten solche Producte den Reichthum in ihre Fabrikstätten wieder zurück.

Der Herr dieser Länder besaß somit alle Bedingungen zu einer glänzenden Hofhaltung, wenn er den Sinn dafür hatte. Und diesen besaßen die burgundischen Fürsten, Philipp der Gute, der lange auf dem Herzogs-



159. Burgundische Hoftrachten. 15. Jahrhundert, 2. Hälfte. (Miniature in Paris.)

stuhle saß, und sein glänzender Nachfolger Karl der Kühne im höchsten Grade. Ihres Reichthums froh, liebten sie die großartigste Entfaltung desselben. Die Künste liebend, schützend, fördernd, umgaben sie sich mit dem höchsten Glanze, den die Kunst und die Industrie gewähren konnten. So wurde der burgundische Hof an Glanz und Pracht der erste von allen, und da Frankreich damals von der Führerschaft in der Mode zurücktrat, so war es wie selbstverständlich, daß Burgund die leergewordene Stelle einnahm (Abb. 158, 159).

Was nur an Bildern, seien es Miniaturen, seien es Oelgemälde, aus dieser burgundisch-niederländischen Zeit erhalten ist — die Miniaturen zu-

mal, Kunstarbeiten ersten Ranges, sind zahllos — das frohzt von goldenem Schmuck und goldglänzenden Stoffen. Wände und Möbel sind damit verhängt und die Menschen selber damit bedeckt. Die kostbaren Gewebe verbanden sich in der Idee dieser Leute so sehr mit Bornehmheit, Hoheit und Würde, daß auch die heiligsten Personen mit ihnen dargestellt wurden, und nicht allein mit ihnen, sondern auch in den modischen Formen von damals. Die heiligen drei Könige, mit Brokat und Kronenhüten geschmückt, mit reichem und großem Gefolge, ziehen immer herbei, als wären sie selber die Herzoge von Burgund. Magdalena, im Schmerze hingesunken und das Kreuz umflammernd, ist eine Dame im glänzendsten Festcostüm des burgundischen Hofes. Die Heiligen, Katharina, Agnes, Barbara, Margaretha, Ursula, sie tragen die langen Schleppen von goldgemustertem Seidenstoff, von großblumigem Sammt, mit Hermelin gefüttert, das Kleid nach modischem Schnitt, die hohen Hauben, spitze, langgeschnäbelte Schuhe, die feinsten farbigen Handschuhe mit Perlen und Edelsteinen bestickt.

Wovon die Kunst nur den Widerschein giebt, davon berichten die Erzählungen aus dem Leben. Die Massenentfaltung an ächten, kostbaren und leuchtenden Stoffen bei den Hoffesten war ungeheuer. Bei der Taufe der Prinzessin Maria, Karls des Kühnen Erbtöchter, war die ganze Kirche von innen mit den kostbarsten Teppichen bedeckt, die Hunderte von Personen, welche dem Feste bewohnten, in Gewänder von Gold- und Silberstoff gekleidet. Auf dem Schlachtfelde von Granson, wo der Glanz von Burgund sich zum letzten Male entfaltete, um nie wieder sich zu erheben, standen vierhundert seidene reichgeschmückte Zelte, vorragend das herzogliche, das mit Sammt ausgeschlagen und mit Gold und Perlen besetzt war. In vierhundert Kisten hatte Karl der Kühne silberne und goldene Stoffe mitgenommen, darunter allein hundert gestickte goldene Röcke für sich selber. Sein prächtigstes Gewand, das er zu Hof bei festlichen Gelegenheiten trug, wurde auf 200,000 Ducaten geschätzt, eine Summe, welche allerdings nur der Besatz mit Edelsteinen und Perlen möglich machte.

So glänzend aber der Hof der burgundischen Herzoge sich äußerlich darstellte, so wenig entsprachen die Formen der Kleidung einem geläuterten oder edlen Kunstgeschmack. Man stand eben unter diesem Geiste des fünfzehnten Jahrhunderts, dem es um das Ungewöhnliche und Auffallende, aber

nicht um das Schöne und Maßvolle zu thun war, obwohl es auch vorkommt, daß neben dem Ausgelassenen das Ernste, neben dem Barocken das Schöne wie eine Tradition des vierzehnten Jahrhunderts einhergeht. So besonders in Italien (Abb. 160). So herrscht denn auch in den burgundischen Moden der barocke Charakter und, wie das gewöhnlich damit ver-



160. Florentiner Herrentracht vom Anfang des 15. Jahrhunderts.
(Nach einem Gemälde in Paris.)

bunden ist, in den Hofsitzen trotz der Ausgelassenheit des Zeitalters eine überaus strenge Etiquette, welche die kleinsten Dinge peinlich regelt. Zufällig sind wir genau damit bekannt geworden. Eine Dame dieses Hofes, Mienor von Poitiers · Vicomtesse de Furnes, hat Aufzeichnungen darüber hinterlassen. Wer Hermelin oder Zobel, Goldstoff, Sammt oder Seide tragen durfte, war genau vorgeschrieben. Aber das thaten auch anderswo die Luxusgesetze, welche den Unterschied der Stände aufrecht zu erhalten

bedacht waren. Aber hier heißt es z. B. von den Gräfinnen und Baronessen weiter: „Bei Tische können sie von Edelleuten bedient werden, aber dieselben dürfen die Serviette nicht auf der Schulter, sondern nur einfach unter dem Arme tragen; ihr Brot darf nicht eingewickelt sein, sondern wird neben das Messer auf eine untergebreitete Serviette gelegt; ihr Haushofmeister darf keinen Stock führen, noch ihre Tafel mit doppelten Tischtüchern bedeckt sein; auch dürfen sie die Schleppe ihrer Röcke nicht von Frauen tragen lassen, sondern nur von einem Junker oder Pagen.“ Die Schleppe machte überhaupt der Etiquette viel zu schaffen. Wenn eine Fürstin, ein Mitglied des herzoglichen Hauses sich die Schleppe von einer Hofdame tragen ließ, so mußte diese, die sonst das Recht auf einen Junker oder Pagen hatte, die ihrige auf dem Boden nachschleifen lassen. Wollte eine fürstliche Dame einem hohen Besuche, dem sie entgegenging, besondere Ehre erweisen, so ließ sie sich die Schleppe nur bis zur Schwelle tragen; alsdann ließ sie dieselbe fallen oder nahm sie in die eigene Hand, und wenn dieselbe zu schwer war, that sie wenigstens so und hielt die Hand daran, während einer der Cavaliere ihr half. Wie die Heiligen die Schleppen nicht mehr entbehren konnten, so konnte die Künstlerphantasie irgend eine vornehme Person kaum noch ohne sie denken. Allegorische, mythische, heroische Frauen tragen sie und nach der Sitte der Zeit. So kniet auf einem Arrasteppich, welcher homerische Scenen darstellt, Penthesilea, die Königin der Amazonen, also angethan vor Priamos in feierlicher Audienz. Obwohl sie an Haupt und Brust ritterlich gerüstet ist, trägt sie doch ein langes Oberkleid von großgemustertem Brokat mit einer langen Schleppe, welche von einer ähnlich gerüsteten Amazone, ihrer Hofdame, hinter ihr gehalten wird. Wenn bei den Künstlern dieser Zeit und später bei Dürer, seinen Schülern und Zeitgenossen die Madonnen, die Engel und andere Personen frommen Glaubens an den Füßen stets mit Stoffmassen, mit einer Fülle gebrochener Falten umwallt sind, so ist die Ursache in der Schleppe des burgundischen Hofes zu suchen, nur ist der Unterschied zu bemerken, daß bei den älteren und den niederländischen Meistern zumal der mächtige Faltenstil schwerer Brokat- und Sammtstoffe vorwaltet, bei Dürer aber der Stil dünner, feinknittriger Seide. Ihm fehlten eben jene kostbaren Stoffe, die den Vorgängern in Fülle zu Gebote standen, als Vorbilder zur Nachahmung.

War den Damen des Hofes die Schleppe das Hauptstück ihrer ceremoniellen Tracht, so hatten auch die Herren ein Seitenstück dazu. Zu den festlichen Momenten oder bei ceremoniöser Veranlassung sind die hohen und höchsten Personen stets mit einem überaus langen und weiten Rock bekleidet, der faltig auf dem Boden liegt (Abb. 161, 162). Er hat weite Ärmel, oft deren doppelte, davon das eine Paar angezogen ist, das andere rückwärts



161. Burgundische Gelleute am Hofe Karls des Kühnen. Um 1470–1480. Tracht mit breiten Schultern und langer Oberkleidung. (Miniature in Paris.)

von den Schultern herabfällt, und ist vorne offen, so daß er angezogen und nicht wie der Oberrock von ehemals über den Kopf übergezogen wird. Sein Stoff ist so kostbar, als es Vermögen und Gesetz erlauben, Hermelin und anderes edles Rauchwerk füttern oder verbrämen ihn. In dieser Gestalt heißt er bei den Franzosen *houppelande*. In Deutschland, wo er in etwas minder grotesker Form von Standespersonen getragen wurde, führt er den Namen *Schaube*, ein Name, der in der heutigen *Zoppe* geblieben ist.

Die houppelande verdeckte den ganzen Mann. Was aber an Kleidung darunter steckte, das folgte auch am burgundischen Hofe der allgemeinen Richtung der Zeit: gespitzte Schuhe, enge Weinbekleidung, enger und kurzer Rock. Die jungen Ritter am Hofe liebten die schmale Taille und sie trugen daher, wie die Bilder verrathen, die uns zuweilen einen



X 162. Französische Bürger um 1430. Hüte mit Sendelbinde. (Miniature in Paris.)

tiefen Blick in die Toilette gestatten, förmliche Schnürleiber. Den Gegensatz zwischen schlanker Taille und breiten Schultern auffallender zu machen, stopften sie die letzteren mit Baumwolle hoch aus. Man nannte diese überhöhten, unnatürlich und häßlich genug aussehenden Schultern mit einem sonst unbekanntem Wort mahoîtres (Abb. 161).

Der burgundische Hofmann, oder wer sonst seinem Vorgange folgte, hatte aber noch mehr der Sonderbarkeiten. Er trug das Gesicht glatt, völlig bartlos, wie das die vornehme Sitte im ganzen Mittelalter gewesen war,

und das Haar mäÙig lang, künstlich frisirt, nur zuweilen von der Stirn bis über die Augen herunterhängend. Das Auffallende aber lag in seiner Kopfbedeckung (Abb. 158, 159, 161, 163 u. s. w.). Unter den zahllosen Formen der männlichen Kopftracht im fünfzehnten Jahrhundert war es der Hut, etwa in abgestumpfter hoher Kegelform mit mehr oder minder breitem Rande, welcher am burgundischen Hofe am meisten getragen wurde. Seine eigentliche bedeutungsvolle und kontinuierliche Geschichte auf dem männlichen Kopfe beginnt von diesem Momente.

Man machte ihn von Filz, von Sammt und Seide in gar mannigfacher und bunter Farbe; man zierte ihn mit Goldschnüren, mit Perlen und Goldschmuck und Steinen; der Fürst trug ihn auch mit dem Kronenreif (Abb. 159). Man ließ auch eine leichte seidene Binde von ihm über Schulter und Arm, selbst bis auf den Boden herabfallen (Abb. 162, 163). Man nannte sie die Sendelbinde, von dem dünnen Seidenstoffe, Zendal oder Sendel, eine gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts überaus beliebte und allgemein verbreitete Mode. Die Herren von Burgund begnügten sich aber nicht mit diesem einen Hute, so schön und reich sie ihn auch machen konnten. Man sieht sie häufig, sehr häufig mit zwei Hüten, von denen sie den einen auf dem Kopfe tragen,

den anderen in der Hand oder an der Sendelbinde auf dem Rücken hängend. Dieser letztere hat die Form, die so eben beschrieben worden, der andere, der auf dem Kopfe sitzt, hat zwar ziemlich dieselbe Gestalt, aber ohne allen Rand oder Krümpe. Die sonderbare Sitte ist wohl so zu erklären. In Gegenwart des Herzogs durfte keiner der Herren den Hut auf dem Kopfe behalten; er allein — es war sein Vorrecht — ließ ihn sitzen. Um aber nicht fortwährendem Ungemach, sagen wir Schnupfen und Rheumatismen, ausgesetzt zu sein und doch den Anforderungen der Etiquette gerecht zu werden, erfand man diesen Ausweg, behielt den eigentlichen Hut, wie es



163. Französisch-burgundischer Edelmann mit zwei Hüten. 15. Jahrhundert. 2. Hälfte. (Miniature in Paris.)

geboten war, in der Hand, bedeckte aber das Haupt mit einer mehr unscheinbaren Kappe. Diese war so geformt, daß man den Hut darüber aufsetzen konnte (Abb. 163).

Unter den Umständen ist solche Kopftracht sehr plausibel und praktisch, aber doch recht sonderbar. Weit auffallender aber noch ist die Kopftracht der Damen. Wenn die Männer oder vielmehr die Herren aus ihrem Haare einen Schmuck machten und es nach Frauenart in künstlichen Frisuren behandelten, so entsagten die Frauen ganz im Gegentheil einem Schmucke,

mit welchem die Natur sie so reichlich begnadet und bevorzugt hat. Um nur ja bei der noch jungen, aber weitgehenden Mode der Decolletirung Nacken und Hals frei zu halten, sammelten sie das Haar auf dem Kopfe und verbargen es hier gänzlich unter Hauben. Ja sie rasirten es von den Schläfen und der Stirne weg, theils um — sehr unweiblich — die Stirne höher erscheinen zu lassen, theils um es überhaupt wegzubringen.



164. Englische Kopftracht mit Schmuck um 1420.
Gräfin Arundel. (Statue in Arundel.)

Leisteten sie somit auf das Haar selbst und seinen Schmuck Verzicht, so legten sie um so größeren Nachdruck auf seine Bedeckung. In Gestalt von Hüten und

Hauben (Abb. 164—167, vgl. 159) oder leichteren Gebilden aus dem Schleier oder sonst zartem Stoffe entstand eine Fülle von Kopftrachten, ebenso mächtig an Größe wie barock in ihrer Form. Die Königin Isabella von Frankreich hatte damit schon den Anfang gemacht und sich bereits des Rufes erfreut, daß um ihrer und der Hofdamen hoher Kopfbedeckungen willen die Thore des Palastes hätten geändert werden müssen. Der Ritter de la Tour sagt in den Ermahnungen an seine Töchter etwas Aehnliches. „Die Frauen, meint er, gleichen den gehörnten Hirschen, welche den Kopf senken, wenn sie in den Wald hineingehen. Wenn sie an der Thüre der Kirche ankommen, betrachtet sie euch: man bietet ihnen geweihtes Wasser — sie nehmen keine Rücksicht darauf, wohl aber auf ihre Hörner,

die sie abzubrechen fürchten und welche sie zwingen sich zu bücken.“ Um das Jahr 1400 trugen die englischen Damen besonders auffallende Coiffuren: mit Hilfe eines Drahtgestells und steifer Wulste, die in der That Hörnern gleich nach rechts und links von den Schläfen ausgehen, spannten



165. Dame mit Wulsthaube.
Französische Tracht mit Decolletierung um 1450.
(Miniature in Paris.)



166. Dame in französisch-burgundischer Hoftracht
mit hoher Haube und Schleier auf Drahtgestell.
Um 1450. (Miniature in Paris.)

sie einen Schleier oder ein leichtes Tuch wie ein vom Winde geblähtes Segel in mächtiger Breite aus (Abb. 164).

Am burgundischen Hofe hatten sich trotz der Mannigfaltigkeit drei Hauptformen herausgebildet, von denen es allerdings zahlreiche und willkürliche Varianten gab. Die eine war aus einem runden Wulst gebildet, der sich in Windungen über dem Kopf erhob, aus kostbarem Stoffe bestand und mit allerlei Stickerei und Schmuck verziert war (Abb. 165). Eine zweite war ein gewaltiges eckiges Gebäude (Abb. 166) aus weißem, auch

goldgesticktem Stoffe, der mittelst eines Drahtgestells in seiner bizarren Flügelgestalt steif gehalten wurde. Die dritte, am häufigsten vorkommende Form bestand in einem hohen, spitzen, zuckerhutförmigen Kegele, der sich in bunter Farbe- und Goldverzierung etwa in dreifacher, auch vierfacher Länge des Kopfes über dem Scheitel erhob und von seiner Spitze rückwärts einen



167. Dame vom Hofe Karls des Kühnen um 1470. Decolletirtes Kleid mit Schleppe. Hornhaube (hennin). (Miniature in Paris.)

Schleier oft bis gegen den Boden herabfallen ließ (Abb. 167). Alle diese Formen fanden natürlich auch Beifall und Verbreitung außerhalb der Hofkreise. (Vgl. Abb. 158, 159.)

In diesen Coiffuren, sowie in der Schleppe, wozu man noch die bunten Stoffe rechnen kann, bestand das Auffälligste der burgundischen Moden. Sonst hielten sich die Damen des Hofes, zumal in einer anderen Mode dieser Zeit, der Decolletirung, fast maßvoller als die der übrigen Welt.

Man trug wie früher ein unteres und ein oberes Kleid, von denen jenes verschiedentlich sichtbar wurde. Ein Unterschied aber war bedeutungsvoll. Als die Einengung um die Hüften entstand, schmiegte sich das Kleid den Formen des Körpers an und folgte seinen Wellenlinien. Nun aber entstand als Taille ein scharfer Einschnitt, der wider die Natur höher und höher bis unter die Brüste rückte. (Vgl. die verschiedenen Abb. 158, 159, 165—169.) Hier wurde er eng und bestimmt durch einen goldenen Gürtel markirt. In Verbindung mit dieser Aenderung steht es, wenn eine weitere Neuerung in der weiblichen Kleidung zum ersten Male sich geltend machte, nämlich die Zertheilung des Kleides in Rock und Nieder. Obwohl diese Neuerung erst in der Folgezeit von größerer Bedeutung wurde, fällt ihre Entstehung doch mit Sicherheit in diese Periode und findet auch eben in der bestimmt markirten Taille ihre natürliche Begründung. Für das fünfzehnte Jahrhundert bleibt das obere Kleid in ungetheilter Länge das bedeutungsvollste Stück der Damenkleidung, lang nach unten und sehr kurz oberhalb des Gürtels. Es führte nunmehr in Frankreich und Burgund einen Namen, der ihm bis heute geblieben ist, nämlich: robe. Das Wort hat seine eigene Geschichte. Es ist deutschen Ursprungs und ist eines und dasselbe mit Raub, wie noch im englischen rover, Räuber, erkennbar ist. Raub in unserem heutigen Sinne ist auch die erste Bedeutung. Weil die Angelsachsen, Dänen und Normannen ihre kostbarste Kleidung aus Stoffen machten, welche sie den Griechen und Römern oder ihren Nachfolgern geraubt hatten, so nannten sie diese Staatskleidung kurzweg Raub, robe. Das Wort, das von den Normannen und Engländern die Franzosen erhielten, ist ihrem besten Stücke der Tracht geblieben bis auf den heutigen Tag, aber die ursprüngliche Bedeutung ist freilich vergessen worden.

Legten in Frankreich und Burgund die Sitten und Vorschriften des Hofes eine gewisse Beschränkung auf und bewahrten die Moden so vor dem Auseinanderfallen, so war jenes Hinderniß in Deutschland nicht vorhanden und damit auch der tollsten Willkür Thür und Thor geöffnet. Ueberall erkennt man in ihren Grundzügen die französischen und burgundischen Moden, aber eben auch nur in den Grundzügen; sie sind so verwildert, so in das Extrem getrieben, so zur Caricatur geworden, daß man kaum glaubt, die Menschheit habe so ausgesehen, wie sie sich in den Bildern jener Zeit dar-

stellt. Wenn man z. B. einen Kupferstich betrachtet, wie jenen Israels van Mecken, der unter dem Titel eines Festes des Königs Herodes (Abb. 168) genau ein Tanzfest jener Zeit darstellt, so ist man seines Staunens nicht Herr über die Sonderbarkeiten und die Gegensätze, die man vor sich sieht. — Von den Tänzern und Tänzerinnen sind die einen züchtig und sittig, weit und verhüllt, ganz ballwidrig gekleidet, die anderen gespannt und entblößt, daß man es nicht weiter treiben kann. Die Herren tanzen in Schnabelschuhen, mit spitzigen oder breiten Pantoffeln, die Damen mit Schleppen, mit



168. Deutsch-niederländische Trachten. 15. Jahrhundert, 2. Hälfte. (Aus dem „Fest des Herodes“ von Israel van Mecken.)

denen der ganze Boden des Saales wie zugedeckt erscheint; die Damen haben das Haar unter den bizarrsten Hauben versteckt, die Herren mit bartlosem Gesicht lassen es lang auf nackte Schultern herabfallen; einige tragen die Ärmel lang, auf den Boden nachschleppend, die anderen kurz, die einen weit, die anderen eng. Zu einem Extrem tritt immer das andere.

Die Willkür, die Sucht nach Neuem nahm so zu, daß die Luxusgesetze und Kleiderordnungen schon ausdrücklich die Erfindung neuer Moden verboten. Das Verbot war umsonst, wie alle übrigen ähnlicher Art. Man änderte nur immer aufs neue. Es entstand ein förmliches Chaos der Moden, das auch den letzten Halt verlor, als das Reich Burgund nach kurzer Herrlichkeit im Kriege gegen die Schweizer zu Grunde ging.

Dieses Chaos mit Worten zu schildern, so daß davon ein Bild in der Seele entsteht, ist unmöglich, und wir müssen daher auf die zahlreichen Kupferstiche, Holzschnitte, Miniaturen und Gemälde aus dieser Zeit der aufblühenden popularisirenden Kunstthätigkeit verweisen. Wir müssen uns begnügen, einige charakteristische Züge oder Erscheinungen aus dem Chaos herauszugreifen, die allgemeinerer Art sind und auch für die Entwicklung des Costüms in der Folgezeit eine gewisse Bedeutung haben.

Von dieser Art z. B. sind die Veränderungen, die damals mit dem männlichen Rocke vorgingen. Ihre Folgen haben bis auf die Gegenwart fortgedauert.

Wir haben schon wiederholt die Wirkungen jener beiden Richtungen der männlichen Kleidung auf Enge und auf Kürze betrachtet. Unter ihrem Einfluß war der obere Rock endlich vorne von oben bis unten aufgeschnitten und in ein offenes, anzuziehendes Kleidungsstück verwandelt worden. In dieser Form erscheint er im fünfzehnten Jahrhundert ganz kurz, aber auch, da man zugleich das Extrem haben muß, ganz lang und weit. So trugen ihn nicht bloß die Herren vom französischen, englischen und burgundischen Hofe (Abb. 161, 162, 168); sondern als „Schaube“, wie ich schon erwähnt habe, alles was in Deutschland auf Ehrsamkeit, Rang, Würde und Anständigkeit Anspruch erhob, vielgestaltig zwar, aber doch in einer erkennbaren Grundform, in welcher er den directen Vorgänger unserer Gehröcke und Paletots bildet. Aber selbst bei diesen Standes- und Würdepersonen hatte er oftmals entsetzlich viel Eitelkeit und Stutzerthum zu verdecken, denn so ehrbar und anständig er selber aussah, so gedekthast und unehrbar war die Kleidung geworden, die unter ihm saß oder die sonst auch ohne ihn den Mann umspannte. So unehrbar sage ich, ein Spott ihrer selber, die sie trugen, eine Zielscheibe der Satiriker, eine Sorge der Stadtväter, ein Gegenstand der Sittenrichter und Sittenprediger. „Pfui, Schand der deutschen Nation!“ ruft Sebastian Brant in Entrüstung darüber aus.

Die Enge, welche bei der Beinbekleidung (Abb. 169, 172) so weit gediehen war, daß der Stutzer der Mitwirkung einiger Diener bedurfte, um in dieselbe hineinzukommen, sich gewissermaßen hineinschütteln zu lassen, die Enge hatte für den Oberkörper bereits zur Erfindung und Anwendung eines Schnürleibes geführt. Da der Schnürleib seine Wirkung that, konnte

man mit dem unteren Rock, der sich im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts bis zur Taille, also bis zu einer eigentlichen Jacke verkürzte, ein anderes Spiel beginnen. Auch als bloße Jacke schien er noch des Stoffes zuviel zu haben. Man verkürzte ihn nun von oben her, entblößte den Hals, den Nacken, die Schultern, und gelangte in der That und Wahrheit zu



169. Deutsche Trachten. 15. Jahrhundert, Ende. (Aus einem Kupferstich von Meyer.)

einer vollständigen Decolletirung männlicherseits (Abb. 170, 173, 176). Und das geschah keineswegs allein von der stutzerhaften Jugend. Es wurde in Deutschland, wenn auch nicht ausschließliche, doch so verbreitete Sitte, daß sich ihr weder das weltliche Haupt der Christenheit — Kaiser Max selber trug sich so — noch die weißgelockten Häupter ehrwürdiger Standespersonen entzogen; nur pflegten sie einen Theil wieder mit der Schube zu verdecken, wenn sie öffentlich erschienen, was die Stutzer vergebens und

absichtlich vergebens mit ihrem kurzen Mäntelchen versuchten (Abb. 170, 173, 176). Noch in den beiden ersten Jahrzehnten des sechszehnten Jahrhunderts sieht man die deutlichen Ueberreste, so daß es also nicht eine vorübergehende Mode war, die heute kommt und morgen verschwindet.

Ja man that noch mehr. Es schien auch so noch des Stoffes zuviel.

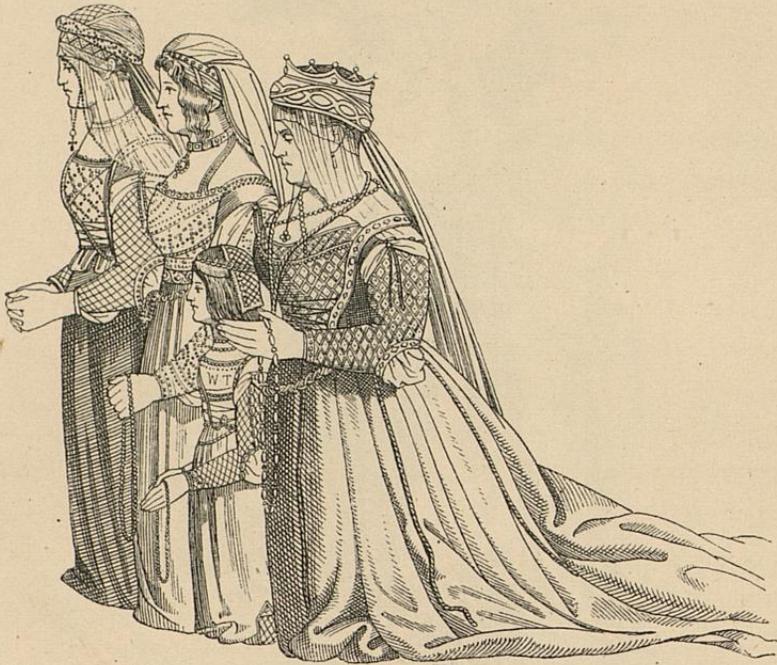


170. Deutsch-niederländische Trachten am Ende des 15. Jahrhunderts.
(Nach einem Stich von Fraael van Mecken.)

Man verkürzte daher die Ärmel bis zum Ellbogen, so daß die jungen Herren wie mit bloßen Schultern, so auch mit bloßen Unterarmen gingen (Abb. 173). Zuweilen ließ man auch die Ärmel ganz weg bis zu den Schultern und schnitt die Jacke auf Brust und Rücken bis gegen den Gürtel aus, so daß nur ein Ueberrest von gewebtem Stoffe zurückblieb, der mit Schnüren zusammengehalten wurde. Durch diesen Umstand trat mit einem anderen Kleidungsstücke eine bedeutungsvolle Veränderung ein, deren Nach-

wirkung noch bis in unsere Tage dauert und gewiß viel länger noch anhalten wird.

Bis dahin nämlich hatte das Hemd nur eine sehr untergeordnete Rolle in der Toilette gespielt. Zwar war es für alle anständige Welt längst ein nothwendiges Stück gewesen, aber es hatte sich sehr selten sichtbar gemacht und, außer im Liebesleben des Ritters, höchstens mit seinen Ärmeln, die



171. Vornehme venetianische Frauentracht (die Königin von Cypern und ihre Damen). 15. Jahrhundert, Ende.
(Nach einem Bilde von Gentile Bellini.)

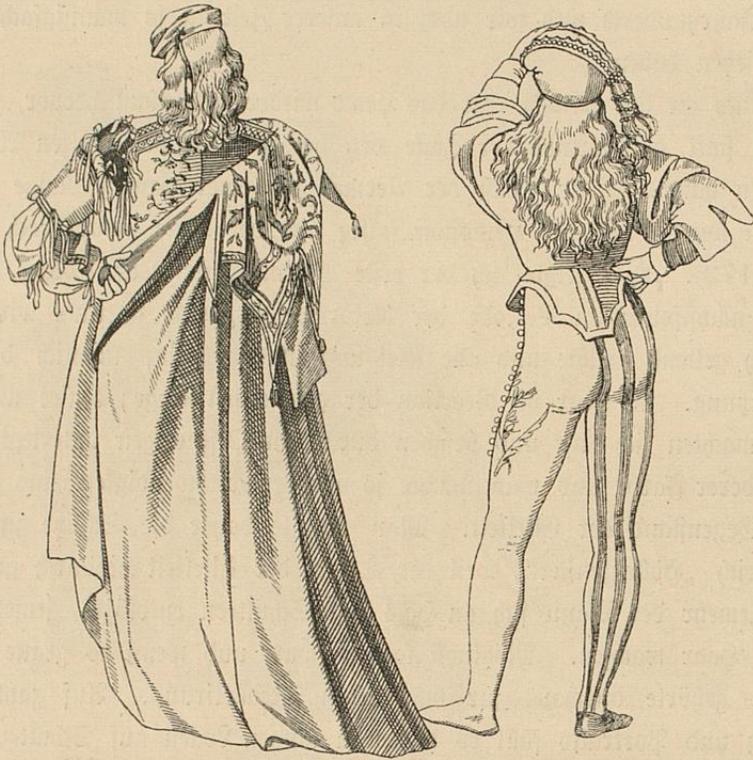
gewechselt wurden, in die Mode eingegriffen. Nun aber bei der Verkürzung und Verschneidung der männlichen Jacke — es geschah übrigens ganz dasselbe mit dem Kleide oder dem Nieder der Frau (Abb. 171) — wurde das Hemd insofern bedeutungsvoll, als es in die ausgeschnittene Lücke eintrat und sie ausfüllte. Das Hemd füllte sie aber nicht bloß aus, sondern nunmehr an einer Hauptstelle, grade auf Brust und Rücken sichtbar, wurde es auch in dieser neuen Bedeutung aufgefaßt und dem entsprechend behandelt. Zunächst nahm man den Stoff so fein wie möglich, und es war schon damals Holland, welches die feinste Hemdenleinwand lieferte;

dann legte man es künstlich in zierliche Falten, und weiter versah man es mit allerlei gesticktem Zierrat. Vorzüglich war es Goldstickerei, auch mit allerlei Inschrift oder bedeutungsvollen Buchstaben und Zeichen, welche auf der Brust, den Rand der Decolletirung entlang, einen breiten Saum bildete (Abb. 171). Dieser Saum rückte später zum Halse in die Höhe und wurde Vorgänger und Ursprung aller Arten von Kragen und Krausen, welche die letzten Jahrhunderte und wir noch in unserer Zeit in so mannigfacher Gestalt gesehen haben.

Auch an den Armen trat das Hemd wieder bedeutfam hervor, sei es, daß es statt der Ärmel der Jacke den halben oder den ganzen Arm zu verhüllen hatte, sei es, daß der Ärmel in seiner ganzen Länge aufgeschnitten wurde und der Hemdstoff faltig aus der Lücke hervorbrach (Abb. 171—173). Hier zeigte sich der erste Beginn einer neuen Mode, welche in der nächstfolgenden Periode der Reformationszeit so überaus wirkungsvoll sich geltend machte und alle Kleidung überwucherte, nämlich die der Aufschlizung. Es war die Reaction der gesammten Enge; Kniee und Ellbogen machten sich Luft und brachen durch, die Oeffnungen unterlegte man mit anderer Farbe und man machte so aus der Nothwendigkeit eine Zierde, einen Gegenstand der Eitelkeit. Man nannte daher die Schlitze zuerst in Frankreich „Höllfenster“, weil der Teufel der Eitelkeit hindurch gucke.

Jemehr der Mann sich an Hals und Schultern entblößte, jemehr ließ er sein Haar wachsen. Möglichst langes Haar, und wenn es graue Locken waren, gehörte durchaus zur männlichen Decolletirung. Auf zahlreichen Bildern und Portraits fällt es daher in langen Locken auf Schultern und Rücken herab. Es sei z. B. erinnert an die Portraits des Kaisers Maximilian aus seiner früheren Zeit oder an das wohlbekannte Jugendportrait Dürers in der Münchner Gallerie. Man wendete die äußerste Sorgfalt und Pflege an das Haar (Abb. 172, 173, 175, 176), trug es in schön geschweiften Locken oder in dichtem Gefräusel, das oft auch die Stirne umgiebt. Kein Mittel war den Herren von damals unbekannt; sie begossen das Haar mit Rosenwasser und salbten es mit Balsam; Oele, Pomade, Färbemittel, Brenneisen, falsche Haare, alles wurde angewendet. „Sie schmieren sich mit Affenschmalz,“ sagt Sebastian Brant im Narrenschiff, „sie puffen das Haar mit Schwefel und Harz und steifen es in feste Formen durch eingeschlagenes

Eiweiß; sie strecken den Kopf zum Fenster hinaus, um es an der Sonne zu bleichen.“ Das heißt, sie sind bemüht ihr dunkles Haar in ein blondes zu verwandeln, ein Verfahren, das im sechszehnten Jahrhundert von den Frauen, zumal von den Venetianerinnen, mit mehr Talent und Erfolg angewendet wurde. Auf diesen schönen Locken wurden wiederum Goldreife,



172. Junge Venetianer Herren. 15. Jahrhundert, 2. Hälfte. (Nach Carpaccio.)

bunte Bänder, Kränze, hoch aufstehende Federn und mancherlei anderer Schmuck getragen, wie er schon früher im Gebrauch gewesen. War eine Bedeckung nöthig, so fehlte es nicht an den wundersamsten und grotesksten Formen von Hüten, Hauben und Mützen, deren eben nur gedacht sei.

Dagegen ist noch etwas ausführlicher von einer anderen seltsamen Mode des fünfzehnten Jahrhunderts zu reden, welche der Fußbekleidung angehört, den Schnabelschuhen nämlich (Abb. 173—175). An Wunderlichkeit bilden sie das Seitenstück zu den Schellen, hatten aber längere



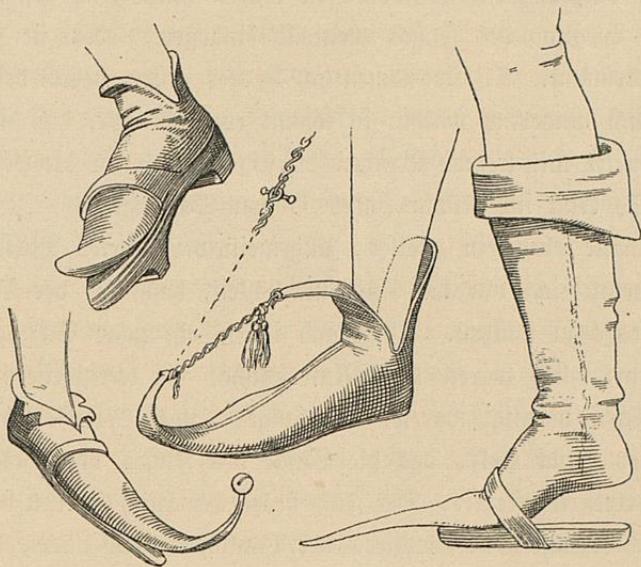
173. Deutsche Modetracht, 15. Jahrhundert, 2. Hälfte, mit Schnabelschuhen, enger Beinbekleidung, entblößten Armen, Aufschüttung u. s. w. (Nach einem Kupferstich.)

Dauer, sowohl was den Anfang wie ihr Ende betrifft. Auch sie hatten nur ihre Blüthezeit in dieser Periode. Ab und zu werden sie durch das ganze Mittelalter hindurch erwähnt. Die frühere Betrachtung der Costümgeschichte pflegte alle solche Erscheinungen der Mode anekdotisch an eine bestimmte Persönlichkeit oder irgend ein Ereigniß anzuknüpfen, und so wird denn auch erzählt, daß ein Graf Fulco von Anjou sie (etwa um 1087) seiner kranken und mißgestalteten Füße wegen erfunden habe. An sich unglaublich, fällt diese Geschichte umsomehr dahin, als die gespitzten Schuhe schon früher existirten. Im elften und zwölften Jahrhundert sind sie in England ziemlich allgemein. Damals eiferten die Geistlichen wider diese Mode als eine Sünde und Kezerei; dann aber wurde sie ihnen selbst wiederholt und zum ersten Male schon im Jahre 1212 durch Concilbeschlüsse verboten. Die Bilder dieser frühen Zeit geben aber noch sehr wenig davon zu erkennen, außer etwa einer gespitzten, hier und da etwas auffällig verlängerten Form der Schuhe.

Die eigentliche Periode der Schnabelschuhe begann erst mit dem vierzehnten Jahrhundert. Diesmal gingen die Franzosen voran, während wir die Schellen als eine ganz vorzugsweise deutsche Mode haben kennen lernen. Schon unter Philipp IV., der bis 1314 regierte, unterschied die Länge der Schnabelschuhe den Stand. Die Damen und die großen Barone trugen sie in einer Länge von zwei Fuß, die Reichen von einem Fuß, die gewöhnlichen Leute nur von einem halben. Um die Mitte des Jahrhunderts wurden sie allgemein. In England nannte man sie damals crackowes (vielleicht von der Stadt Krakau?), in Frankreich poulaines, d. i. Schiffsschnäbel. Die Gesetze suchten ihre Länge zu beschränken oder sie ganz zu verbieten, selbst die Schuhmacher, die sie fabrizirten, zu bestrafen. Wie immer, so sind auch diesmal die Bemühungen umsonst. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts werden sie nur noch den niederen Classen, dem arbeitenden und dienenden Stand unterjagt. Schon um 1372 klagt Hagecks böhmische Chronik, daß nicht einmal der Zorn des Himmels mehr Eindruck gemacht habe. In diesem Jahre nämlich, so erzählt sie, lag ein Gewitter über dem Städtlein Trebnitz und dem Schloß Roschtalow, und der Donner schlug in das Schloß und schlug dem Burggrafen Abrecht von Slawietin und seinem Weibe beiden die Spizen von den Schuhen

hinweg, ohne daß den Füßen ein Schade geschah. „Solches war desselben Tages an anderen Orten mehr geschehen, nichtsdestoweniger ward aber die verdrießliche Hoffart nicht abgelegt, sondern ein jeglicher trug sein Haupt empor und thät in seinem kurzen Röcklein und langspitzigen Schuhen als wie ein Storch einhertreten.“

Für den Adel erschienen die Schnäbel so nothwendig, daß sie auch auf die Kriegstracht übergingen. So lange sie nicht von Eisen waren,



174. Verschiedene Formen der Schnabelschuhe, nebst Unterschuhen. 15. Jahrhundert, 1. Hälfte.

wußten sich die Ritter alsdann ihrer zu Zeiten zu entledigen. So machten es die österreichischen Herren bei Sempach (1386), da sie mit den Schweizer Bauern zu Fuß kämpfen wollten: sie hieben die Schnäbel von den Schuhen; „man hätte gefüllt einen Wagen“, heißt es im Sempachlied des Halbfuters. So geschah es in demselben Jahre nach der Belagerung von Kassel, daß die Hessen „etliche Wagen voll der spitzigen Schnäbel, so die Kriegsteute des Sturmes halber abgeschnitten hatten“, in die Stadt fuhren. Als im fünfzehnten Jahrhundert die ritterliche Rüstung die Gestalt des Krebses, des vollständig geschlossenen Eisenpanzers, erhielt, ging die Schnabelform

auch auf den Fußgänger über, wie das noch an einigen Beispielen in der Ambraszer Sammlung zu sehen ist.

Wir sehen, die Unbequemlichkeit ist kein Hinderniß für die Mode, selbst im Kriege. Sie hinderte daher auch nicht die abenteuerlichsten Formen (Abb. 174, 175). Anfänglich verlängerte man die gewöhnlichen Schuhe oder an ihrer Stelle die mit Sohlen unterlegten Füzlinge der Beinbekleidung und stopfte sie aus. In dieser Gestalt, die Länge des Fußes zweifach, dreifach und mehr überragend, waren sie entweder so schlaff, daß sie beim Gehen umherschlenkerten, oder sie waren hinlänglich gestieft, daß sie sich bei der Biegung des Fußes ebenfalls einbogen, oder sie standen fest aufwärts gekrümmt. Da sie namentlich in der ersten Gestalt den Gehenden außerordentlich hinderlich waren, so kommt es wohl vor, daß sie am Knie oder am Gürtel mit kleinen Kettchen befestigt und so in die Höhe gehalten wurden. So trug sich König Jakob I. von Schottland.

Man hatte aber ein zweites, allgemein verbreitetes Mittel, um die Schnäbel, wenn nicht vor der Unbequemlichkeit, doch vor der Beschmutzung auf der Straße zu schützen. Man gab ihnen ein paar Schuhe noch darunter. Ursprünglich waren diese Unterschuhe, die kreuzweise mit Riemen über dem Fuße befestigt waren, ein langes, nach der Form des Fußes zugeschnittenes Stück Holz, das die Länge des Fußes oder des Schnabels noch zu übertreffen pflegte. Der Fuß steckte beweglich in den Riemen und jeder Schritt erzeugte das Klappern der Pantoffeln, ein Lärm, der in Verbindung mit dem Geläut der Schellen höchst vornehm stand. Um noch sicherer in dem Koth der ungepflasterten Straßen sich zu bewegen, fügte man den Unterschuhen zwei zollhohe Klöße unter Ferse und Ballen an, so daß ihre Spitzen und darüber die gekrümmten Schnäbel in die Luft hinausragten. Natürlich bemächtigte sich auch die Verzierungskunst dieser schönen Mode. Man hielt die Schnäbel in den bunten Farben der Beinbekleidung, auch wechselnd den einen von dieser, den anderen von jener Farbe. Die Schuhe waren von feinem Leder, Sammet, Seide, Goldstoff, bestickt, mit Perlen, an der Spitze auch wohl mit einer Schelle besetzt, und in England nicht selten in der Zeichnung des gothischen Maßwerks durchbrochen. Die Unterschuhe, die man auch mit kunstgerechter Schusterarbeit aus Leder bildete, erhielten eingepreßte Verzierungen und wurden mit Metall beschlagen.

Daß solche Tracht nicht bloß eine Extravaganz der Stuzer war, lehrt schon das angeführte Beispiel des schottischen Königs. Es giebt auch andere Beweise dafür. So z. B. giebt es ein gleichzeitiges Bild von jenem bedeutungsvollen politischen Act, als der Burggraf Friedrich von Nürnberg von Kaiser Sigmund die Belehnung mit der Mark Brandenburg erhielt. Der Kaiser sitzt auf dem Throne, zu welchem hohe Stufen hinaufführen. Der Burggraf schreitet sie hinan, angethan mit rothem Goldstoff, die Arme stolz gekreuzt, mit vergoldeten Unterschuhen, an denen die Rittersporen sitzen und deren Schnäbel die Länge des Fußes um das Doppelte übertreffen. Der Gang ist sicherlich beschwerlich, aber er war erfolgreich.

Schnabelschuhe und spitze Unterschuhe gelten so wenig als ein Vorrecht der Eitelkeit, daß sie von den Künstlern selbst den heiligsten Personen beigelegt werden, als ob sie ein Zeichen der Würde und der Bornehmheit seien. Auf einem französisch-burgundischen Teppiche, auf welchem die Krönung Mariens dargestellt ist, tragen alle drei, Gott, Christus und Maria, die Unterschuhe. Die niederländischen Meister des fünfzehnten Jahrhunderts geben Unterschuhe oder wenigstens gespitzte Schuhe von größter Schönheit der Arbeit ihren heiligen Frauen mit großer Regelmäßigkeit. Selbst der heilige Joseph trägt an dem Ehrentage seiner Vermählung die hölzernen Unterschuhe.

Während die Mode der Schellen schon gleich nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verschwindet, stehen die Schnabelschuhe noch bis gegen das Jahr 1480 in voller Blüthe. Erst dann lassen sie nach, doch nicht auf einmal; man findet sie auf Bildern oder sonst in gelegentlicher Erwähnung noch bis zum Anfang des neuen Jahrhunderts. Alsdann sind sie völlig in ihr Gegentheil umgeschlagen: anstatt lang und spitz, sind die Schuhe vorne an den Zehen breit, handbreit. In dieser neuen, dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, der ersten Zeit der Reformation angehörenden Form werden sie gewöhnlich mit dem Rosenamen der „Kuhmäuler“ oder „Entenschnäbel“ bezeichnet.

Bis dieses Ereigniß der Reformation, das eine große Umwandlung in den Moden und Trachtenformen hervorrufen sollte, eintrat, bis dahin gab es noch viel andere Eitelkeit am menschlichen Körper und seiner Kleidung (Abb. 175). Schmuck z. B. wurde in Gestalt von Ringen, die auch am Daumen und an den Vordergliedern der Finger saßen, von Ketten

um Hals und Brust, von Nadeln und Brochen und Anhängseln aller Art massenhaft getragen, fast wie in den Zeiten Karls des Großen. Ebenso genügte zur Kleidung nicht der gewebte Goldstoff, sie wurde noch besonders mit Gold und Silber bestickt. Und in diesem, sowie in mancherlei anderem Zierrat und desgleichen in der Wahl und Zusammenstellung der Farben



175. Stuhltracht mit Schnabelschuhen, Schellen u. s. w. 15. Jahrhundert, 2. Hälfte.

zeigten die Herren einen raffinierten Geschmack oder Ungeschmack, welcher der Wichtigkeit gleichkam, mit der sie diese Dinge behandelten und ausflügelten (Abb. 172, 175, 176).

Einer der damaligen „Löwen“ von Frankfurt, Bernhard Rhorbach, hat derartige Aufzeichnungen gemacht. Darin erzählt er: Anno 1464 auf Montag nach Corporis Christi hat Henne Gemmerer Hochzeit, und hatten wir drei, Er, Hert Stralberg und ich Bernhard Rhorbach uns gleich gekleidt, hatten kurze graue Mäntelchen mit gestickten Schlossen auf den Achseln,

war ein jeglich ein Wickenast; kosten die drei Schloß an Silber und zu sticken 24 Gulden.“ Ein ander Mal ließ er einen silbernen Berg auf seinen Kermel sticken, der 11½ Mark wog. Die Gegenstände der Stickerei bestanden gewöhnlich aus Laub, Nestern und Bäumen, Blumen und Flammen, auch Figuren und Landschaften mit allerlei Sinnsprüchen und Afro-



176. Stuzertracht, farbig wechselnd, mit Liebesnoten. 15. Jahrhundert, 2. Hälfte.

stichen. So hatte derselbe Bernhard Rhorbach einmal auf das rechte Bein seiner Hose einen silbernen Scorpion sticken lassen mit vier M herum, und desgleichen auf seine Mütze mit vier U. Diese Buchstaben stellten die Anfangsbuchstaben dar und bedeuteten: Mich Mühet Mannich Mal Unglück, Untreu Und Unfall. Nicht minder bizarr ausgeklügelt ist die Farbe. Einmal kleidet sich unser Frankfurter Dandy mit seinen Genossen von der Spitze des Kopfes bis zur Spitze des Fußes ganz in Weiß, dann wieder in einen und denselben changirenden Stoff, der in verschiedenen Farben

schillerte; dann wiederum im Gegensatz so bizarr und bunt wie möglich. Z. B. lassen sie die eine Hälfte von Kopf zu Fuß einfarbig und setzen die andere regenbogenartig bunt aus kleinen Stücken, Streifen, Quadraten, Dreiecken und anderen Figuren zusammen. Sie vertheilen die Farben über Kreuz, in der Diagonale, schachbrettartig, kurzum so willkürlich und narrenhaft wie nur möglich, als ob der menschliche Körper ein beliebiges gleichgültiges Feld für ein Spiel kindischer, bizarrer Laune wäre. —

Es war Zeit, daß über diese verschrobene, gefekthafte Welt, die Zuständen wie vor einer Sündflut ähnlich sieht, ein anderer Geist kommt. Er kommt auch mit dem neuen Jahrhundert. Mit der kirchlichen Reformation und all den anderen umwälzenden Ideen, die sie auf allen Gebieten der Cultur mit sich führte, geht es wie ein Sturmwind durch die Lande. In dem Ernste der neuen Zeit, im Kampf und Drang fliegt all die nichtige bunte Eitelkeit von dannen. Um das Jahr 1520 sind alle Köpfe, männliche wie weibliche, die so eben noch Hunderte von Formen trugen, unter einen Hut oder vielmehr unter eine Haube gebracht, denn die neue Form ist das Barett. Man trägt eine Form der Schuhe, eine Form des Wammfes, eine Form des Rockes. Freilich ruht die menschliche Eitelkeit nicht und sie beginnt sofort mit den neuen Formen ein neues Spiel. Doch das führt uns schon in die moderne Zeit hinüber.

5. Kapitel.

Die Kriegstracht im Mittelalter.

Wie das Costüm des Mittelalters, von römischen Grundformen ausgehend, einen völlig andern Weg einschlug und einen völlig andern Charakter annahm als derjenige der antiken Kleidung war, so trat auch die mittelalterliche Kriegstracht in den vollständigsten Gegensatz zu derjenigen der Griechen und der Römer — die Kriegstracht und die Krieger zugleich.

Die Stärke des griechischen und ganz insbesondere des römischen Heeres hatte auf dem Fußvolk beruht, auf seiner Disciplin, auf seiner Gliederung und seiner wohlberechneten Taktik, nicht auf der Kraft des Mannes im Einzelkampfe. Wohl hatte man den Soldaten durch metallne Platten zu schützen gesucht, aber nicht in dem Maße, daß die Beweglichkeit der Arme und der Schenkel gehindert wäre. Anders nun im Mittelalter, seitdem die Geschichte von den classischen Völkern zu den nordischen Barbaren überging. Diese waren wenigstens in ihrem edleren und kriegerischen Theile als Reiter gekommen; als Reiter, mit der Wucht der Masse angreifend, und dann im Einzelkampfe führten sie ihre Schlachten. Sie blieben Reiter das ganze Mittelalter hindurch und kämpften und siegten mit der Kraft ihres Armes, nicht mit geschlossener Linie oder der Schnelligkeit ihrer Marschbewegungen. So in alter Zeit, so in der Epoche des blühendsten Ritterthums, so noch am Ausgange des Mittelalters, bis wiederum nach anderthalb Jahrtausenden der Fußgänger zu Ehren kam.

Die Kriegskunst, das Denken und Sinnen, der Fortschritt auf militärischem Gebiete ging also wesentlich dahin, den Mann zum Einzelkämpfe auszurüsten, ja, in engerer Begränzung noch, in solchem Einzelkämpfe gegen jede Angriffswaffe sicher zu stellen. Fast ungeschützt treten die nordischen Völker auf die römischen Schlachtfelder, und fast unverwundbar steht der Ritter am Ende des Mittelalters, so in gestähltes Eisen gehüllt, daß Degen und Lanzenspitze nirgends eine Stelle finden, wo sie eindringen könnten. Aber zugleich ist er so schwerfällig, so unbeweglich geworden, daß er dem ungeschützten, aber leicht beweglichen Fußgänger, dem Schweizer und dem Landsknecht, nicht mehr gewachsen ist. Dazu ist denn endlich auch die Feuerwaffe auf dem Kampfplatz erschienen und macht die stärkste Rüstung zu bloßer Täuschung.

Wohl hatte der Germane vielfache Gelegenheit gehabt von den Römern in Waffen und Rüstung zu lernen. Mancher Helm, mancher Brustpanzer war ihm zur Beute geworden, und als Legionär und Reiter im Hilfs-corps trug er sie rechtmäßig im römischen Solde. So hatte er denn auch manches Stück behalten, als das römische Reich unterging, oder manches nach römischer Art machen lassen, so gut seine Handwerksgeschicklichkeit es ihm erlaubte. So berichten denn auch die schriftlichen Quellen von Rüstungsstücken der karolingischen Franken, und als Karl der Große zum lombardischen Kriege auszog, schildert ihn ein allerdings etwas späterer Schriftsteller wie gänzlich in Eisen gehüllt, mit eisernem Helm und Brustharnisch, Arme und Beine mit eisernen Schienen bedeckt. Vergleicht man die älteren Bilder in den Miniaturwerken aus der Zeit Karls des Kahlen (Abb. 177, 178), so mag man in dem, was man an Rüstungsstücken sieht, allerdings antike, römische Reminiscenzen erblicken, so im Helm und Helmschmuck, so im anliegenden Brustpanzer und dem Gehänge von metallbeschlagenen Riemen, welche den Unterleib zu schützen haben. Der Helm erscheint in doppelter Gestalt, entweder aus Blechplatten zusammengeschlagen, die unten aus Unvollkommenheit des Waffenschmiedes viereckige Gestalt haben, oder in Form einer runden, mit Eisenbändern beschlagenen Lederhaube. Beide finden ihr Vorbild bei dem römischen Soldaten.

Aber sehr bald verschwinden diese antiken Reminiscenzen von den Kriegsheuten des Nordens. Der Ritter knüpft mit der Geschichte seiner

Rüstung nicht an den römischen Ritter oder den gerüsteten Schwerebewaffneten der Legionen an, sondern es ist, als ob heimische, ursprünglich eigene Traditionen wieder in Brauch kommen und nun von ihnen, zugleich mit wachsender handwerklicher Geschicklichkeit, die Entwicklung vor sich geht.



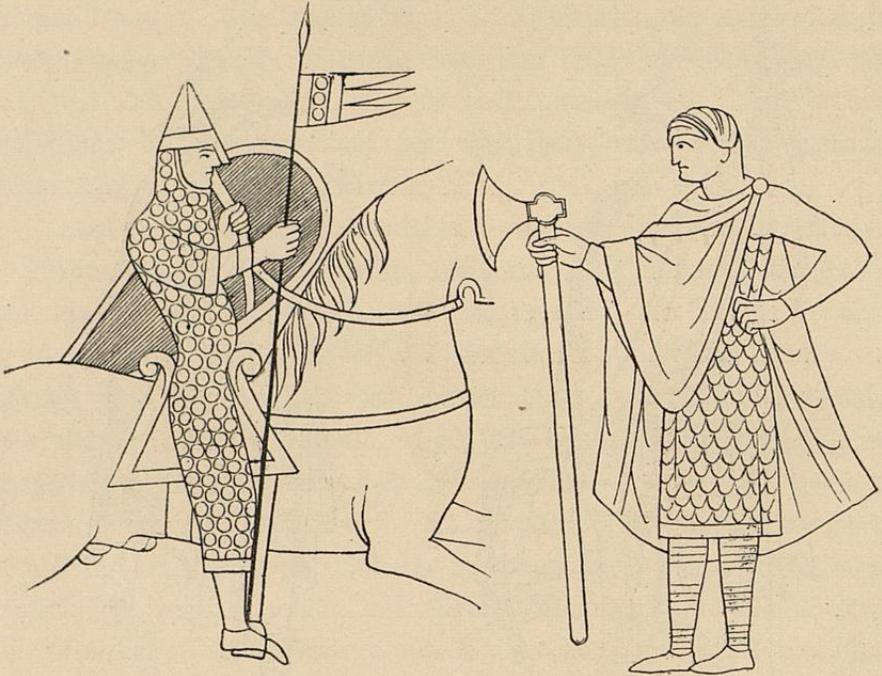
177. Fränkischer Krieger, Schildträger Kaiser Karls des Kahlen. 9. Jahrhundert. (Miniature in Paris.)



178. Fränkischer Krieger, Schwertträger Kaiser Karls des Kahlen. 9. Jahrhundert. (Miniature in Paris.)

In dieser Entwicklung der ritterlichen Rüstung kann man vier Perioden unterscheiden: 1. die Periode der alten Traditionen, des Schuppen- und Ringpanzers; 2. die Herrschaft des eigentlichen geflochtenen Kettenpanzers, welche vom Beginn der Kreuzzüge an mit der Blüthezeit des Ritterthums zusammenfällt; dann 3. die Periode der Verbindung des Kettenhemdes mit einzelnen Panzerstücken, eine Zeit des Uebergangs, das vierzehnte Jahrhundert umfassend, und endlich im fünfzehnten Jahrhundert die 4. Periode,

die Herrschaft des „Krebses“, des vollen, geschlossenen und gegliederten Eisenpanzers. Es ist eine Entwicklung, die sich Stück um Stück verfolgen und nachweisen läßt. Ihre Veränderungen gehen entweder aus Rücksicht auf den besseren Schutz gegen verbesserte Angriffswaffen hervor, oder auch lediglich aus dem Einfluß der Moden im bürgerlichen Costüm, welcher nicht selten zu merkwürdigen Erscheinungen führt.

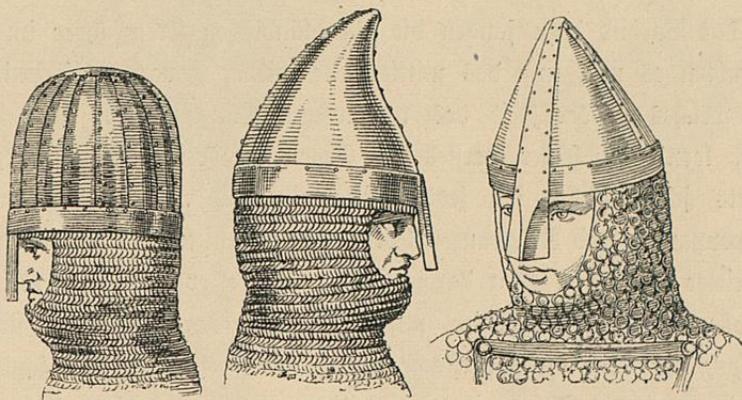


179. Normannische Krieger mit Schuppen- und Ringpanzer. Mitte des 11. Jahrhunderts.
Vom Zuge Wilhelms des Eroberers. (Stiderei von Bayeux.)

In jener ersten Periode, die zum Beginn der Kreuzzüge, also etwa bis zum Jahre 1100 oder wenig darüber hinaus zu rechnen ist, erscheinen Schuppen- und Ringpanzer (Abb. 179) gleichzeitig und gleichbedeutend neben einander bei Deutschen, Franken, oder nunmehr Franzosen, und Normannen. Die Schuppen von Eisen, unten rundlich oder viereckig, sind auf einen Rock von Leder oder gewebtem Stoffe aufgenäht, so über einander greifend wie die Ziegel auf einem Dache, daß die metallne Oberfläche keine Unterbrechungen bietet. Nicht so ist es mit den Ringen. Neben einander

auf die gleiche Unterlage genäht — so zeigen es wenigstens die Bilder — gewähren sie gegen eine spitze Waffe wenig Sicherheit. Dieser Ring- oder Schuppenpanzer ist gewöhnlich als weiter Ärmelrock zugeschnitten und reicht als solcher bis zu den Knien herab; bei den Normannen aber erscheint er als ein Anzug, welcher die obere Hälfte der Beine mitbedeckt (Abb. 179). Von den Schultern zieht er sich auch über den Kopf hinüber und sichert wie Hals und Nacken, so auch jenen, den Kopf, wenn anders nicht derselbe noch durch einen besonderen Helm geschützt ist.

Der Helm — von Nebenformen abgesehen — hat wiederum zweifache Gestalt (Abb. 180), entweder die einer halbkugelförmigen Schale, welche,



180. Helme mit Nasal. 11–12. Jahrhundert.

umgekehrt, den Schädel einfach anschließend bedeckt, oder die Form eines Kegels, und das ist die vornehmere Tracht. Dieser Spitzhelm (Abb. 179, 180), wie ihn vorzugsweise die normannischen Krieger Wilhelms des Eroberers auf der Stickerei von Bayeux tragen, ist nichts anderes als der altgermanische Spitzhut, der sich mit Eisenbeschlag und Eisenblech in den Helm verwandelt hat. Die Reifen und Bügel, welche zu seiner Verstärkung hinzugefügt sind, lassen noch erkennen, daß ehemals Leder oder Filz seinen Stoff bildeten. Zwar den Schädel deckend, gewährt er doch nicht allzuvielen Schutz, zumal dem Gesichte. Er erhielt daher gewöhnlich noch eine Nasenstange, das Nasal, und hier und da auch noch eine Platte für den Nacken. Dieser Helm war höchst unvollkommen, aber er bildete doch den Ausgang für die reiche Gestaltung des ritterlichen Helmes.

Die größte Veränderung, welche die zweite Periode brachte, bestand in dem wirklichen, geflochtenen Kettenpanzer oder Kettenhemde. Man hatte zwar schon versucht gehabt die Ringe in Ketten zu schließen und die Ketten neben einander aufzunähen, aber es war immer nur das alte System geblieben, welches der ledernen oder gewebten Unterlage bedurfte hatte. Nun aber wurden die feineren Eisenringe so in einander geflochten, geschmiedet und genietet, daß sie nicht eine fortlaufende Kette, sondern ein zusammenhängendes Maschengewebe, ein dichtes Netz bildeten, das in sich selbst seinen Halt hatte und die Verbindung auf und mit einer Unterlage überflüssig machte. Biegsamkeit wie Sicherheit waren auf diese Weise bedeutend gewachsen.

Das Vorbild dazu fanden die abendländischen Kreuzfahrer im Orient; sie brachten es mit, und das mittlerweile wieder gewachsene Schmiedehandwerk, welches in der Zeit des romanischen Kunststiles so schöne Arbeiten leistete, lernte es selber herstellen. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts schon hüllte sich jeder Ritter in das neue Kettenhemd, und Schuppenpanzer und Ringpanzer lebten nur vereinzelt als Traditionen fort. Der Ritter hüllte sich ganz darein (Abb. 181): er trug das Kettenhemd herabfallend bis auf die Kniee, mit geschlossenen Ärmeln, welche sich häufig handschuhartig über die Oberfläche der Hände fortsetzten. Er schüßte auch die Beine und die Füße mit dem gleichen eisernen Gewebe, welches hinten zusammengeschnürt wurde: Er zog es in Form eines Capuchons, einer Kugel oder Kapuze, über Schultern, Nacken, Hals und Kopf, daß nur das Gesicht allein frei blieb. Dieses hatte der Helm zu schützen.

Spizhelm mit Nasal sowie die runde Eisenkappe gingen noch mit in das zwölfte Jahrhundert hinüber und zeigen sich in ihrer alten Form verbunden mit der Kettenrüstung (Abb. 181). Aber bald, noch im Laufe des Jahrhunderts, erhielt die Eisenkappe eine hohe, ebenfalls oben halbkugelig abgerundete Form, wie sie z. B. auf den Bildern der Herrad von Landsberg erscheint, und statt des Spizhelms wurde in der Schlacht der „Tophelm“ (Abb. 182) auf das eiserne Capuchon gesetzt, ein Cylinder, der oben freisrund abgeplattet war und ein paar Schlitze vor den Augen hatte. Er hatte nur den Vortheil, daß er den ganzen Kopf bedeckte, mit seiner Rundung die Lanzenstöße abgleiten ließ und oben mit seiner scharfen

Kante den Schwert- und Artzthieben größeren Widerstand bot. Sonst war er sehr unbequem, da er sich schlecht anschoß, locker saß und wenig Umsicht und Bewegung gestattete. Diesen Uebeln abzuhelpfen, änderte man zwar ein wenig seine Form, verengte ihn nach unten und wölbte die obere Platte



181. Volle Kettenrüstung. 12. Jahrhundert.
(Miniature in Düsseldorf.)

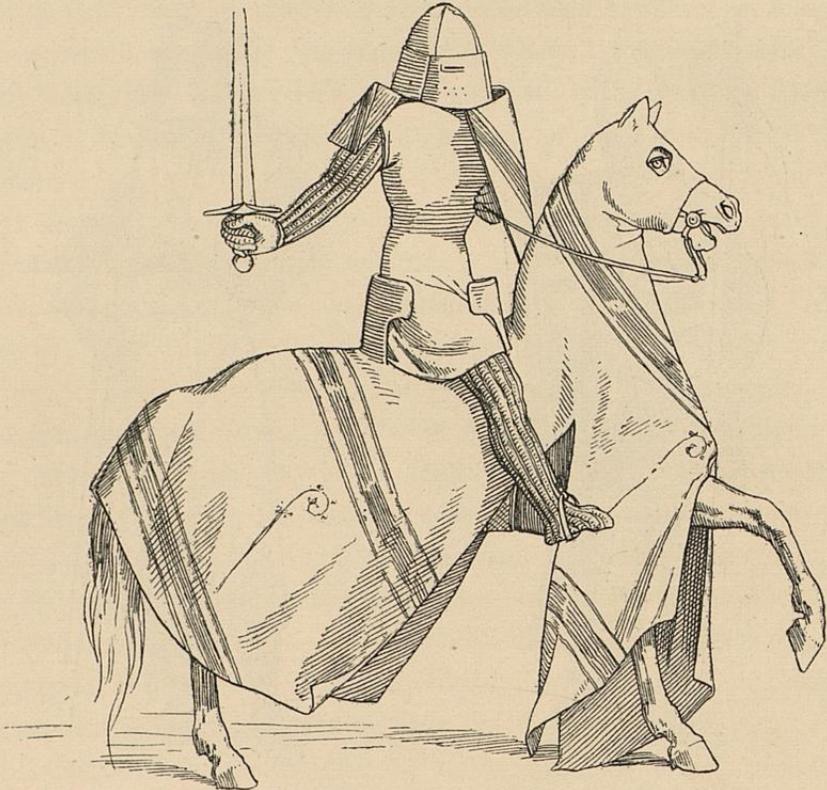


182. Ritter mit Topfbhelme und Kettenpanzer.
12. Jahrhundert.

nach der Form des Kopfes. Doch ohne viel Erfolg. Dennoch hielt sich diese Form mit geringeren oder größeren Varianten bis tief in das dreizehnte Jahrhundert, ja bis zum Ende desselben und nahm allerlei Schmuck und Zierrat an, wie ihn jene blühende Zeit des Ritterthums, die Zeit des Minnefangs und des Minnedienstes, hervorrief.

Der Ritter von damals wollte nicht bloß sicher gerüstet sein, er wollte auch in seiner Rüstung eine glänzende Erscheinung bilden. So verzierte

er den großen, dreieckigen oder mandelförmigen, cylindrisch gewölbten Schild mit den Zeichen und Farben seines Wappens. Er gab denselben Schmuck, das Kleinod, sei es ein Pfauenschweif, sei es Greifen, Löwen, Büffelhörner oder was immer, als Helmzierde oben auf den Helm, den er in farbigen Stoff (mit seinen eigenen Farben) einzuhüllen begann. Er legte ferner über



183. Ritter zu Pferd in voller Ausrüstung. Anfang des 14. Jahrhunderts.

das Kettenhemd, unter welchem er, den Druck der eisernen Ringe zu vermeiden, ein Wamms von gleicher Länge trug, den sogenannten Waffen- oder vielmehr Wappenrock an, ein ärmellooses, weites Kleidungsstück, wenn möglich von kostbarem Stoff, das seine eigenen Farben und Zeichen oder die seines Lehnsherrn trug. Mit ähnlich verzierter Decke überzog er auch sein Streit- oder Turnierroß und befestigte ein buntes Fähnlein unter der Spitze seiner Lanze. Das zweischneidige, grade, mittellange Schwert mit Kreuz-

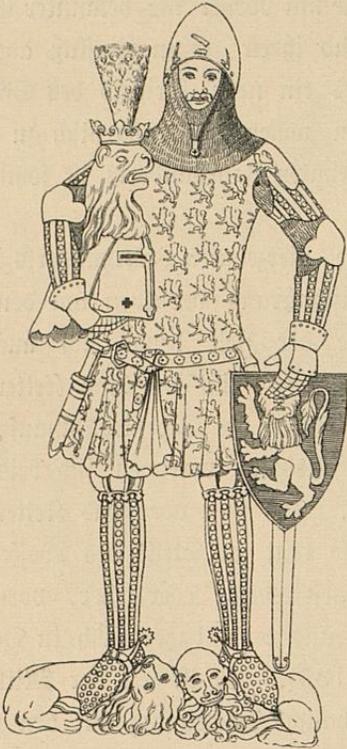
griff hing an geschmücktem, breitem Gürtel. So machte der vollgerüstete und voll ausgestattete Ritter des dreizehnten Jahrhunderts wohl eine seltsame, aber doch glänzende, farbenprächtige Erscheinung (Abb. 183).

In dieser Beziehung änderte das vierzehnte Jahrhundert nicht viel. Der Ritter bewahrte Glanz und Farbe, aber dennoch war es gerade diese Epoche, welche Form und Charakter völlig umbildete. Theils war es die Mode, die allgemeine Trachtenmode, welche mit vorher nie bekannter Gewalt und Schnelligkeit des Wechsels auftrat und ihren großen Einfluß auch auf die Rüstung geltend machte, theils war es ein neues Prinzip des Schutzes, das im fünfzehnten Jahrhundert mit dem vollen Plattenharnisch zu seiner Vollendung kam. Die Periode des vierzehnten Jahrhunderts ist somit eine Periode des Uebergangs.

Ein Hauptcharakterzug der Moden des vierzehnten Jahrhunderts ist die Verengung der Kleidung, die Zusammenschnürung derselben um den Leib bis zur äußersten Enge. Diesem Zuge der Zeit beugt sich auch die Rüstung, soweit es eben gehen will (Abb. 183—185). Das Kettenhemd wird erst kürzer und zieht sich von den Knien die Schenkel hinauf, und der Waffenrock folgt ihm darin nach. Alsdann verengen sich beide um Brust und Hüften und gewinnen Taille. Da nun aber das Kettenhemd mit der Spannung an Stärke verliert, so tritt an Stelle des Waffenrocks zu weiterem Schutz ein Koller von hartgefottem Leder, der, vorne geschnürt, sich engstens um die Lenden legt und wohl daher auch in Deutschland den Namen Lendner führt (Abb. 185). Er ist seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine sehr gewöhnliche Erscheinung auf den ritterlichen Grabsteinen.

Aber schon vorher hatte der Ringpanzer vielfach eine andere Verstärkung erhalten, deren Anfänge noch dem dreizehnten Jahrhundert angehören, nämlich Eisenplatten, welche die gefährdetsten Theile des Körpers zu schützen hatten. Sie traten nach und nach auf in völliger Vereinzelnung, so zuerst viereckige Platten, welche die Achseln gegen Hiebe zu decken hatten, dann Scheiben für die Ellbogen und die Achselhöhlen, Schienen für die Rückseiten der Ober- und Unterarme, Schienen für die Vorderseiten der Ober- und Unterschenkel, eiserne Handschuhe und Fußbekleidung (Abb. 184). Wie diese Rüstungsstücke allmählig und vereinzelt erschienen, so zeugten sie

von völliger Willkür, daher denn auch die geharnischten Männer des vierzehnten Jahrhunderts eine große Mannigfaltigkeit zeigen. Selbst in der Gestalt waren sie meistens ungeschickt, bis sie sich den Formen des Körpers nachbildeten, die Achselplatten sich gebogen um die Schultern legten, die Ellbogen- und Kniescheiben das ganze Glied umschlossen, die Schienen um



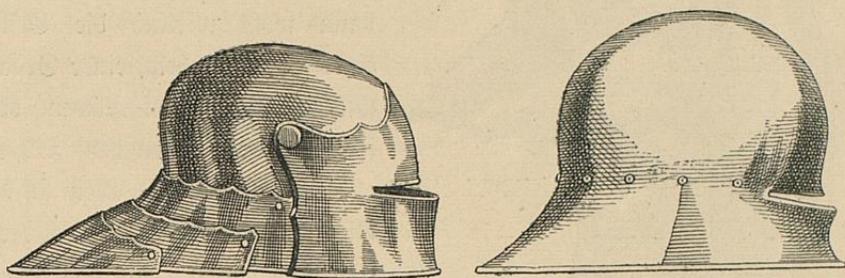
184. Rüstung mit Waffenrost, Mitte des 14. Jahrhunderts.
König Günther von Schwarzburg, † 1349.
(Grabmal in Frankfurt.)



185. Rüstung mit Leinwand, Mitte des 14. Jahrhunderts.
Ulrich von Lambögen, † 1369.
(Grabmal in Redarsteinach.)

Arme und Schenkel sich völlig herumlegten und so zu Röhren, zu „Racheln“ wurden. Immer aber waren es in dieser Epoche nur einzelne Theile, welche den Zweck hatten das Kettenhemd zu verstärken, aber nicht zu ersetzen. Doch zeigt sich schon der Beginn jener charakteristischen Eigenschaft, welche den Plattenharnisch des fünfzehnten Jahrhunderts erst ermöglichte, nämlich die Zusammenfügung der einzelnen Stücke aus verschiebbaren Gliedern nach dem System des Krebschwanzes.

Die verstärkte Rüstung erlaubte es den Schild kleiner zu machen, so daß er zu dieser Zeit, in dreieckiger Gestalt mit leicht gebogenen Spitzen, mehr als Zierde diente das Wappen des Ritters zu zeigen, denn zu wirklichem Schutze, zum Pariren von Lanze und Schwert (Abb. 183—185). Dagegen erhielt der Helm viel kunstvollere Ausbildung. Auch jetzt noch kommt der Eisenhut vor in hoher, spitzgewölbter Form mit dem Ketten-capuchon so an seinem Rande rings befestigt, daß es nicht mehr sich über den Kopf herüber zu ziehen brauchte. Es hatte also nur noch Hals und Nacken zu schützen und zuweilen auch das Gesicht, denn auf den Grabsteinen sieht man häufig vom Kinn einen Lappen herunter hängen, der dazu diente



186. Salade, zwei Formen, mit und ohne Bisier.

während der Schlacht über der Stirne am Helme befestigt zu werden. Er war also eine Art Ersatz des Nasals (Abb. 184, 185). Als dann in der zweiten Hälfte oder gegen den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts das Kettengeflecht sich vom Eisenhut lösete und überhaupt seine Bedeutung verlor, wurde dieser wieder frei und ging in die Form der „Salade“ über, deren Gebrauch vorzugsweise dem fünfzehnten Jahrhundert angehört (Abb. 186).

Hiezu hatte die weitere Ausbildung des eigentlichen Helmes mitgewirkt. Dieser hatte vom Topfhelm die längere und gewölbte Form angenommen, womit er den ganzen Kopf umschloß und wie auf den Schultern aufstand. Augenschlitze ermöglichten ihm das Sehen, und kleine Oeffnungen vor dem Munde erleichterten das Athmen. So ging er, reich geschmückt mit Helmdecke und mächtigem „Zimier“, dem Wappenschmuck, in das vierzehnte Jahrhundert hinüber: eine höchst unbequeme Tracht, die, sei es im Turnier oder in der Schlacht, auch nur in dem Moment des Gebrauchs

und der Gefahr angelegt wurde. Das Bedürfnis ihn bequemer, brauchbarer zu machen war dringend. Aus diesem Bedürfnis erhielt er zunächst ein bewegliches Visier, das, wenn aufgeschlagen, ihn leichter ertragen ließ. Die Veränderung war bedeutend genug, um auch einen neuen Namen entstehen zu lassen. Der neue Helm erhielt von den Franzosen den Namen *hacinet* und wurde als *Bassinet* allgemein in der christlichen Ritterschaft (Abb. 187, 189). Aber das Visier rief weitere Veränderungen hervor. Selber nahm es, nach dem Sinne der Zeit, phantastische Bildungen an:



187. Bassinet mit aufgeschlagenem Visier.
14. Jahrhundert.

es spitzte sich schnabelförmig zu, um den Stoß der Lanze leichter abgleiten zu lassen, und erhielt dann wohl wirklich die Gestalt eines Vogelschnabels, einer Gestalt, welcher Köpfe von Löwen oder Frazen von Menschen folgten, alles Bildungen, die allein in den Bizarrerien des Zeitgeschmacks ihren Ursprung hatten. Als das bewegliche Visier gefunden und allgemein geworden war, fügte man dem Helm einen Schluß von unten, ein Kinnstück, hinzu, welches den

unteren Theil des Gesichtes schützte. Damit hatte das Bassinet eine gewisse Vollendung erreicht. Es zeigte sich praktisch im Kriege, doch gefiel es weniger für das Turnier, welches den voll geschlossenen Topfhelm in der zweckmäßigeren, der bestimmten Uebung mehr angepaßten Form des „Stechhelms“ (Abb. 188) durch das fünfzehnte Jahrhundert weiter führte.

Die Ausbildung des Helms in die Form des Bassinets hatte noch eine andere Folge nach unten hin für den Schutz des Halses. Das Ketten-capuchon war gänzlich überflüssig geworden; die Kapuze entfiel, und es blieb nur ein Kettenkragen für Hals und Schultern übrig. Dieser konnte aber noch eine besondere Verstärkung erhalten, indem sich ein paar eiserne, verschiebbare Reife über das Kettengeslecht um den Hals legten.

Mit all diesen Veränderungen des vierzehnten Jahrhunderts, die nicht

auf einmal eintraten noch sofort allgemeiner Brauch wurden, bot die gerüstete Ritterchaft dieser Epoche sehr mannigfache und sehr abweichende Erscheinungen dar. Mit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts kam noch die Phantastik im Trachtenwesen hinzu, welche der Ritter so wenig im Kriege wie im Frieden, so wenig auf dem Tanzplatz wie in den Turnierschranken entbehren wollte. Schon legten sich an die Fußrüstung lange eiserne Spitzen in Nachahmung der Schnabelschuhe an, und der weite, auf die Hüften herabfallende Gürtel wurde mit Schellen versehen. Von den Schultern fielen lange Ärmel bis auf den Boden herab, oder es drangen aus allen Fugen der Rüstung von dem darunter getragenen Wamms die „Zatteln“ heraus, jene Zacken, in welche man damals gegen und um das Jahr 1400 alle Säume der Kleidung zu zer schneiden beliebte. Französische und englische Ritter legten selbst über die Rüstung noch lange, weite und faltige Röcke an, gleich wie sie die Pferde darin einhüllten, und gingen mit dieser äußerst unbequemen Tracht selbst in die Schlacht. Dem braven John Chandos, dem besten englischen Heerführer, kostete sie das Leben, als er einmal zum Fußkampf gezwungen war. Er strauchelte über sie und wurde getödtet (Abb. 189).



188. Stechhelm. 15. Jahrhundert.

Die Spuren davon finden sich noch im fünfzehnten Jahrhundert, so noch ein paar Jahrzehnte die Zatteln und dann das ganze Jahrhundert hindurch (bis sie in die breiten Formen übergehen) die eisernen Schnäbel an den Füßen, die dem Ritter den Fußkampf unmöglich machten, wenn es ihm nicht gelang sich ihrer rasch zu entledigen. Aber die neue Gestalt des Panzers, welche in dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts allgemein wurde, wollte sich mit der überflüssigen Pracht nicht länger vereinigen

lassen. So bizarr, so abenteuerlich narrenhaft die Costüme waren, so sehr der menschliche Geist mit der Erscheinung des äußeren Menschen beschäftigt schien, so ernst waren bereits die Zeiten grade für den Ritter geworden. Es waren ihm Gegner erstanden, deren er sich nur mit aller Macht erwehren konnte, um nicht schon damals, wie es später sein Loos war, ihnen

zu erliegen. Die englisch-französischen Kriege hatten dem Fußvolk wieder zu einiger Bedeutung verholfen und dem Schweizer war der Kern der österreichischen Ritterschaft erlegen. Bei Azincourt hatte schon so etwas wie Taktik gegen die französischen Ritter mitgespielt, und die Bogen- und Armbrustschützen hatten ihnen gezeigt, daß ihre Panzer gegen scharfe Pfeile und Bolzen keineswegs undurchdringlich seien. Nun begann gar das Pulver seine Schlachtenrolle, und Kanonen und Handfeuerrohre ließen ihre künftige entscheidende Macht ahnen.

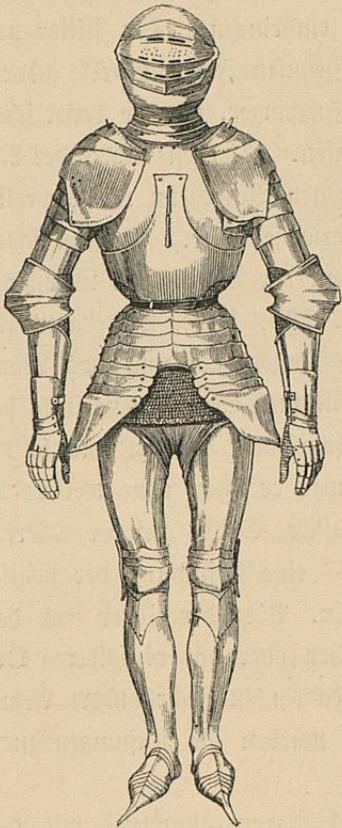


189. Rüstung in Verbindung mit der Zatteltracht; französischer Ritter vom Ende des 14. Jahrhunderts.

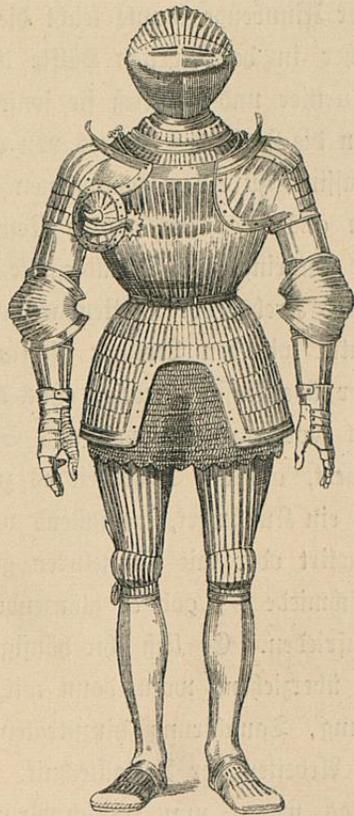
Vielleicht hätten Ritter und Reiter, wozu sie zwei Jahrhunderte später doch gezwungen waren, schon jetzt am besten gethan, wenn sie gleich der schweren Rüstung entsagt hätten, um gegen den vergeblichen oder unzulänglichen Schutz die volle Freiheit und Leichtigkeit der Bewegung einzutauschen. Ganz im Gegentheil aber suchten sie ihre Hilfe in

immer stärkerem Eisen, in immer größerer Vollständigkeit des Panzers. Die Bekleidung einzelner Glieder mit Eisenplatten war nunmehr zum vollen System geworden, die Theile schlossen an einander, fügten sich in einander und wurden in der Art verbunden, daß sie den Mann vom Kopf zur Fußspitze lückenlos wie ein zusammenhängendes Gefüge einschlossen. Nicht einmal Schwert und Spieß konnten eindringen, und man erfand eigene Panzerstecher oder versah die Hellebarde mit einem Haken, um dem Ritter das Gefüge der Schienen aufzubrechen, wenn er etwa wehrlos am Boden lag (Abb. 190, 191).

Die verstärkenden Platten waren schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts auch auf den ledernen Lendner übergegangen. Zuerst hatten sie als gegliederte, verschiebbare Schienen den Unterleib, Brust und Rücken zu decken gehabt, dann wurden aus ihnen auf Brust und Rücken zwei volle gewölbte oder nach der Form des Körpers geschmiedete Platten, welche an



90. Volle Plattenrüstung (Krebs) mit Schnabelschuhen.
15. Jahrhundert.



191. Volle Plattenrüstung (Krebs)
um das Jahr 1500.

den Seiten verbunden wurden. An sie hing sich als dritter Bestandtheil der Schutz des Unterleibes mit mehr oder minder großem Ausschnitt wegen der Bequemlichkeit bei dem Reiten. Arme und Schenkel hatten ohnehin schon ihre volle Eisenrüstung gehabt; sie brauchten nur der systematischen Verbindung und der größeren Beweglichkeit durch Gliederung in Art des Krebschwanzes. Der Hals erhielt seine Reifen oder einen besonderen Schutz in der starken, vorspringenden Bavière, welche, zumal bei dem Ge-

brauch der Salade, auch das Kinn und den unteren Theil des Gesichts zu schützen hatte.

Die Salade, das ist der aus dem alten Eisenhut hervorgewachsene Helm mit weit zurücktretendem Nackenschirm und vorne mit Augenschlitze, zuweilen auch mit einem Visier versehen (Abb. 186), erwies sich für den Ritter nicht grade als ein sehr sicherer Schutz. Zwischen ihrem Rande und der Kinnbeuge konnte leicht die Lanze eindringen. Der Ritter behielt sie daher in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts mehr bei dem Turnier und überließ sie sonst dem Fußgänger, den sie besser schützte, weil ihn die Hiebe des Reiters von oben trafen. Dagegen bildete der Ritter das Bassinet zu einem vollkommen geschlossenen Visierhelm mit beweglichen Theilen aus, der den ganzen Kopf gleicherweise deckte. An ihn schlossen sich die Halsringe, die Schulterstücke und dann der Brustpanzer lückenlos an.

Der Krebs, der Plattenharnisch (Abb. 190, 191), war damit fertig und hatte wie den Lendner, so auch das Kettenhemd und das Wamms darunter überflüssig gemacht, ohne daß damit auch alles Kettengeflecht sofort abgelegt worden. Kunstvoll aus Stahl geschmiedet, so hart und so dünn gehämmert, als die Sicherheit es zuließ, war er schon ohne weitere Verzierung ein Kunstwerk, wenigstens von technischer Seite; auf der Oberfläche blank polirt oder mit Canneluren gerippt — eine Erfindung der deutschen Waffenschmiede — gab er glänzenden Schein. Aber der Ritter war damit nicht zufrieden. Er ließ ihn häufig vergolden oder mit vergoldeten Ornamenten überziehen, wozu dann mit dem sechzehnten Jahrhundert Aetzung, Niellirung, Lackschirung hinzutraten. So wurden die Rüstungen zu den feinsten Arbeiten der Metalltechnik.

Das waren nun freilich Prunk- und Paraderüstungen, mit denen man nicht grade in den Krieg zog. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gab es überhaupt der Rüstungen mancherlei; alles Varianten desselben Systems, das wir geschildert, doch angepaßt den verschiedenen Anforderungen des Krieges oder des Friedens, des mannigfach gewordenen Turniers. Sie alle zu beschreiben, liegt außerhalb der Aufgabe dieser Darstellung, welche nur den Gang der Entwicklung, das Werden, den Wechsel und die Ausbildung der Hauptformen zu schildern hatte.

III. Buch.

Die Neuzeit.





1. Kapitel.

Die Trachten im Zeitalter der Reformation.

Als am Schlusse des Mittelalters gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine große Epoche der Weltgeschichte im Erlöschen stand und von einer neuen nur die ersten Morgenstrahlen sich zeigten, da erscholl auch im ganzen deutschen Reiche der Ruf nach einer Reformation an Haupt und Gliedern. Man meinte das Oberhaupt des Reiches und seine geschwächte Würde von viel Ehre und wenig Macht; man meinte den öffentlichen Rechtsstand, den aller Orten gefährdeten Landfrieden, die Unsicherheit der Straßen, die Mühseligkeiten und Plakereien in Handel und Verkehr; man meinte auch die Kirche, die Schule und was alles faul und verdorben war im vielgestaltigen heiligen römischen Reiche.

Sie kam auch, diese Reformation, wie wohl bekannt, und kein Zweig des politischen Lebens, kein Zweig der Cultur, der nicht von ihr ergriffen worden wäre. Kaiser und Reich, Fürsten und Städte, Kirche und Schule, Wissenschaft und Kunst, sie wurden alle in den großen Strom hineingezogen und fortgerissen, die einen mehr, die anderen weniger, die einen rascher, die anderen langsamer. Es lief nicht alles nach dem Wunsche und nach den Meinungen derer aus, die den Ruf nach Reformen erhoben hatten;

vieles blieb im Beginne oder auf halbem Wege stehen oder wurde gewaltsam von seinem Ziele abgelenkt, vieles begab sich eben nur auf den Weg der Wandlung, von der Zukunft erst die Umgestaltung erwartend. Eine



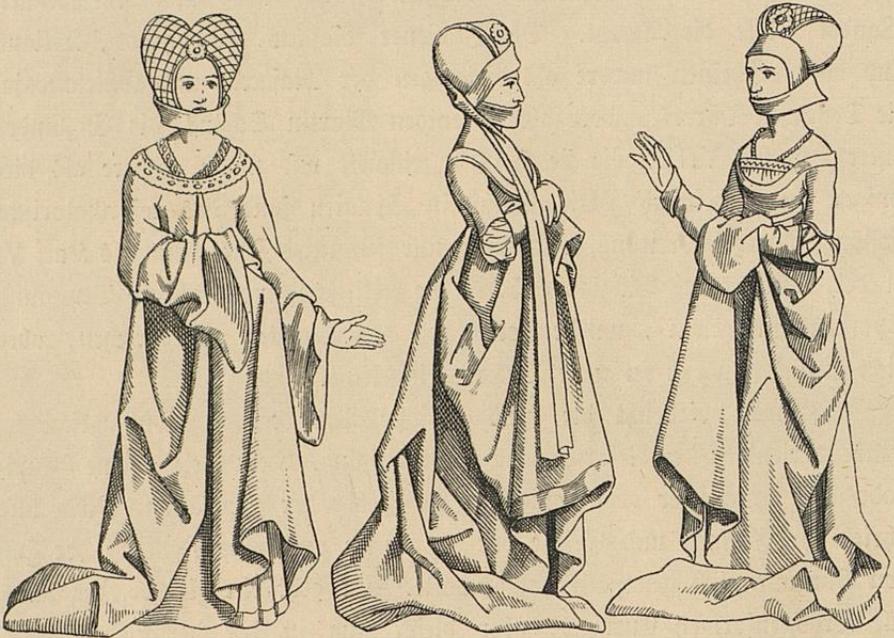
192. Trachten im Beginn der Reformationzeit um 1515. Aus dem Weiskunig. (Nach einem gleichzeitigen Probedruck.)

neue Epoche, eine neue Cultur brauchen Zeit zu ihrem Werden, zu ihrer Entwicklung. Das Meiste ging in jenem aufgeregten, sturmbewegten Moment der Weltgeschichte immer noch schneller, als der ruhige Lauf der Dinge es hätte geschehen lassen.

Kein Zweig der Cultur aber änderte sich rascher und radicaler um als das Costüm. Die Reformation an Haupt und Gliedern, nach welcher man gerufen hatte, hier erfolgte sie buchstäblich. Binnen zwei oder drei Jahrzehnten waren die Menschen dieser Epoche in allen europäischen Culturstaaten von Kopf bis zu Füßen völlig umgeschaffen, einerlei ob die politischen und kirchlichen Reformen bei ihnen festen Boden gefunden hatten oder nicht. Der socialen Umwandlung beugten sie sich alle, und dem socialen Wandel folgte die Tracht. Die Italiener Rafaels, Lionardos, Titians sind oder erscheinen andere als diejenigen der Masaccio und Ghirlandajo, die Deutschen Dürers andere als diejenigen Martin Schöns, die Engländer unter Heinrich VIII., wie sie Holbein zeichnete und malte, andere als diejenigen unter Heinrich VII. Selbst in Spanien fand das reformatorische Costüm sofort Verbreitung, allerdings nur für kurze Zeit, denn als Karl V. in der Schlacht bei Billalar (1522) die politische und kirchliche Bewegung Spaniens niederwarf, wurde der Gang der Trachten unterbrochen, aber nicht zurück, sondern in neue Bahnen eingelenkt.

Es war vielleicht die merkwürdigste Periode der Costümgeschichte, welche derjenigen der Reformationszeit vorausging. Kein Reich, keine Hauptstadt, kein kaiserlicher oder königlicher Hof gebot der europäischen Mode und schrieb ihr Formen und Gesetze vor — wenn auch eine Zeitlang der Hof von Burgund eine gewisse Führung hatte. Es geht ein gleicher Zug durch alle Trachtenformen Europas, aber dieser Zug ist der der Zerrissenheit, der Zerspaltung, der Gesetzlosigkeit, des Eigenwillens. Ein jeder scheint seinem eigenen Kopfe zu folgen, und in diesem Kopfe sieht es wunderbarlich, bizarr und narrenhaft aus. So viel Köpfe, so viel Sinne, so viel Hüte und Hauben. Seltsamkeit der Formen, Buntheit der Farben, Fühllosigkeit für Anstand, Würde und Scham, das ist, wie wir ausführlich geschildert haben, der Charakter der Trachten und Moden im fünfzehnten Jahrhundert noch gegen das Ende desselben. Die Schellen haben kaum die Herren verlassen, um den Narren zu bleiben; die Schnabelschuhe stehen noch in Blüthe; die Frauen verstecken ihr Haar unter mißgestalteten Hauben, und die Männer, jung und alt, blond und weiß, lassen es in wohlgekräuselten und gesalbten Locken auf die nackten Schultern fallen. Ihre Kleidung sitzt ihnen eng zum Zerspringen, und darüber hängt die weite, kastanartige Schaub. Frauen

verhüllen das Haupt, daß nur Augen und Nase sichtbar bleiben, aber Hals, Brust und Rücken werden bis auf den Gürtel entblößt (Abb. 193), während massenhafter Stoff ellenlang als Schleppe hinter den Füßen liegt. Uebertriebener Sittsamkeit steht die Schamlosigkeit zur Seite, der Ehrbarkeit gesellt sich die höchste Gefekenhaftigkeit, und das alles kann man auf einem und demselben Feste sehen, ja an einer und derselben Person.



193. Deutsche Frauentrachten vom Ende des 15. Jahrhunderts. (Aus einem Stammbuch der Herzoge von Sachsen in Dresden.)

Eine neue Zeit, eine Umkehr that dringend noth. Es mußte ein neuer Geist der Mode kommen, es mußte Einheit, Ordnung, Gesetz, es mußte wieder Anstand, Würde, männliches Bewußtsein in die zerfahrene Welt einkehren. Und so geschah es auch mit der großen Culturbewegung und unter ihrem Einfluß im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Wenn man die Menschen etwa von 1510 oder 1520 (Abb. 194, 195, 200) mit denen vor dem Jahre 1500 vergleicht, so sieht man zwar nicht alle Reste der Narrenperiode verschwunden, doch das Wenige, was übrig ist, von einem neuen Geiste zurückgedrängt und beherrscht. Ernst und Würde machen sich geltend, Männlichkeit ruht in den Zügen des Antlitzes, wie auf

den Formen und Farben der Kleidung. Es ist eine ernste Zeit, die herein-
gebrochen ist, die Gewissen sind aufgeregt, die religiöse Bewegung ist vor-
herrschend. Ein Gewissen, das in sich geht, das mit seinem Glauben ins
Reine kommen will, wird nicht länger eine Kleidung dulden, welche die
Eitelkeit der Welt an sich trägt. Zehn Jahre später, um das Jahr 1525,
fällt es selbst den Leuten jener Zeit auf, wie gleichförmig die Kleidung



104. Vornehme deutsche Trachten von einem Kärnberger Hochzeitszug, 1500–1510. (Nach einem Aquarell in Kärnberg.)
(Uebergangscostüm.)

geworden ist. Und sie ist nicht bloß gleichförmig geworden: bei dem Fürsten
wie bei dem Bürger, bei den Damen des Hofes, wie auf der Burg und
im städtischen Hause giebt es höchst würdevolle Erscheinungen, würdig in
den Formen und bescheiden in der Farbe, weder geckenhaft noch mönchisch,
weder unehrbar noch überängstlich verhüllt, weder flatternd lustig noch
versteift.

Aber das ist leider nicht die einzige charakteristische Seite an dem
Costüm dieser Periode. Von Anfang an ging die Tendenz der neuen
Formen entschieden in dieser Richtung der Einfachheit, Ehrbarkeit und Männ-
lichkeit. Aber es traten Elemente in die Geschichte ein, die sich selbst an

die Spitze der Trachtenbewegung stellten und sie zum großen Theile von dem eingeschlagenen Wege ablenkten. Eine gährende Zeit wie diese, die nach neuem Leben ringt, wirft die Geister der Tiefe an die Oberfläche, wo sie im Strudel ihr Wesen treiben, bis sie wieder in die Tiefe versinken. Die neuartige Politik der Fürsten und Völker mit ihren steten Reibungen



195. Bürgerliche deutsche Tracht, 1500–1510. (Von einem Aquarell in Nürnberg.)

und Kriegen schaffen ein Heer von Abenteurern, ein Söldnervolk, das nicht bloß die Schlachten entscheidet, sondern auch in der Schöpfung der Moden eine entscheidende Rolle spielt. Das sind die berühmten Landsknechte, die Knechte des Landes, des niederen Landes im Gegensatz gegen die Schweizer, mit denen sie auf allen Schlachtfeldern als Rivalen sich zu messen hatten. Als jüngere Söhne aus ehrbarem Bürger- oder Bauernstande hervorgegangen, zum Theil auch aus dem Adel, den Abenteuer, Beute und Ruhmsucht lockten, hatten sie den Krieg zu ihrem Handwerk erkoren. Unbekümmert um das

Vaterland, strömten sie zusammen, wo die Trommel gerührt wurde. So dienten sie dem Kaiser und seinen Feinden, dem Schweden und dem Italiener, dem Franzosen und dem Engländer. Keine Schlacht zu dieser Zeit in Europa, Afrika, im neuentdeckten Amerika, wo nicht die „frommen Landsknechte“ mitkämpften.



196. Landsknecht, der Schultheiß und sein Weib. Um 1520.
(Nach einem Holzschnitt von R. Melbemann.)

Ein mühseliges, abenteuerndes, zwischen Sieg und Noth, Fülle und Elend schwankendes Leben, beständig den Tod auf dem Schlachtfelde vor Augen oder den schlimmeren in Siechthum und Hunger! Heute übermüthig im Siege, stolz und prächtig in ihrer Kleidung, morgen flüchtig, verfolgt, hungernd und abgerissen, ein Schrecken dem Bauer und dem Bürger und ein Abscheu dem feinen Franzosen, wenn sie in ihrer wilden und phantastischen Erscheinung an den Hof kamen. Denn so abenteuernd wie ihr Leben, so abenteuerlich war ihre Erscheinung.

„zerhauen und zerschnitten
nach adeligen Sitten.“

So wollten sie sein; sie bedurften dieser wilden, flotten Phantastik zur Befriedigung ihrer Eitelkeit, als geringe Entschädigung ihrer Mühsal, und sie gefielen sich darin, sich so auffallend, so bunt, so wild, wie sie nur erdenken konnten, zu kleiden (Abb. 196, 197, 206—209).



197. Landsknecht mit Hellebarte. Um 1520. (Nach einem Holzschnitt von H. Weidemann.)

So trat denn wiederum der Tendenz zu Einfachheit und Würde die Phantastik zur Seite, und wenn sie auch nur von einer absonderlichen Classe von Menschen ausging, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß überall ein Etwas von ihr, hier mehr dort weniger, der bürgerlichen Kleidung anslog. Das ging selbst über Deutschland hinaus. Gegen die zwanziger Jahre oder im Anfang derselben kann man selbst in Frankreich oder in Spanien bemerken, wie etwas von landsknechtlicher Art in die Trachten kommt (Abb. 198).

Deutschland geht entschieden mit seinen Moden voran, wenn auch nicht grade zu seinem Ruhme. Aber nur für kurze Zeit. Denn sofort nach der Schlacht bei Villalar gingen die Moden in Spanien schon in jene Versteifung über, welche der herrschende Charakterzug der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts werden sollte, und Frankreich folgte derselben Richtung, wenn auch Anfangs mit einiger Zurückhaltung und unter gleich-



198. Französische Tracht um 1525. Herzog Claudius von Guise † 1555. (Gemälde im Schloß Gu.)

zeitigem Einfluß italienischer Moden. Es geschah, weil in dem einen Lande die reformatorische Bewegung unterdrückt wurde und in dem anderen nicht zu voller Entfaltung gelangen konnte, während in Italien die große Kunst-epoche, der wirklich und allgemein verfeinerte Geschmack noch eine gute Weile nachwirkte. In Deutschland aber hatte drei Jahrzehnte lang die große Bewegung eine ungehinderte Entwicklung gehabt. Es konnte daher auch die Tracht in Deutschland ihren freien Lauf nehmen, soweit sie nicht durch

landsknechtische Art abgelenkt wurde. Indessen stand diese Art der ursprünglichen Richtung nicht gar so ferne, denn, wenn diese auf Befreiung von Zwang und Enge und lästigen Formen hinausging, so war die Weise der



199. Deutsche Trachten um 1515. Aus dem Weiskünig. Nach einem gleichzeitigen Probebrud. (Langes Haar und Galotte.)

Landsknechte nur das Uebermaß in dieser Richtung der Freiheit, der Mißbrauch derselben und das Hinüberschlagen in die Phantastik. Als dann nach der Schlacht bei Mühlberg und dem Augsburger Frieden die protestantische Bewegung ihre Gränzen fand und nun die unausbleibliche Reaction

eintrat, da ging zwar die landsknechtische Tracht noch eine Weile ihren abenteuerlichen Weg weiter, aber in allen bürgerlichen Kreisen trat die Versteifung ein, und bald waren es die spanischen Moden, welche die Welt beherrschten.

Dieser Gang der Dinge läßt sich wie am ganzen Costüm, so an jedem einzelnen Theil der Kleidung, an Haar und Bart genau nachweisen.



200. Deutsche Trachten um 1510. Studenten mit Mäntelchen und Schaube. Nach Holzschnitten. (Schaube in früher Gestalt.)

Nehmen wir, diesen Nachweis zu liefern und die Veränderungen im Einzelnen kennen zu lernen, erst das Haupt und dann die Glieder. Der Kopf ist der feinste, der sensibelste Barometer. Und zwar betrachten wir uns den Mann zuerst, denn in dieser bewegten und gefährvollen Zeit, die sich von Weichlichkeit und Gedenhaftigkeit lösringt und der Männlichkeit zustrebt, regiert der Mann auch im Costüm. Er schreibt die Moden vor, die Frau folgt.

Ein langes, wohlgepflegtes, gelocktes Haar, das auf die entblößten Schultern fällt, ein hartloses Gesicht (Abb. 200), das waren die Charakter-

jüge des männlichen Kopfes auf der Scheide des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, eine weibliche Erscheinung, der Ausdruck einer verkehrten Eitelkeit. Wir erinnern beispielsweise nur an den wohlbekanntesten langgelockten Kopf Dürers auf seinem Selbstportrait aus den zwanziger Jahren. Die neue Zeit nach ihrer Tendenz verlangt die Kürzung des Haares



201. Kaiser Karl V. Jungendliches Portrait vom J. 1519 (mit Kolbe und gesticktem Gemb).
(Nach Dürer.)

und die Freiheit des Bartes. Beides tritt sichtbar ein, wenn man die zahllosen Bilder dieser Zeit vergleicht, erst zögernd, zweifelhaft, dann ganz entschieden. Schon vor 1520 ist die neue Haartracht in der Form der sogenannten Kolbe fertig. Zwei grade Schnitte bezeichnen sie. Das Haar ist rings vom Scheitel herabgekämmt; der eine Schnitt geht in grader Linie über die Stirne von Schläfe zu Schläfe, der andere in gleicher Weise um den Nacken von Ohr zu Ohr: kein Scheitel, keine Locke, die nach Eitelkeit aussieht, kein Brenneisen, das hier etwas zu thun hätte (Abb. 201,

202, 205 u. a.). Diese höchst einfache Frisur der Kolbe ist nach dem Jahre 1520 die ganz allgemeine Tracht des Mannes, von der es fast nur Ausnahmen giebt mit völliger Kürze, denn das ist die weitere Tendenz, in welcher wiederum die Landsknechte vorangehen.

Nicht ganz so ist es mit dem Barte. Die Verkürzung des Haupthaares ruft ihn allemal hervor, und so bleibt er auch diesmal nicht aus.

MALER.

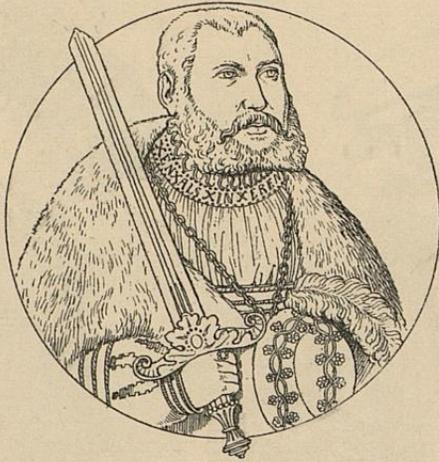
HEINRICH FULLMAURER. ALBRECHT MEYER



202. Deutsche Bürgertracht, 1530–1540. (Nach einer Radirung.)

Aber er kommt verspottet, bestritten und in mehrfacher Gestalt, als ob er die rechte Form nicht finden könne. Als er zuerst erschien, wurde er wie jede ungewöhnliche Erscheinung ein Gegenstand der Sittenprediger. Im Gegensatz gegen das hergebrachte glatte Gesicht galt er ihnen für weibisch, unmannlich und narrenhaft. So verkehren sich die Begriffe. Einige Ursache mochte auch dazu vorhanden sein, insofern als der Bart damals in seinen ersten Jahren in gar mannigfacher und mitunter in sehr seltsamer Art getragen wurde. Man sieht ihn um das Jahr 1500 lang und gestutzt, Knebelbärte, Schnurrbärte und Kollbärte, zuweilen nur an den Backen,

zuweilen auch nur an einer Seite des Gesichts und die andere ganz glatt geschoren; es kommt auch vor, daß einer den Kinnbart und Backenbart an der einen Seite lang wachsen läßt und in einen Zopf flicht. Da hatte denn der Prediger Geiler von Kaisersberg wohl recht, wenn er sagt: „es will jeder was Besonders tragen, und ist alles Narrenwerk.“ Endlich ging aus diesem Kampfe der Bärte wiederum um das Jahr 1520 eine Form, wenn auch nicht als die alleingültige, doch als die siegreiche hervor (Abb. 203). Das ist der unter dem Kinn kurz und in grader Linie gestufte Vollbart,



203. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen im Alter von 32 Jahren.
(Rebaille.)

wie ihn Dürer auf seinen Portraitmedaillen zeigt. Er ist die Ergänzung zur Kolbe und paßt vortrefflich zu ihr. Beide vereinigt geben den deutschen Köpfen der Reformationszeit den überaus männlichen Charakterzug.

Ganz in gleicher Richtung bewegte sich in diesen Jahrzehnten die Geschichte der Kopfbedeckung. Das fünfzehnte Jahrhundert hatte in Hüten und Hauben unzählige Formen, eine überaus bunte Mannigfaltigkeit hervorgebracht. Mit der neuen Zeit verschwanden sie alle sammt und sonders oder fristeten ein Dasein in den niedersten Sphären des Lebens, so der Filzhut, der zu den Bauern herabstieg, um ein Jahrhundert später wieder zu den Soldaten und von den Soldaten zu den höchsten Höhen der menschlichen Gesellschaft zurückzukehren. An ihre Stelle trat eine einzige Kopf-

bedeckung, das Barett, das anfangs eine Verschrumpfung oder Zusammenziehung verschiedener Hutformen bildete, dann aber seine eigene, originale Form behauptete (Abb. 194, 196, 197 u. s. w.).

In den zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts deckt das Barett alle Köpfe, selbst die Frauen nicht ausgenommen. Es ist ein und dasselbe Kleidungsstück, aber ein jeder trägt es in seiner Weise. Das Barett in seiner Weichheit und Nachgiebigkeit zeigt sich eben jedem Wunsche, jedem Kopfe, dem ehrbarsten wie dem eitelsten, gleich gerecht. Der ehrsame Bürger trägt es bescheiden, schlicht, einfach in Farbe und Form. Der reformirte Geistliche, auch wohl der Bürger (Abb. 202) trägt es von schwarzem Sammt, die Krämpe vorn über der Stirne gehoben, hinten in den Nacken heruntergeschlagen. Der Edelmann liebte es von rothem Sammt. Der jugendliche Stutzer wählt lichte und bunte Farben in Sammt oder Seide, deren er mehrere zusammenstellen konnte. Wer dem abenteuernden, freien, kriegerischen Zuge der Zeit folgt, der trägt es leicht, luftig, herausfordernd schief auf das Ohr gesetzt. Zur Farbe gesellt sich der Schmuck, Ketten und Gehänge, ein Portraitmedaillon, vor allem aber das Gefieder, sei es eine Adler- oder Hahnenfeder, die keck herüberschwankt, oder leichter Flaum, der den Rand umzieht, oder Straußenfedern, die das Barett umwallen und am Nacken herabwehen. Endlich wird der Stoff an Rand und Kopf aufgeschlitzt und mit andersfarbigem Stoffe unterlegt, eine Zierde, welche wir sogleich näher werden kennen lernen.



204. Geflechteracht der Reformationszeit.
Erasmus von Rotterdam. (Holzschnitt nach G. Holbein.)

Aber selbst damit ist es noch nicht genug gethan. Der Landsknecht war gewohnt sein breites Barett so schief auf die Seite des Hauptes zu

setzen, daß es dem Kopfe, im Profil gesehen, gleich einem Nimbus stand. Allein so war es schwer zu befestigen. Da erfand man die Auskunft das Haupt erst in eine enge, seidene oder goldgewirkte Netzhaube einzuschließen und das Barett an derselben wie hängend zu befestigen. Diese Haube, Calotte genannt (Abb. 196, 204 u. a.), war ursprünglich Frauentracht, nun wurde sie gemeinsam wie das Barett. Daher denn Geiler von Kaisersberg sagt: „Es gon jetzt Frauen wie die Man und hond Barettlin mit Hahnenfederlin uff“, „und das ganz ein Schand ist“, sagt er an anderer Stelle, „daß die Weiber jetzt Barett tragen mit Ohren, die Man tragen jetzt Huben wie die Frauen mit Seiden und mit Gold gestickt.“ Die Calotte wurde nicht so allgemein wie das Barett, doch sieht man sie auch im Bürgerstande, und zwar mit und ohne Barett, sodaß sie für sich die Stelle des ehrsamten Hauskäppchens vertritt. Die nachfolgende Verkleinerung des Barett's und Verkürzung der Haare machte sie wieder überflüssig.

Man sieht hier schon an dieser Geschichte der Kopftracht, welchen Einfluß der Landsknecht oder, allgemeiner gesagt, der kriegerische Geist des Zeitalters auf die Formen übte. Noch deutlicher tritt das hervor an der eigentlichen Bekleidung, an Wamms oder Jacke und Beinleid, von dem weiten Ueberrock, der Schabe, einstweilen abgesehen. Jene beiden Kleidungsstücke, über den Hüften mit Nesteln, Bändern an einander geheftet, hielten, der Tendenz der Enge folgend, im fünfzehnten Jahrhundert den Körper in so gespannter Enge eingeschlossen, daß die Bewegung erschwert war. Die Becken jener Zeit ließen sich das um ihrer Eitelkeit willen gefallen. Nun aber kam gegen Schluß des Jahrhunderts die neue Freiheitsströmung; die Brust ringt wie nach Athem, der Körper will Bewegung, die Glieder ihre Befreiung, die Gelenke sprengen ihre Fesseln. Das ist fast buchstäblich zu nehmen. Man erweitert nicht das Kleidungsstück, sondern schneidet Löcher hinein, dort, wo man sich am meisten beengt fühlt, auf der Brust, an Knien, Ellbogen und Schultern.

Das alles geschieht nun freilich zum Theil noch unter dem Einfluß des bisherigen Stutzerthums, zum Theil des neuen kriegerischen Geistes, und was so eben eine Nothwendigkeit war, wird bald eine Zierde, ein neuer Gegenstand der Eitelkeit oder der Renommisterei, und unter diesem doppelten Einfluß treten die seltsamsten und bald die abenteuerlichsten Erscheinungen

hervor. Der Pilger schneidet aus seiner engen Hose beide Kniee heraus, um besser gehen zu können; der Landsknecht, gewohnt den Spieß zu fällen und dabei das linke Bein gebogen vorzustrecken, schneidet hier die Hose über



205. Deutsche Trachten um 1515. Aus dem Weiskunig. Nach einem gleichzeitigen Probebrud.

dem Knie weg und geht mit einem nackten und einem bedeckten Beine. Der Stuzer schneidet von seiner Jacke auf Brust und Rücken soviel hinweg, daß kaum hinlänglich übrig bleibt, um die Aermel zusammen zu halten, und auch diese verschneidet er bald nach voller Willkür, sei es in die Quere,

sei es in die Länge. Wo er weggeschnitten oder aufgeschnitten hat, läßt er zunächst hauschig das Hemd heraustreten, auf der Brust aber, wo es zuweilen die ganze Breite zu füllen hat, wird es fein bestickt und erhält nach dem Halse zu einen goldgestickten Saum. Aber bald erfindet er ein



206. Landsknecht, Fahnenträger. Um 1520. (Holzschnitt von J. Köbel.)

Anderes. Statt das Hemd aus den Oeffnungen heraustreten zu lassen, erfüllt er diese mit buntfarbigem leichten Seidenstoff, einer Bierde, welche sich bald über den ganzen Körper und alle Kleidungsstücke verbreitet und sie so überwuchert, daß sie die eigentliche charakteristische Erscheinung für die ganze, wenigstens die deutsche Tracht der Reformationszeit wird (Abb. 197, 206, 207 u. a.).

Denn in der That ist die Aufschligung, wenn nicht in der Entstehung — denn alle Völker fühlten die Enge und den Drang nach Freiheit —, doch in ihrer Fortbildung und Ausdehnung durchaus eine deutsche Mode. Bei den Italienern giebt es gegen Ende des fünfzehnten Jahrhun-



207. Landsknecht, Fahnenträger. Ulm 1520. (Holzschnitt von J. Köbel.)

derts einzelne, höchst phantastische Figuren dieser Art, dann ist es mit dieser Zierde vorbei, oder man sieht sie nur sehr maßvoll angewendet. Bei Spaniern und Franzosen sieht man sie ebenfalls, aber nur bis der Gang der politischen und religiösen Bewegung gegen sie entschieden hat. In Deutschland aber findet sie volle Freiheit und tobt sich förmlich aus.

Einmal entstanden, ward sie so recht die Freude des Landsknechts und er überzog sich damit vom Kopf zum Fuß, vom Barett bis zum Schuh. Die ursprüngliche Bedeutung war bald vergessen, und die Laune, die bizarrste Laune war es allein, welche diese lustige Zierde gestaltete. Von den Gelenken ging sie auf alle Flächen über, wo nur Raum war. Man bildete die Schlitze grade, wellig, flammend und stellte sie in Figuren zusammen, in Kreuzen, Sternen, Sonnen, Blumen, Arabesken und Rosetten. Sie wuchsen zu solcher Menge an, daß kaum Originalstoff übrig zu bleiben scheint das Kleidungsstück zusammen zu halten. Der Landsknecht ist aber auch damit nicht zufrieden; er muß noch durch den Contrast wirken, und somit kommt es vor, daß er die eine Seite des Körpers von oben bis unten schlicht und einfarbig hält, sagen wir roth oder schwarz, die andere aber zerschnitten und benäht in aller nur erdenklichen Weise.

Inzwischen konnte es nicht ausbleiben, daß damit oder währenddess auch Veränderungen in der Form der Kleidungsstücke vor sich gegangen waren. Das Wamms war endlich auf der Brust, an den Armen — an diesen vielleicht nur zu sehr — naturgemäß erweitert worden und der Brusttheil war zum Halse hinaufgerückt. Bis zum Jahre 1530, dem Höhepunkt dieser ganzen Entwicklung, ist alle Decolletirung männlicherseits völlig verschwunden. Mehr Veränderung noch war mit dem Beinkleid vor sich gegangen oder stand ihm nahe bevor.

Bis dahin hatte, wenigstens nach der allgemeinen Regel, die Hose in einem Stück die Füße mitbedeckt. Der Brauch des Landsknechts aber rief die Trennung in Hose und Strumpf hervor, eine Trennung, welche fast drei Jahrhunderte später die heutigen langen, unten offenen Pantalons schaffen sollte. Jene Trennung in Hose und Strumpf ging nicht auf einmal vor sich. Der Landsknecht nahm die Gewohnheit an auf dem Marsche kamaschenartig Strümpfe über die Unterschenkel zu ziehen, die er am Knie befestigte; beim Sturme ließ er sie herunterfallen. Ferner vereinfachte er sich seine Schlitmode, indem er über das farbige Beinkleid eine Art Kniehose zog, die nur aus Borten oder Bändern zu bestehen scheint, zwischen welchen die untere Farbe hervorsteht. So waren Kniehose und Strumpf gegeben, und was anfangs Ausnahme und Zierde war, wurde später und nicht lange darnach die regelmäßige Tracht (Abb. 206, 207).

Diese Veränderung des Beinkleids, insbesondere jene Ueberziehhose, veranlaßte noch eine andere, allerdings vorübergehende Mode, welche aber das ungeheuerste Aufsehen in der ganzen Welt erregen sollte. Das ist die eigentliche Pluderhose. Sie gehört zwar der Zeit nach erst der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts an, aber sie ist zu sehr nur die Fortsetzung dieser Entwicklung, der höchste Ausfluß der landsknechtischen Moden, um ihrer nicht schon jetzt zu gedenken. Um das Jahr 1550 war es — genauer heißt es 1553 im Lager des Kurfürsten Moriz von Sachsen vor



208. Landsknechtsoberrit mit seinen Trabanten. Pluderhosentracht von 1550. (Nach einem Kupferstich von Fr. Brun.)

Magdeburg —, da geschah es, daß die Landsknechte anfangen, durch jene Borten der Ueberhose einen leichten Seidenstoff, Kartek oder Rasch (von der Stadt Arras) genannt, in solcher Fülle hindurchzuziehen, daß er ihnen in wallender Masse bis auf die Füße herunter hing. „Es rauschete, wenn die Hosenhelden kamen, als wenn der Elbstrom durch die Brücke und über ein Wehr liefe,“ so sagte man. Anfangs begnügte man sich mit dreißig oder vierzig Ellen, dann wuchs die Zahl zu hundert heran. Ein Landsknecht nahm neun und neunzig, denn, sagte er, neun und neunzig sei ein lang Wort und gut landsknechtisch, hundert aber sei kurz und nit so prächtig zu reden.

Diese Pluderhose (Abb. 208, 209) wurde der Abscheu aller Welt, ein Schrecken der Franzosen, von Gesetzen verboten oder beschränkt, von Fürsten und Obrigkeiten verfolgt. Die Prediger donnerten von der Kanzel gegen sie, wie Andreas Musculus, der Generalsuperintendent in Frankfurt an der Oder, seine Predigt vom Hosenteufel dagegen hielt und dann im Druck ergehen ließ. Aller Widerstand aber, alle Strafpredigten waren vergebens. Die Pluderhose ging vom Landsknecht, mehr oder weniger grotesk, auf alle Stände in deutschen Landen über, auf den Fürsten wie auf den



209. Landsknechte in Pluderhosen vor 1559. (Nach einem Kupferstich von Fr. Brun.)

Handwerksmann, daß sie förmlich als deutsche Mode gelten konnte, aber mit der Beschränkung, daß es ganz vorzugsweise in protestantischen Ländern der Fall war. So auch wurde sie früh von den Schweizern angenommen und wurde hier förmlich zur Nationaltracht, lange nachdem sie in deutschen Landen ausgestorben war. Dies war gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts geschehen.

Wie gesagt, waren Schlit- und Pludermode auch auf den Würdenträger in Staat und Städten übergegangen. Diese Herren hatten aber ein anderes Kleidungsstück, welches ihrer Ehrsamkeit wieder aufhalf. Zur Tracht des Reformationszeitalters gehört ebenso charakteristisch die Schaub,

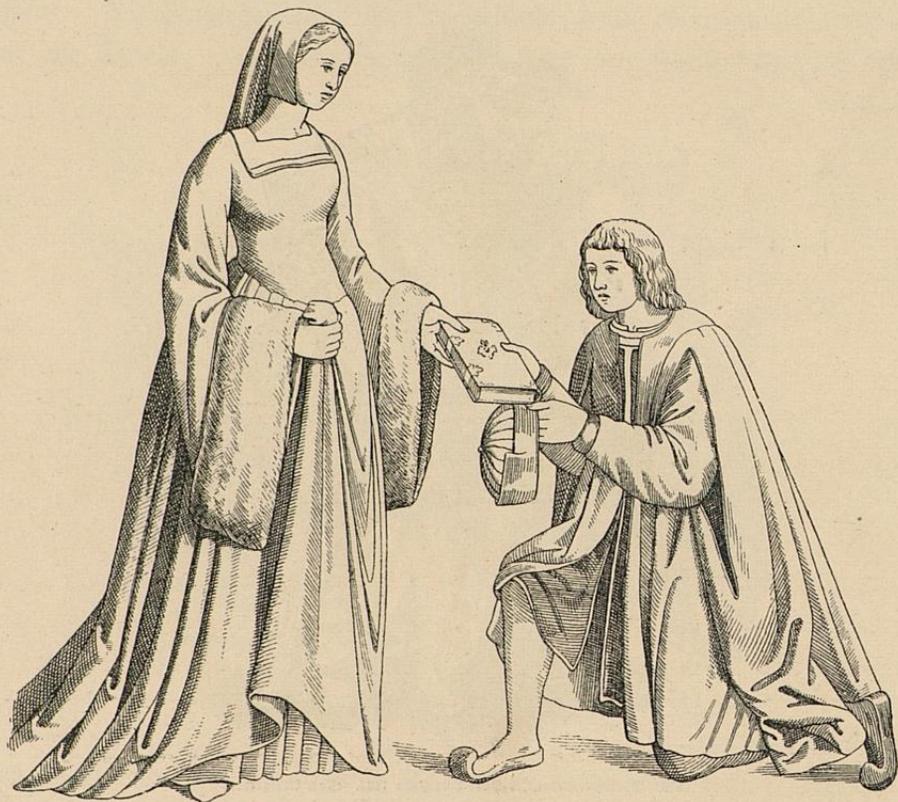
der Aermelrock (Abb. 195, 200, 212 u. a.), welcher aus dem weiten und langen Ueberrock der vorausgegangenen Zeiten hervorgewachsen war. Derjenige des fünfzehnten Jahrhunderts hatte viel Eitelkeit zu verdecken gehabt, demjenigen des sechzehnten fiel eine ähnliche Aufgabe zu, obwohl er sich bis zu den Knien verkürzt hatte. Lang wie ein Schlafrock die Füße um-



210. Vornehmes deutsches Paar vom Jahr 1538. (Nach Aldegrever.)

wallend, so trugen ihn die französischen Herren unter Karl VIII. und Ludwig XII. (Abb. 211); unter Franz I. erreicht er kaum die Knien (Abb. 198), und unter seinen nächsten Nachfolgern hängt er nur wie ein Mäntelchen mit breitem Kragen um die Schultern, kaum die Hüften erreichend. Ähnlich war es in Deutschland. Um das Jahr 1520 ist die Schaubc ein kurzer, höchst stattlicher Ueberrock mit offenen, hängenden oder weiten Aermeln, mit breitem Kragen, faltig und stoffreich den Körper bis zu den Knien herab bedeckend. Der Landsknecht verschmähte ihn und

fütterte statt dessen sein Wamms gegen die Kälte. Wer aber auf Würde und Ansehen hielt, vom Kaiser bis zu den Mitgliedern eines hohen und niederen Raths, der trug die Schabe (Abb. 212). Durch ihre Kostbarkeit, je nachdem sie aus Tuch, aus Seide, Sammt oder Goldstoff bestand und, wie am meisten beliebt war, mit Pelz verbrämt, unterschied sie vor allem



211. Französische Trachten am Schluß des 15. Jahrhunderts. (Miniature auf der Bibliothek in Stuttgart.)

die Stände. Schwarz trugen sie damals die Reformatoren, und in dieser Farbe ist sie, zur Amtstracht erstarrt, den Rathsherrn bis in das neunzehnte Jahrhundert geblieben, allerdings nicht ohne von dem breiten, männlichen, würdevollen Charakter einzubüßen, den ihr die ersten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts gegeben hatten.

Was war nun mittlerweile aus der Fußbekleidung geworden, deren Betrachtung uns allein noch übrig ist das Bild des Mannes fertig zu

machen? Das fünfzehnte Jahrhundert hatte sich in lang gespitzten Schnabelschuhen gefallen, die den eng gekleideten Mann, dem Magerkeit für Schönheit galt, gewissermaßen über sich selbst hinaus verlängerten. Mit spitzigen Schuhen näherten sich die Menschen dem Ausgange dieses Jahrhunderts, das neue sah sie auf einmal auf breiten Füßen einhererschreiten. Die Mode



212. Deutsche Tracht von 1525 – 1530. Paar von einem Hochzeitszuge (nach Hans Scharfstein).

schlug in ihr Gegenteil um. Die Schuhe wurden vor den Zehen so breit, mehr denn handbreit, daß man sie mit Entenschnäbeln und Barentagen verglich und mit dem Ehrennamen der Ruhmäuler belegte (Abb. 196, 197, 205, 212 u. a.). Das Oberleder bedeckte nur die Zehen, in der Mitte ging der Mann auf bloßer Sohle, und hinten stiegen die Kappen an der Ferse in die Höhe, um einigen Halt zu geben. Dennoch fand sich auch an dem Wenigen, was vorhanden war, die Zierde der Schlitze ein, sodaß der

Schuh dann ganz zum übrigen Menschen stimmte, breit, offen und bequem, wenn es nicht etwa zu marschiren galt, und doch voll der leichten und bunten Zierde jener durch Männlichkeit und Freiheitsdrang, Abenteuerlichkeit und Phantastik gleich charakteristischen Epoche. —

Diesen Charakter hatte auch die Frauenkleidung angenommen, wenigstens so lange, bis sie sich wiederum einer anderen Strömung zu beugen hatte. Denn die Frau spielte in dieser Periode nicht die erste oder eine hervorragende Rolle, weder in der Cultur noch im Costüm. Die italienischen Frauen der vornehmen Gesellschaft ausgenommen, — und auch diese treten erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mehr mit persönlicher Bedeutung und dem Glanze des Namens hervor — zeichnet sich das Zeitalter der Reformation und des Humanismus nicht durch die Wirksamkeit der Frauen oder ihren lautgewordenen Einfluß aus. Die deutschen Reformatoren, etwas hausbacken in ihrer Art, schätzten die deutsche Hausfrau, im Uebrigen aber hielten sie an dem alten Spruch: *Mulier taceat in ecclesia*. Erst die zweite Hälfte des Jahrhunderts sah die großen, einflußreichen und bedeutenden Frauen, Katharina von Medicis, Maria Stuart, Elisabeth von England, die Damen von Habsburg und von Valois.

Nichtsdestoweniger, tritt die Frau als solche nicht hervor, geht sie nicht voran, so nimmt sie doch an von dem freien, lustigen, ja von dem männlichen Geiste der Zeit. Die Einen wissen sich mit Stolz und Würde zu tragen (Abb. 213), andere maßvoll und natürlich, andere nicht ohne den Zug abenteuerlicher Phantastik (Abb. 217). Die leichten Schliche und ihre lustige Zierde nehmen Besitz von der Kleidung der Spanierinnen, Französinen, Engländerinnen und so ferner, und wenn es auch mit Maß und Einschränkung geschieht, so kann man doch noch Jahrzehnte lang ihre Spuren verfolgen. Lustiger machten es eine Zeitlang die deutschen Frauen der vornehmen und wohlhabenden Stände, namentlich in den zwanziger Jahren, aber weitaus nicht in dem Maße, wie es von den Kriegsleuten geschah. Auch wirkte der Ernst der Reformation zu früh auf das weibliche Gemüth, das für Religiosität immer empfänglich ist. Es trat daher früh der Beginn des Rückschlages ein.

Bis dahin waren sie aber nur zu geneigt alles anzunehmen, was der Wechsel der Zeiten mit sich brachte. So behängten sie sich mit Schmuck —

man sollte denken fast entgegen der sonstigen Strömung der Zeit — in einer bis dahin kaum vorgekommenen Weise (Abb. 214). Aber es lagen andere Gründe vor. Der erweiterte internationale Verkehr des fünfzehnten Jahrhunderts hatte einen großen Reichthum verbreitet, zu dem nun die Edelsteine Indiens und das Gold der neuen Welt hinzutraten. Und nun



213. Französische Dame vom Hofe König Franz I. Um 1520. (Miniaturmalerei in Paris.)

kam die Kunst, die erfindungsreiche und vielgewandte Kunst der Renaissance und machte eine edle Anwendung von dem Reichthum, gestaltete das Gold zu zierlichen Formen und erhöhte seinen Reiz durch das Feuer und die Farbe der Edelsteine. So wurde die Welt schmuckliebend, die Männer wie die Frauen, und natürlich insbesondere die letzteren. Schmuck glänzte am Barett und im Haar, an Hals, Ohren und Händen. Ringe wurden überaus zahlreich getragen, und die Kunst machte sie zierlich und geschmückt.

Eine Tochter Kaiser Karls V. trug, wie ihr Portrait in der königlichen Galerie in Brüssel erkennen läßt, selbst doppelten Hängeschmuck im Ohr, das sie an zwei Stellen durchbohrt hatte. An Halschmuck und Ketten hatte die Zeit eine besondere Freude; vielfach hingen sie um Hals und Brust in verschiedenster Arbeit und Gestaltung und nicht selten von ungewöhnlichen Dimensionen. Sie waren daher auch, wie uns erhaltene Beispiele belehren,



214. Kaiserin Maria Blanca, zweite Gemahlin Kaiser Maximilians († 1511).

zuweilen nur von Kupfer und vergoldet. Die Kleidung konnte den Schmuck überall aufnehmen, an Schultern, an der Brust, an allen Säumen, am Gürtel vor allem, der eine zierliche Tasche und daneben — nicht eine Scheere, nicht das Geräth einer Chatelaine, wie man erwarten mag —, sondern einen kleinen zierlichen Dolch zu tragen hatte. Die kriegerische Zeit, wie es scheint, hatte diese Frauenmode aufgebracht; nothwendig — wir nehmen es zur Ehre des männlichen Geschlechts an — dürfte sie kaum gewesen sein. Der Mann trug das Schwert als steten Begleiter in allen

Ständen, wie wir heute den Stock; die Frau wollte es ihm gleich thun an Männlichkeit: sie führte den Dolch.

Der entschiedenste Ausdruck dieses männlichen Geistes ist das Barett, welches, wie schon gesagt worden, von Männern und Frauen in ganz gleicher Weise getragen wurde. Den Kopf der Frau bedeckt im fünfzehnten Jahrhundert eine Ueberfülle der grotesksten und bizarrsten Hüte und Hauben, die alle das Gemeinsame haben, daß sie das Haar gänzlich verstecken, zum Theile selbst mit breiten Kinnbinden philiströs das Gesicht verhüllen. Gegen



215. Französische Dame vom Ende des 15. Jahrhunderts.
Höhere Kopftracht. (Miniature.)

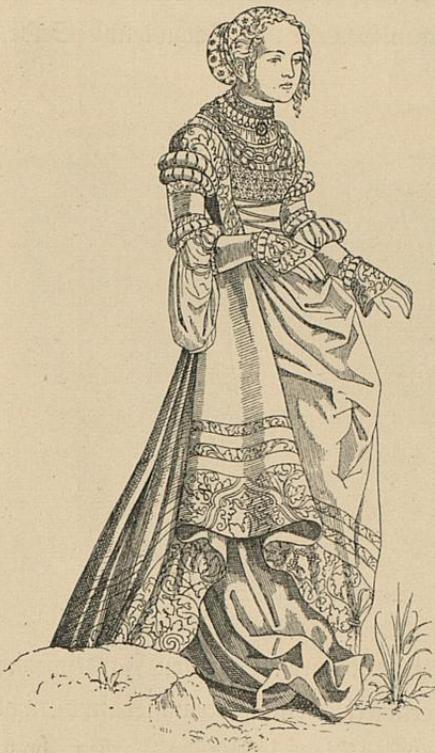
das Jahr 1500 und in den beiden nächsten Jahrzehnten kann man nun sehen, wie diese gewaltigen Gebäude von Kopfbedeckungen nach und nach, von Jahr zu Jahr sich verkleinern und verschwinden. Statt ihrer kommt das Barett, das etwa vom Jahr 1520 an alle weiblichen Köpfe, die noch etwas auf Mode und Toilette geben, grade wie die der Männer bedeckt, farbig oder schwarz, von Sammt oder Seide, zerschnitten und zerschligt, mit Schmuck und Gefieder, das den Rand umwallt oder tief herabfällt (Abb. 212, 217, 218). Damit mußte sich nun auch die Haartracht ändern, und das geschah grade in umgekehrter Weise wie bei den Männern. Und doch war beides natürlich und beides der Richtung der Zeit gemäß.

Im fünfzehnten Jahrhundert waren eben die Dinge verkehrt gewesen: der Mann hatte das Haar in langen Locken auf die Schulter fallen lassen, und die Frau hatte es versteckt. Mit der neuen Zeit kürzt es der Mann, und die Frau giebt ihm die Freiheit zurück, läßt es wieder hervortreten, bis es aufgelöset in vollem unverkürzten und unverhüllten Reichthum Nacken, Rücken und Schultern umwallt. Um das Jahr 1520 geben die Bilder zahlreiche Beispiele, und auch die Schriftsteller nehmen Notiz davon. Aber solche ungemessene Freiheit lag doch nicht im Geiste der Reformation und ihrer Auffassung von dem Berufe der Frau, und ebenso wenig in dem rückwärtigen Gange der Bewegung, welcher früh in Spanien und Frankreich eingetreten war. Die Französinen hatten sogar lange dem Barett Widerstand geleistet und statt dessen eine schlichte Haube getragen, welche das Haupt fast ganz verhüllte und zu beiden Seiten sich gegen die Schultern herabsenkte (Abb. 211, 213, 215). Man sieht sie noch in den zwanziger Jahren. Eine ähnliche Haube, aber unschön eckig gestaltet, tragen gleichzeitig die Engländerinnen. Die deutschen Frauen dagegen halten an dem gewonnenen Barett fest, aber sie fangen das Haar wieder in die Calotte oder lassen nur einzelne Locken unter Barett und Calotte sich herausstehlen (Abb. 216, 217). Nach dem Jahr 1530, dem Höhepunkt der Reformation, wird eben das Gemüth wieder verschüchtert, was sich auch in der übrigen Kleidung kund giebt, wenn auch erst in den Anfängen.

Das Mittelalter hatte der Neuzeit als vornehme oder volle Frauentoilette ein doppeltes Kleid überliefert, ein oberes und ein unteres, dieses eng, jenes die Füße in weiter schleppender Masse umwallend, während es von oben her fast bis zum Gürtel herab ausgeschnitten war. Das war der Hauptcharakter gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Die neue Zeit nimmt nun die weite Schleppe von den Füßen und läßt nur soviel, als nöthig ist, zu einem freien Faltenfluß und zur Bedeckung der Füße, welche der Anstand nicht sehen lassen durfte. Die Füße sind daher auf den Bildern regelmäßig verdeckt (Abb. 216, 217). Wo sie aber sichtbar sind, zeigen sie denselben flachen, breiten und geschlizten Schuh, wie ihn der Mann trägt, keine vortheilhafte Tracht für einen schönen Fuß. Das doppelte Kleid ist der Dame der Reformationszeit nicht nothwendig; man sieht sie vielfach nur mit dem einen, das aber reich und kostbar ist, sei es mit

Schmuck, sei es durch den Besatz und Verbrämung mit edlem Rauchwerk, mit Sammt und Seide, sei es durch die Kostbarkeit des Stoffes. Mehr die Regel bleibt das doppelte Kleid in Spanien und Frankreich und wurde es allgemein wieder in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

Wie von der Schleppe, so wurden die Frauen im Anfange des sech-



216. Deutsche Dame. 1520–1530. (Nach Lucas Kranach.)



217. Deutsche Dame um 1520. (Nach Hans Holbein.)

zehnten Jahrhunderts auch von der Enge befreit. Die Taille, welche vorher sehr hoch getragen worden, senkte sich auf ihre natürliche Stelle herab. Das Kleid erweiterte sich an Brust, Hüften und Armen und fiel in ungezwungenem, faltigem Fluß zu den Füßen herab. Die Erweiterung geschah Anfangs durch Öffnungen an den Gelenken, durch Schlitze, durch das Hervortreten des Hemdes und Unterlegung von farbigem Stoff. Dann aber wurde dieses wie bei den Männern, so auch bei den Frauen zur

bloßen Zierde, doch blieb einstweilen eine bequeme Weite, die sich an den Ärmeln selbst zu einigem Uebermaße steigerte.

Alles in allem genommen war somit die Frau der ersten Reformationsjahre eine edle und anständige Erscheinung, vielleicht hier und da von zu vieler und zu leichter Zierde, eine Erscheinung, deren vorwiegend malerischer Charakter noch durch Stoff und Farbe gehoben wurde. Denn bis zu dieser Zeit, bis zum Jahre 1530 etwa und noch darüber hinaus, waren die goldenen und silbernen Brokate, die reichen Gewebe von Sammt und Seide,



218. Deutsche Frauentracht, 1530. (Nach der Medaille der Susanna Selwein.)

alle die Prachtstoffe der spätgothischen Zeit mit ihren lebhaften Farben noch im Gebrauche, nur verfeinert durch zierlichere Renaissancemuster und nicht in der gleichen Fülle und Masse getragen. Die wirksamsten Farben, hochroth, goldgelb, standen in Vorliebe und wurden mit Schwarz und anderen dunklen Farben, sei es in breiten Flächen, sei es in schmälern Besatz, in Contrast gebracht, wozu ja die Mode der Schlitze die reichlichste und vollkommenste Veranlassung bot. Nach dieser Zeit aber, und insbesondere von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an gewinnen die dunklen Farben, die ins Dunkle gebrochenen Töne vor den hellen, lebhaften und kräftigen Farben die Oberhand.

Diese Veränderung des Farbengeschmacks hängt mit einer Umwandlung des Geschmacks überhaupt, ja mit einer Veränderung im Gange der

Cultur zusammen, die schon einige Male angedeutet worden, und deren früheste, am meisten charakteristische Erscheinung jene Veränderung bildet, welche mit der weiblichen Tracht an Brust und Hals vor sich ging. Wir erinnern



219. Deutsche Kindertrachten um 1515. Aus dem Weiskunig. (Nach einem gleichzeitigen Probedruck.)

uns des überaus tief gehenden Ausschnittes auf Brust und Rücken gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Aufgabe der neuen, ernster fühlenden Zeit ist es nun die Decolletirung zu mäßigen, was in verschiedener Weise geschieht, einmal durch Heraufwachsen des Kleides, sodann durch einen ge-

stikten Brusteinsatz mit Goldsaum, der erst von Leinwand war, dann von Sammt, Seide oder Brokat, in jedem Fall möglichst kostbar. Zum dritten wurde auch ein eigenes Kleidungsstück, der Koller, eine Art Krage von schwerem Stoff, der decken und wärmen sollte, um die entblößten Schultern gelegt. Man sieht ihn sehr häufig auf den Bildern bei den deutschen Frauen in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts.

Von diesen drei Arten ist nun diejenige, welche in dem Heraufwachsen des Kleides zum Halse besteht, die folgenreichste. Die Tendenz, die hier zu Grunde liegt, die Tendenz zu bedecken und zu verhüllen, hält an, bis sie ihr Ziel erreicht hat und gewissermaßen nicht weiter kann. Man kann es genau verfolgen, wie das Kleid über die Brust und die Schultern emporwächst und das Hemd mit dem goldenen oder gestickten Saume vor sich hertreibt. Zieht der Saum um das Jahr 1520 sich noch um Schultern und Brust herum, so umschließt er zehn oder zwanzig Jahre später gewöhnlich auch den Hals. Von hier kann er natürlich nicht weiter, da er sich an Kinn und Ohren stößt, aber es tritt nun, da die Tendenz anhält, das Hemd über ihn in einer leichten Krause heraus, die sich bald zu immenser Größe erweitern sollte (Abb. 216, 218 u. a.).

Natürlich geht das alles nicht in so regelmäßigem Laufe vor sich, daß man nicht verschiedene Moden und Weisen mit ihren Spielformen gleichzeitig neben einander sehen sollte, denn die Gefallsucht geht voran, die Bescheidenheit folgt langsamen Weges nach, und Alter und Rang und Stand machen ja auch ihre Unterschiede. Aber die Bewegung ist klar ausgesprochen und liegt völlig im Geiste der neuen, werdenden Zeit. Denn nunmehr hat die Reformation ihre Höhe überschritten, der Schwung der Zeit erschläfft, der Freiheitsdrang erlahmt, die Reaction erhebt ihr Haupt auf allen Gebieten, in Politik, Religion und Cultur. In diesem neuen Geiste wird das Costüm von der Tendenz der Verhüllung und Versteifung beherrscht, und in dieser Tendenz begegnet es den spanischen Moden, die bereits in dem gleichen Geiste völlig ausgebildet waren.

2. Kapitel.

Die Herrschaft der spanischen Moden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war ein Stillstand in die gewaltige Bewegung der Geister gekommen, welche die erste Hälfte dieses Säculums zu einer der merkwürdigsten Epochen der Weltgeschichte gemacht hatte. Die große Schlacht für Geistes- und Gewissensfreiheit war geschlagen, und die Kämpfer waren ermüdet vom langen Streite; der Aufregung folgte die Abspannung, und die Welt sehnte sich nach Ruhe. Hatte vorher der Drang, die mächtige Erhebung alle Zweige der Cultur in Schwung gesetzt, so erlöschte jetzt das Feuer und das Leben erstirbt in der Erschlaffung der Gemüther. Duldend, wie willenlos läßt die Welt über sich ergehen, was da kommt. Und es kommt die Reaction mit ihrer ertödtenden Kälte und Nüchternheit, die Erstarrung, die Versteifung, die Unnatur. Sie kommt, diese Reaction, über die Gelehrsamkeit, die so eben noch neue Wissenschaften gegründet hat, sie kommt über die Kunst, die der Manierirtheit anheimfällt, sie kommt über die Politik, die dem Absolutismus zustrebt, über Leben und Sitte, die in Spießbürgerlichkeit versinken, sie kommt über die Gewissen, denen nun, statt des großen Religionskampfes, der Prediger mit seiner Moral die Hölle heiß macht. Wie schuldbeladen verhüllten die Menschen mit Aengstlichkeit, was sie sonst nur zu offen den Blicken der Welt dar-

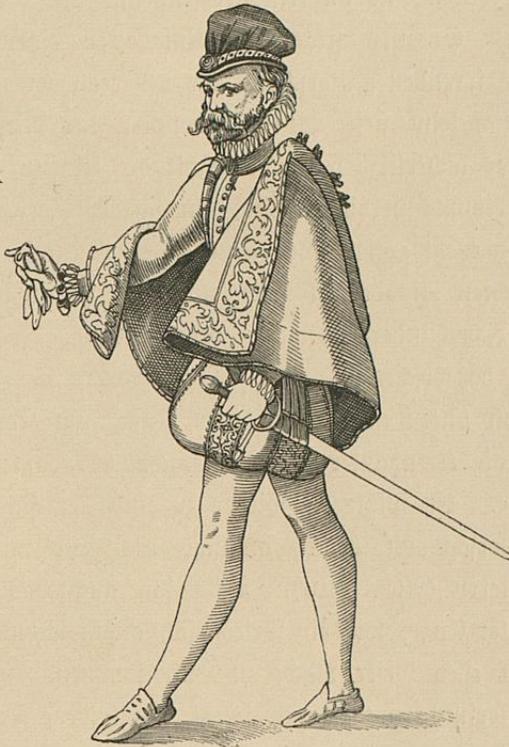
boten, und was sie frei und fröhlich gestaltet hatten, das wird steif und starr und verliert Leben und Farbe, um in der entgegengesetzten Richtung wieder dem grotesken Uebermaß zuzuschreiten. Soweit vorher das Maß des Wohlstandigen, des Schönen und Kleidsamen nach der einen Seite überschritten worden, soweit schwankt nun die Welt nach der anderen Seite hinüber.

Diesmal war es ohne Frage Spanien, welches in der neuen Richtung, in der Bildung der neuen Trachten- und Modeformen voranging. Es war ja auch das sechzehnte Jahrhundert seine große weltgeschichtliche Epoche, wo es in der Politik Europas, in der Politik der Welt die erste Rolle spielte. Es spielte sie auch im Reiche der Moden, wenigstens in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, oder früher schon, seitdem die deutsche Bewegung in Abnahme begriffen war.

Die spanische Ritterschaft war im Mittelalter der allgemeinen europäischen Mode gefolgt, so gut wie jeder andere Culturstaat Europas. Sie hatte die Entwicklung von der Länge und Weite zur Kürze und zur Enge mitgemacht und an den Seltsamkeiten des fünfzehnten Jahrhunderts theilgenommen. Ebenso schloß Spanien sich der reformatorischen Bewegung an, sowohl auf dem religiösen und politischen Gebiete wie im Costüm. Die Befreiung von der Enge, die Aufschlikung und was alles damit zusammenhängt, kennzeichnet die spanische Tracht in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts nicht anders wie die deutsche oder italienische oder französische. Aber es sollte schnell anders kommen. In Spanien geschah es, daß zuerst und sehr früh schon die politischen und religiösen Reformbestrebungen niedergeworfen wurden, daß Inquisition und Herrschergewalt sie unterdrückt hielten. Von diesem Momente an, seit der Mitte der zwanziger Jahre, nahm auch die Bildung der Trachtenformen einen anderen Gang. Spanien schuf sich sein eigenes Costüm, das sich aber sodann seinerseits nach einigen Jahrzehnten zur allgemeinen Mode erhob.

In gewissem Sinne geht die spanische Mode der deutschen Mode, wie sie die Landsknechte schufen, parallel. Die deutsche strebte, als die Freiheit gewonnen war, nach Breite und Fülle und ging dann in das Excentrische. Grade so auch die spanische Mode. Aber während die deutsche locker und lose liegt und lustig hinausflattert, ersezt die spanische den leichten Stoff

durch gerundete Ausstopfung (Abb. 220, 221). Und so wird die spanische Mode steif und starr bis zur Unnatur, indeß die deutsche noch länger der Freiheit huldigt, bis auch sie der Erstarrung anheim fällt. Was bei der deutschen Mode die leichte Zierde der Schlitze und der Pluderstoff, das sind bei den Spaniern die Puffen und Wülste; was dort die Pluderhose, das ist hier die Pumphose.



220. Spanischer Edelmann um 1570. (Nach Hans Weigel.)

Der Spanier war damals eine berühmte und vielbesprochene Erscheinung in Europa. Er war der Held des Jahrhunderts. In dem Reiche seines Königs Karlos, den wir Deutsche Kaiser Karl V. nennen, ging die Sonne nicht unter. Der Spanier hatte die letzte Burg der Araber genommen und die Mauren aus seinem Lande vertrieben; er hatte Amerika entdeckt, sich mit dem Golde desselben bereichert, und dort persönliche Heldenthaten verrichtet, denen nur die der Märchen gleich kommen; er herrschte in Italien, in den Niederlanden, in Burgund, und seine Flotten bedeckten die Meere.

Was Wunder, daß er stolz, hochfahrend und aufgeblasen that! war es doch der Zauber der Macht, der Thaten, der Wunder und der Märchen, der ihn umstrahlte. So kannten ihn alle Lande, stolz und bewußt, ritterlich und galant, höflich und fein, aber auch andererseits, wie es kam, herrisch und gewaltthätig, steif und manierirt, die ganze Figur beherrscht von jener falschen Würde, die man Grandezza nennt. Er glaubte die Grazien zu besitzen, aber es waren nur die Aftergrazien, nur ihre Carricatur, nicht sie selber. In jedem Spanier steckte die Anlage zu einem Don Quichote, dieser Blume der irrenden Ritterschaft, der unter allen tragikomischen Streichen unerschütterlich seine steife Würde behauptet, der mit dem armseligsten Meußeren, mit der lächerlichsten Trauergestalt die feinsten und edelsten Manieren des Ritterthums verbindet, in dem sich Weisheit und Thorheit so wunderbar zu einer unvergänglichen Quelle des Vergnügens mischen.

Doch betrachten wir des Näheren uns diese Figur des Spaniers aus dem sechzehnten Jahrhundert, wie er denn ausfah, da er die Welt beherrschte oder zu beherrschen glaubte! Wir nehmen zur Abwechslung einmal den Weg von unten nach oben, vom Fuße zum Kopfe hinauf. Die breiten Schuhe, die Kuhmäuler oder Entenschnäbel, paßten nicht zu seiner gespreizten Würde. Er spitzte sie wieder zu und ließ sie den ganzen Fuß bedecken, doch verschmähte er es anfangs nicht sie mit einigen feinen Schlitzen zu verzieren (Abb. 220). Bald saß auch das Beinkleid wieder straff in gespannter Enge, wie ein Tricot sich ansmiegend. Es war auch wirklich so, denn eben dieser Mode zu Hilfe kommend, wurde damals die Strumpffabrikerei erfunden, und nun konnte, in seidene Tricotstrümpfe oder vielmehr Beinkleider eingehüllt, die Schönheit des Beines sich in voller Anatomie sichtbar machen. Bein und Fuß konnten bei dieser spanischen Tracht wieder zu Ehren kommen.

Leider blieb die Mode nicht dabei stehen, sondern verlangte eine Zuthat, welche wieder die Schönheit verdarb. Wie die Landsknechte eine zweite Hose, eine Kniehose, über die erste zogen, nur aus senkrechten Borten bestehend, welche die Masse des pludrigen Stoffes zusammenhielten, so that der Spanier dergleichen, aber er legte unter die Borten einen mit Werg oder Wolle ausgestopften Wulst ringsum, welcher die Hüften zu einer entsetzlichen Dicke anschwellte. Zur Vereinfachung nahm er dann zwei kissen-



221. Erzherzog Albrecht, Statthalter der Niederlande, 1615. (Nach Rubens.) Spanische Tracht.

artige Puffen, welche angezogen und an das Wamms angehäfelt wurden (Abb. 220—222). In den niederen Ständen begnügte man sich mehr das Beinleid vom Knie aufwärts in langamerer Schwellung auszustopfen, die gewaltigen Puffen aber wurden ganz besonders vornehme Tracht. Man



222. Pumphose. Soldat mit Pike und Fahnenträger. Französisch. 1563.
(Nach einem Stiche von Verissim.)

ersieht das z. B. aus einer Stelle im Don Quichote, als die gute Sanchica, des Sancho Panja Tochter, von der Statthaltertschaft ihres Vaters erfährt: „Sagt mir, lieber Herr,“ fragt sie den Page, der die Nachricht gebracht hat, „trägt denn mein Herr Vater vielleicht angehäfelte Hosen, seitdem er Statthalter ist?“ — „Ohne Zweifel,“ meint der Page. „Ach du liebster

Gott," erwidert Sanchica, „o wie muß das das Herz erquiden meinen Vater mit Pumphosen zu sehen!"

Ganz dieselbe Entwicklung nimmt das Wamms. Die Arme schwellen entweder vom Handgelenk zu den Schultern an, oder es werden die Oberarme mit ähnlichen Puffen umlegt wie die Hüften und Oberschenkel, die

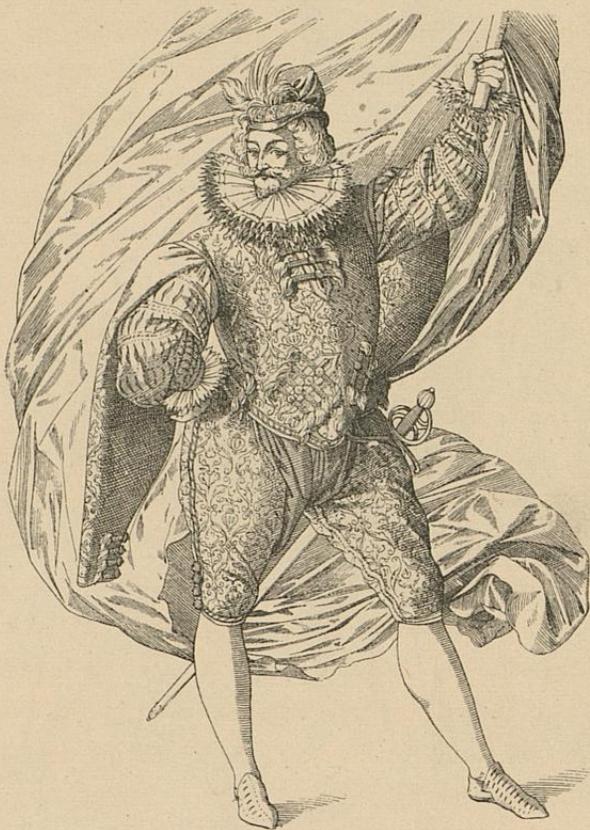


223. Tracht mit Gänsebauch. Fahnenträger aus dem niederländ. Kriege. 1585.
(Nach D. Goltzius.)

Brust wird wattirt, ausgestopft, und da die Taille wegen der Puffen um die Hüften nicht weiter herabrücken kann, so senkt sich ihre Linie vorn über Magen und Unterleib und bildet hier eine entsetzliche Anschwellung, die schon damals mit dem Namen des spanischen Gänsebauches bezeichnet wurde (Abb. 223, 224). Kriegsleute schnallten ihn einfach als eine Art von Panzer vor; die Rüstung, die man darüber trug, mußte, wie man an

vielen Beispielen erkennen kann, sehr weit gemacht werden, um den Gänsebauch, die Pumphosen und die Schulterpuffen zu fassen.

Die Anschwellungen machen nun bereits aus dem Spanier eine völlig groteske Erscheinung; aber er hat noch mehr von dieser Art. Auch bei ihm ist das Wamms in die Höhe gerückt und hat das Hemd vor sich her-



224. Tracht mit Gänsebauch und Kröse. Fahnenträger aus dem niederländ. Kriege. 1585.
(Nach D. Goltzius.)

geschoben. Da es unter dem Kinn anlangt und nicht weiter kann, so tritt das Hemd mit einem kleinen Kragen heraus, der in krause Falten gelegt wird. Das ist der bescheidene Anfang einer großartig bizarren Mode. Die Krause wächst und wächst und gestaltet sich binnen wenigen Jahren, kaum kann man Jahrzehnte sagen, zu jenem gewaltigen Mühlsteinkragen, der in der Costümgeschichte als spanische Krause, in Deutschland als Kröse bekannt

ist. Brenneisen und Stärke, in diesem Jahrhundert höchst wichtige Instrumente der Toilette, dienen dazu den mehrere Ellen langen Stoff durch Schlangenwindungen auf den Umfang des Halses zurückzuführen. Natürlich konnte diese Krause nicht am Hemde bleiben, sondern sie wird ein selbständiges Kleidungsstück (Abb. 220—225).

In dieser Form und Größe mußte die Krause wieder auf Bart und Haupthaar zurückwirken. Sie stand wie ein Mauerwall, über den weder Locken noch Bart hinüber konnten. Bei beiden macht sich daher die Tendenz der Verkürzung geltend. Zuerst stutzt der Spanier seinen Vollbart, dann entfernt er ihn von den Wangen und hält nur den Kinnbart in einiger Länge, der sich spitz und lang auf die Krause legt. Aber auch dieser ist nicht immer seines Lebens sicher. Die Locken fallen alle, und auch die deutsche Kolbe, welche z. B. Karl V. und Ferdinand I. in den zwanziger Jahren tragen, ist noch zu lang, und wenig Zeit vergeht, so sieht man auf allen spanischen Männerköpfen das Haupthaar ganz kurz rings über den Kopf abgesehritten. Dazu paßt nun freilich das deutsche Barett durchaus nicht, das zuviel freien Schwung besitzt. Der Spanier hat daher den Hut behalten oder wieder angenommen; er trägt ihn in zierlicher, aber steifer Gestalt, von Seide oder Sammt, mit kleinem Rande, schräg auf das geschorene Haupt gesetzt.

So ist der Spanier fertig. Doch nein, noch nicht ganz. Es darf nicht vergessen werden, daß sich eine gleiche Krause wie um den Hals als Manschette um seine Hände legt, und daß, wenn er öffentlich erscheint, um seine Schulter „das Mäntelchen von starrer Seide“ hängt. Er hat den kurzen, nur bis zur Taille oder höchstens auf die Hüfte reichenden kurzen Mantel des fünfzehnten Jahrhunderts behalten, während der Deutsche die andere Form des Oberkleides, den Rock, die Schaubе, entwickelte. Dieser Mantel (Abb. 220) ist nur eine Zierde, er deckt nicht und wärmt nicht; er hatte es auch nicht nöthig, da die dicken Puffen und Wülste schon das Ihre thaten. Endlich gehört zur vollen Tracht des Spaniers noch der Stoßdegen, die lange Toledo-klinge, die er so trägt, daß die Spitze hinten hinaus höher steht als das Heft, darauf er gewöhnlich die linke Hand legt; die Puffen erlauben es nicht anders. Alle Spanier tragen ihn ohne Ausnahme, „bis herab auf die Schuster und die Schneider und die anderen Künstler“, wie Becellio sagt.



225. Infantin Isabella Clara Eugenia, Statthalterin der Niederlande, 1615. (Nach Rubens.) Spanische Tracht.

Und nun die Spanierin, ist sie würdig ihres stolzen Gemahls? ist sie eine Figur, die ihm gleich kommt an Breite und Fülle, an Steifheit und falscher Grazie? Ein jedes, Mann und Frau, hat seine Weise, aber es lebt immer der gleiche Geist in beider Kleidung. So ist auch hier beider Tracht nahe verwandt und zum Theile eine und dieselbe. Beiden gemeinsam ist die Ausstopfung an den Armen, um die Schultern, auf der Brust, wenn auch bei der Dame statt des Gänsebauchs nur eine Spitze, eine Schneppe sich tief herabsenkt; beiden gemeinsam ist die große Krause mit den dazu gehörigen Manschetten, verschieden aber natürlich die Tracht von den Hüften abwärts und die Tracht des Haares, obwohl beide von derselben Tendenz erfüllt sind. Das Haar, um das zuerst zu besprechen, kann nicht, wie man noch im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts auch bei der Spanierin sieht, auf die Schultern herabfallen; die große Krause versperrt den Weg. Der Mann in gleichem Falle schneidet das Haar kurz, die Frau aber, die ihren schönsten Schmuck doch nicht kürzen mag, nimmt es aus Nacken und Schläfen herauf, sammelt es oben auf dem Scheitel und ordnet es hier und thürmt es mit Draht und Nadeln in verschiedenen Coiffüren in die Höhe (Abb. 225). Zu diesen Coiffüren, wenn ihre Höhe es erlaubte, wurde ein kleines Hütchen von Sammt oder Seide hinzugefügt, das dem des Mannes entsprach, und an dieses Hütchen oder auch an das Haar ein Schleier befestigt, der hinten über den Rücken herabfiel. So die Dame. Die Duenna aber, die bekannte Begleiterin und Jugendwächterin, die sich nicht durch Schönheit, Anmuth und Jugend auszuzeichnen pflegte, die „weißschleirichte, breite und bebrillte Duenna“, wie sie im Don Quichote genannt wird, hüllte ihre ganze Gestalt mit sammt dem Gesicht in diesen weißen Schleier ein.

Die spanische Dame hatte auch die alte, dem ganzen Mittelalter eigenthümliche Sitte zweier Kleider, eines unteren und eines oberen, beibehalten (Abb. 225, 226). Das obere war nach Thunlichkeit reich geschmückt, von reichen Stoffen, mit Schmuck, mit Stickerei, mit Perlen und Edelsteinen besetzt. So wenigstens am Hofe und bei reichen und vornehmen Damen. Mit dem unteren Kleide war es ebenso, wo es sichtbar wurde. Dieses geschah in der Regel nicht an der Brust, welche ganz bedeckt war, wohl aber an den Ärmeln, wenn diejenigen des Oberkleides fehlten oder offen

von den Schultern herabfielen, und regelmäßig vorne am Rock. Hier unter der Brust abwärts spaltete sich das Oberkleid; seine Säume gingen schräg auseinander, und so wurde das Unterkleid in dem Zwickel sichtbar (Abb. 235, 239 u. a.). Beide aber waren gleich steif und faltenlos ausgespannt, und zwar mit Hilfe eines Reifrocks, der jetzt zum ersten Male in der Costüm-



226. Neapolitanische Dame in spanischer Mode. Um 1670. (Nach H. Weigel.)

geschichte erscheint. Soweit hatte es die Tendenz der Anschwellung gebracht; die ausgestopften Rissen genügten nicht mehr; Draht, Fischbein, Sonnenbänder, Eisenreifen wurden zu Hilfe gerufen (Abb. 227, 234, 247).

Als Sancho Panza — ich citire wieder Don Quichote — zum Statthalter ernannt worden, ist seine Gattin bedacht sich des hohen Amtes würdig zu kleiden. „Herr Pfarrer,“ sagt sie zum Geistlichen, „forscht mir doch aus, ob es hier nicht einen giebt, der nach Madrid geht oder nach Toledo,

daß er mir einen runden Reifrock kauft, recht und gerecht, nach der Mode und so schön man ihn nur haben kann, denn meiner Seel, ich will der Statthalterschaft meines Mannes, soviel ich nur immer kann, Ehre machen.“ Der Reifrock war also der vornehmen Spanierin ein nothwendiger Bestandtheil ihrer Kleidung geworden. Aber bis gegen das Ende des sech-



227. Dame mit Vertugalla (Reifrock), 1605. Französisch.

zehnten Jahrhunderts trug sie ihn noch in ziemlich maßvoller Gestalt, von der engen, stark eingeschnürten Taille in grader Linie wie ein Regal abwärts sich erweiternd, darüber dann die Röcke in faltenloser Spannung ausgebreitet lagen. Dann erst blähte er sich auf in kühnem Schwung der Linie; hierin waren die Französinen bereits vorangegangen.

Zu dieser Zeit hatte Frankreich noch keineswegs die Führung in der Mode, vielmehr wird ausdrücklich von den Franzosen gesagt, daß sie die fremden Moden nachahmen. Und es ist an den zahllosen Bildern leicht zu

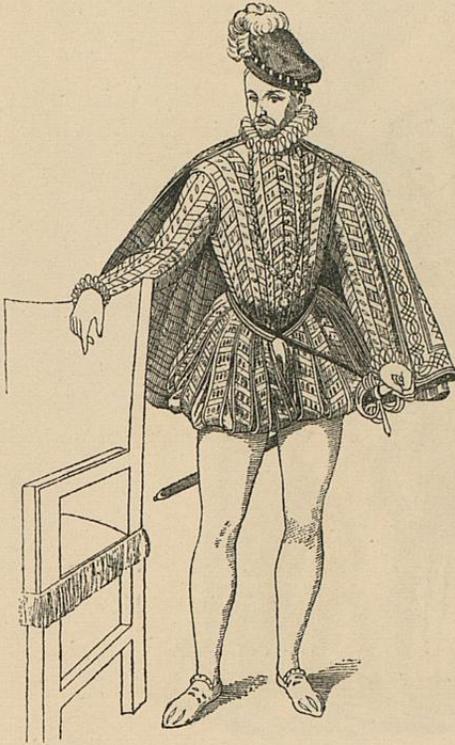
sehen, daß sie schon seit den letzten Zeiten Franz des Ersten bis zum Ausgang des Jahrhunderts von den spanischen Formen beherrscht sind. Allein mit beweglicherem Sinne begabt als diese, weniger ernst, leichteren Blutes, den Wechsel und den Putz liebend, änderten und wechselten sie häufiger. Daher wurde denn von einem Maler erzählt, der die verschiedenen Nationen



228. Vornehme französische Tracht von 1565. (Glasgemälde in St. Etienne zu Beauvais.)

in ihren Costümen darzustellen hatte, er habe den Franzosen nackt gemalt mit einigen Stücken bunten Gewebes zu seinen Füßen, meinend, er solle sich selber kleiden, da niemand sagen könne, wie er es machen werde. Es war aber nicht so schlimm. Was die Franzosen in dieser Zeit änderten und wie sie wechselten, das geschah alles innerhalb der großen Trachtenformen (Abb. 228), worin die Spanier im Sinne der Reaction vorangingen. Die Franzosen, so beweglich sie waren, konnten sich in keiner Weise davon losmachen (Abb. 229, 230, 231).

So tragen sie das Tricotbeinkleid und darüber die Puffen, so das ausgestopfte Wamms und den Gänsebauch, nur daß sie dieses vorge schnallte Rissen, zu einer Zeit wenigstens, noch viel ungestalteter und grotesker machten als die Spanier; so tragen sie das kurze Mäntelchen, das kaum den Rücken bedeckt, die große Krause, das kurze Haupthaar, und stuzten



229. Französische Tracht um 1560. König Karl IX.
(Eelgemälde in Paris.)



230. Heinrich IV. von Frankreich. 1600.

den Bart bis zum kleinen Henri quatre, der seinen Namen uneigentlich führt, denn Heinrich IV. (Abb. 230) trug einen gestutzten, kurzen Vollbart. Ebenso ist es mit den Französinen; im Großen betrachtet, bietet ihre Kleidung durchaus keine Eigenthümlichkeiten, keine nationalen Unterschiede. Nur die Sucht aufzufallen, zu übertreiben, die gangbaren Formen ins Extrem zu führen, macht sich wohl bei ihnen bemerkbar. Daher sind sie es, die dem Reifrock erst die geschweifte Glockenform und dann die Sonnenform geben, bei welcher der Rock von der Taille erst horizontal absteht,

bevor er sich mit der Sonnenschwellung niederjenkt. Die Dame wandelte somit wie in einem Gehäuse, auf welches sie ihre Arme stützen konnte (Abb. 227). Der Reifrock, so originell französisch geworden, erhielt daher auch in Frankreich einen eigenen Namen, *vertugalle*, d. i. gallische Tugend, oder *vertugadin* (*vertu gardien*), d. i. Tugendwächter.



231. Französische Tracht unter Heinrich III., um 1580. (Gemälde in Rennes.)

Wir wissen daher, wie es zu verstehen ist, wenn die französischen Schriftsteller dieser Zeit und andere Berichterstatter, wie z. B. die venetianischen Gesandten, welche über die Kleider des Hofes wie über die Politik berichten, wenn sie von dem außerordentlichen Kleiderluxus und dem beständigen Wechsel am Hofe der letzten Valois erzählen. Brantome z. B., der es alles miterlebte, rühmt von seiner angebeteten Königin Margot, der ersten Gemahlin Heinrichs IV., Margarethe von Valois, daß sie die Modenkönigin gewesen, daß sie allen vorangegangen, unerschöpflich in der Er-

findung neuer Moden gewesen sei, und alles ihr wohlgestanden habe, was nur immer von der Art sie erdachten. Wenn sie auf Reisen war, kamen die Provinzialen zusammen sie zu sehen und als Bild der schönsten und vornehmsten Mode zu bewundern. Und sie kleidete sich dann, ihnen zu Gefallen und ihnen eine Freude zu machen, in ihre herrlichsten und neuesten



232. Französische Edelfrau. Um 1570. (Nach Hans Weigel.)

Pariser Gewänder, zu denen aber der Reifrock, die Puffen (Abb. 232), die große Krause mit Nothwendigkeit gehörten.

Ebenso ist es mit dem, was von König Heinrich III., dem Kragenstärker und Friseur seiner Gemahlin, erzählt wird (Abb. 233). Ein weiblicher König, dem nur gefiel, was weiblicher Art war, der sich bei Festen als Amazone kleidete und im Bette schlief mit einer Maske über dem Gesicht und Handschuhen an den Händen. Den größten Theil des Tages, den größten Theil seiner Regierung verbrachte er in den Sorgen und Ge-

schäften der Toilette. Und wie er, so mußten es seine Lieblinge machen, die Mignons, mit denen er sich umgab (Abb. 234). Es war ein Hof von weibischen Stutzern, von denen ein jeder wenigstens dreißig Kleider haben mußte, um den ganzen Monat ohne Wiederkehr zu wechseln. Aber diese Kleider entfernten sich in ihrem Charakter nicht von der herrschenden

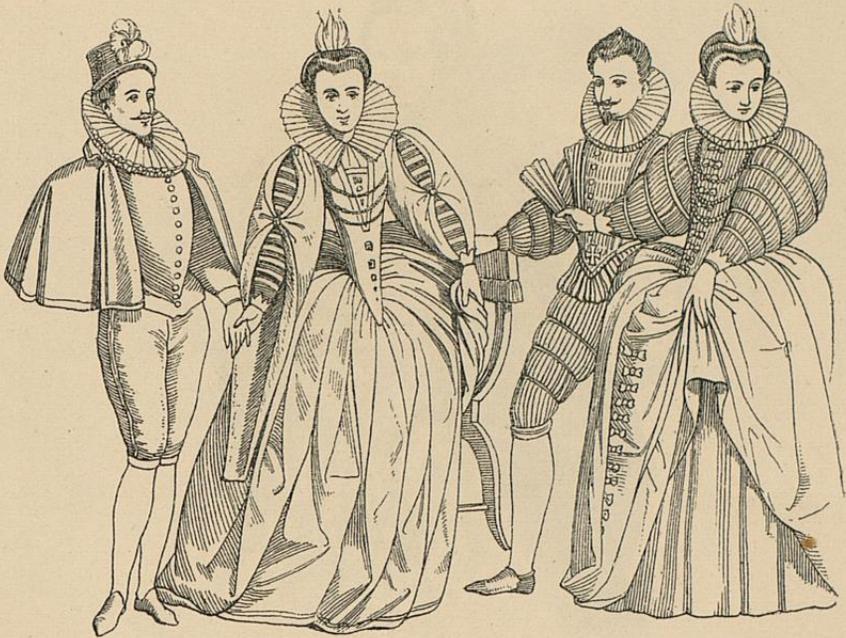


233. König Heinrich III. von Frankreich. Mignoncostüm. (Gemälde im Louvre.)

Mode. Heinrich III., der die königliche Würde und Majestät in der Unbeweglichkeit seiner Figur sah, übertrieb die Modedeformen höchstens zur Caricatur. Was seine und seiner Stutzer Kleidung Besonderes hatte, das waren die lichten und süßlichen Farbentöne. Während allgemein in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Farben der Kleidung dunkler wurden, kleideten sich die Mignons mit Vorliebe in Blaugrün und Rosa, und ihnen nach thaten es viele andere am französischen Hofe. Sonst folgten sie allen Richtungen der Zeit oder gingen ihnen voran, so auch darin, daß

sie ihre Kleidung mit Schmuck, mit Perlen und Edelsteinen besetzten, ja selbst Schmuck im durchbohrten Ohre trugen.

Die Schmuckliebe war von der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf die zweite übergegangen, aber wie die Kleidung Brust, Hals und Arme zu bedecken begann, so entzog sie den Schmuck dem Körper und nahm ihn auf sich (Abb. 225, 236, 245). Zu keiner Zeit wohl sind die Kleider der Damen mit so viel Schmuck bedeckt gewesen wie zu dieser, da sie ängstlich



234. Französische Herren (Mignons) und Damen aus der Zeit Heinrichs III. (Von einem Gemälde im Louvre.)

das Nackte zu verhüllen trachteten. Die Goldstickerei und die Besetzung mit Schmuck, mit Perlen und Edelsteinen machten die Hauptarbeit an einem Kleidungsstücke aus. Die Italiener machten vor allen den Engländerinnen den Vorwurf die Kleider mit allzuviel Schmuck geschmacklos zu überladen, während sie selbst mit viel weniger einen viel besseren Effect erreichten, weil sie es besser zu vertheilen und zu contrastiren verstanden; jene, meinten sie, ließen nicht einmal den Grund durchblicken. Es mag etwas Wahres daran sein, wenn man von den Tausenden von Thalern liest, welche solche Kleider kosteten. Mancher trug ein Landgut in seinem Wammse. Die

Königin Elisabeth trug einmal bei Gelegenheit einer Audienz, welche sie dem französischen Gesandten gab, ein Kleid, an welchem hundert Personen drei Wochen lang gearbeitet hatten.

Diese jungfräuliche, bekanntlich sehr eitle Königin gab viel auf die Toilette (Abb. 235, 236). Bei ihrem Tode hinterließ sie in ihrer Garderobe dreitausend Kleider. Seit sie Königin geworden, folgte sie ganz den



235. Königin Elisabeth von England. Um 1550. (Nach Shaw.)

steifen spanischen Moden, sodaß man sie nur mit der großen Radkrause, mit Schulterpuffen und Steifrock sich vorstellen kann. England folgte ihrem Beispiel. Hatten zu Holbeins Zeiten, wie man aus seinen berühmten Portraitzzeichnungen ersieht, die freien deutschen Modeformen vorgeherrscht — die Köpfe der englischen Damen hatten sogar etwas Originelles in ihrem Putze gehabt —, unter der Königin Elisabeth ist das gänzlich vorüber. Die volle Steifheit tritt ein, anfangs um 1560 bis 1570 wohl noch mit einfachen Gestalten (Abb. 237), dann stopft man sich aber aus, Damen wie Herren, daß für die letzteren die Sitze im Parlamente erweitert wurden, und diejenigen

welche sich besonders durch die Breite ihrer Beinkleider auszeichneten, auch eine besondere Bank erhielten. Solche Uebertreibung ging noch in das siebzehnte Jahrhundert hinüber, in die Zeit Jakobs I., dessen Tochter Elisabeth, die nachherige Pfalzgräfin davon ein Beispiel am Hofe bildet (Abb. 247).

Am freiesten der spanischen Mode gegenüber hielt sich noch Italien, aber nur die Hälfte, denn jener Theil, welcher politisch unter spanischer Herrschaft stand, war auch in der Kleidung der spanischen Art völlig unter-



236. Königin Elisabeth von England. Um 1590.

worfen. So kleidete sich (Abb. 226) niemand steifer, schwerfälliger als die Dame von Neapel, das damals spanisch war, nach der Regierung und nach der Mode. Sie hatte noch die Unsitte hohe hölzerne Unterschuhe zu tragen, und sie hatte damit einen so unsicheren, unbeholfenen Gang, daß, wenn sie spazieren ging, zwei Herren, rechts und links, sie unter der Achsel halten mußten. Im unabhängigen Italien, in Florenz z. B. so wie in Venedig, folgten Herren wie Damen ebenfalls den herrschenden Moden, aber sie wußten sie mit Geschmack und Freiheit zu behandeln (Abb. 238, 239). Man erkennt in den zahllosen Figuren, wie sie uns die Kunst darbietet,

überall die Motive der Zeit, aber überall auch mit freierem Geschmack verwerthet oder verändert. Die Kunst lebt noch, und von der großen Zeit her ist noch ein persönlicher Geschmack unter Italienern und Italienerinnen vorhanden, welcher auch dem mißgestalteten Costüm noch schöne Seiten abzugewinnen weiß. So findet man das ganze Jahrhundert hindurch vor-



237. Junge englische Dame um 1560. (Nach S. Weigel.)

treffliche Figuren, — man braucht nur Becellios Trachtenbuch zu durchblättern — Figuren, die sich ebenso durch die Schönheit der ganzen Erscheinung wie durch noble und freie Haltung auszeichnen, ganz im Gegensatz zu der spanisch-französischen Art. Und dies gilt von Männern wie von Frauen.

In dieser ihrer freieren Art folgten die italienischen Damen nicht so ausschließlich jener Tendenz, welche Brust und Hals völlig verhüllt. Nicht selten tragen sie den Hals frei und die Brust offen, womit sie auch in eigenthümlicher Weise die große Krause zu verbinden wissen, indem sie die-

selbe dem Saume des Kleides von der Brust aufwärts um den Nacken herum folgen lassen (Abb. 240). Diese Mode bewahrt sie vor der steifen Haltung. Die Italiener waren es auch zuerst, welche mit der Krause die Spitze verbanden — sie ist ja italienische Erfindung — und dadurch die Ursache einer völligen Umwandlung von Krause, Kragen und Manschetten wurden, eine



238. Italienische Dame aus Siena. Um 1570. (Nach Hans Weigel.)

Umwandlung, welche zwar noch in dieser Periode begann, aber erst in der folgenden, während der Zeit des dreißigjährigen Krieges, zur Vollendung kam. Zunächst setzte sich die Spitze in der wohlbekannten regelmäßigen Kettellaform sackenartig, daher ja auch Spitze oder Kante genannt, an den Rand der Krause an und folgte allen ihren Windungen am Halse wie an den Händen. Sie war so nur Besatz, nur Nebensache; einmal aber vorhanden und des Beifalles sich erfreuend, wuchs sie und wurde bald zur Hauptsache (Abb. 225, 240).

Eine andere, wenn auch nicht allgemeine Eigenthümlichkeit der italienischen Damen zu dieser Zeit war ihre Vorliebe für das rothe, oder sagen wir lieber, das rothblonde oder blonde Haar, ein Schmuck, mit dem ja die Natur die südlicheren Nationen mit gebräunter Hautfarbe selten begabt hat. Zu dieser Zeit aber liebte man in Italien das röthliche Haar; man liebte



239. Italienische Dame aus Ferrara. Um 1570. (Nach Hans Weigel.)

es in der Kunst, wie die Madonnen beweisen, man liebte es an sich selber, wie man an den Bildnissen — wir erinnern beispielsweise an die berühmten Palmas in der Belvedere-Galerie zu Wien — ersehen mag. Was die Natur versagt hatte, das stellte man künstlich her. Viele Damen trugen erkaufte rothes Haar, das ihnen der Handel aus dem Norden zubrachte, gleich den Römerinnen der Kaiserzeit, viele aber färbten ihr eigenes Haar. Es gab dazu eine Salbe oder ein reizendes Wasser, vielleicht dasselbe Mittel, mit welchem anderthalb Jahrtausende früher schon die Frauen der Ger-

manen der Natur nachhelfen oder ihren Mangel ersetzen. Die Damen, welche dieses Mittel gebrauchen wollten, setzten sich an einem sonnigen Tage auf die Altane, auf das Dach ihres Hauses, bedeckten sich mit dem breiten Rande eines Strohhuts, aus welchem der Kopf herausgeschnitten war, breiteten rings von allen Seiten die Haare darüber aus, damit die Sonne Zugang fände, und kämmtten und bürsteten sie fort und fort mit ihrer



240. Venetianerin (Hohe Frisur und Spigentragen). 1578. (Nach Giac. Franco.)

Salbe. Das geschah, bis unter gemeinsamer Wirkung von Sonne und Aegymittel die Haare erblaßten und jenes Blond oder Roth annahmen, welches man so häufig an den Portraits venetianischer Damen bewundert. Diese waren es auch vorzugsweise, welche von diesem Mittel Gebrauch machten. Doch waren sie nicht die einzigen. Wenigstens verbreitete sich die Vorliebe oder sagen wir lieber die Mode des blonden Haares durch die ganze civilisirte Welt, nur hatten die Damen in England und in Deutschland es weniger nöthig zu diesem Mittel zu greifen, da bei ihnen die Natur dem

Modegeschmack mehr zu Hilfe kam. Doch kommt es allerdings vor, daß sie im ungünstigen Falle weder das eine noch das andere Mittel verschmähten, weder die Salbe noch die falschen Haare, die „todten“ Haare, wie man damals sagte, weil sie todten Frauen abgesehritten waren. Andere aber beschuldigte man mit Unrecht, wie die Italiener ohne Grund die Königin Elisabeth in Verdacht hatten, welche stolz war auf ihr rothes Haar; in diesem Punkte war sie, die große Heuchlerin, ohne Falsch.

In Deutschland lagen die Dinge zu jener Zeit, als die spanischen Moden ihren Weltgang begannen, nicht unähnlich denen in Italien. Fanden sie hier Eingang auf dem Wege von Neapel und Mailand, so war es in Deutschland das Kaiserhaus, welches den Uebergang erleichterte. Spanier waren es, welche sie nach Deutschland brachten, die Spanier am Hofe und im Heere Karls V. Der deutsche Kaiserhof wurde in seinem Aeußeren vollkommen spanisch und blieb es bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein, selbst dann noch, als die übrige Welt sich schon französisch trug. Aber fand die spanische Steifheit in Italien ein Hinderniß am italienischen Kunstgeschmack, so fand sie es in Deutschland wohl nicht am Geschmack, aber an einer ausgeprägten Richtung der Trachten, die sich, wenn es in Culturländern überhaupt möglich wäre, zu einer Nationaltracht hätte herausbilden können. Bluderhose und Bludervammis haben das größte Unrecht darauf, und wenn sie es nicht zu einer nationalen, d. h. zugleich dauernden Tracht gebracht haben, so waren sie doch entschieden deutsch. Als solche wurden sie auch überall in der Fremde anerkannt.

Spanisch und deutsch traten also auf deutschem Boden in Kampf (Abb. 241, 242). In diesem Kampfe fand Spanien einen weiteren Bundesgenossen in jenem Geiste der Reaction, welcher die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts beherrschte und die Moden zwang sich zu versteifen und das Nackte zu verhüllen. War z. B. die männliche Decolletirung bereits um 1530 verschwunden, so war es zwanzig Jahre später mit der weiblichen ebenso. Nur gewisse Trachten halten noch eine Weile am Alten fest, so die Brautkleidung deutscher Patrizierinnen, welche noch 1570—1580 das Kleid tief ausgeschnitten tragen, Brust und Schultern aber bis zum Halse hinauf mit fein gefaltetem Hemde bedeckt, worüber das offene Haar herabfällt. Die deutsche Tracht wurde von diesem Gesichtspunkt aus so

ehrbare, daß selbst die strengsten Sittenprediger — und sie sind zahllos und überaus grob in jener Zeit — nichts daran auszufügen finden, als die Buntheit und die Verschiedenheit.

In diesem Punkte haben sie nicht so ganz Unrecht, denn da deutsche und spanische Moden zugleich auftreten, so sind die Formen doppelt, und



241. Deutscher Edelmann nach deutscher Mode. Um 1570.
(Nach Hans Weigel.)



242. Vornehmer deutscher Herr nach spanischer Mode.
Um 1570. (Nach Hans Weigel.)

in dem Kampfe kommt es nicht selten vor, daß Spanisches und Deutsches an demselben Körper zugleich gesehen wird. Für gewöhnlich kann man die eine Tracht bestimmt von der anderen unterscheiden, bis gegen den Schluß des Jahrhunderts die spanische den Sieg davon zu tragen scheint, um alsbald darnach in einer neuen Periode sich gänzlich umzuwandeln.

Am klarsten stellt sich der Kampf in der männlichen Kleidung dar. Hier streitet die Pludertracht gegen die ausgestopfte Tracht, das Barett gegen den Hut. Am schnellsten ergeben sich Haar und Bart. Kragen und

Krause zwangen beide zur Kürzung, wie es schon in Spanien die Sitte war, das Haar wurde selbst struppig nach oben frisirt gleich einem Stachel-schwein. Darauf trug der Deutsche noch 1550 das Baret, aber er hatte ihm bereits seine groteske Gestalt genommen, er hatte den Rand verkleinert, und nun hob er seine Decke mit Hilfe von Draht, als wollte er das Baret dem seidenen spanischen Hute ähnlich machen (Abb. 241, 242). So war es auch; es war unbewußt die Tendenz. Bald tragen die Vornehmen Kopfbedeckungen, von denen man nicht mehr weiß, ob man sie Hüte oder Barette nennen soll, zumal ihr Stoff Sammt oder Seide ist. Neben dieser Umwandlung des Baretts erscheint aber auch der wirkliche Hut, entweder durch spanischen Einfluß als feinste Mode auf den vornehmsten Köpfen oder ganz von unten herauf in unförmlichster Gestalt aus dem tiefsten Grunde der Gesellschaft. Es ist der alte, im fünfzehnten Jahrhundert hoch ange-sehene Filzhut, der unter der Herrschaft des Baretts bei den Bauern sein Dasein gefristet hatte, und nun mit den wildesten und rohesten der bereits entarteten Landsknechte wieder auf dem Schauplatz erscheint. Seine große Zeit sollte aber erst in der nächsten Periode kommen. — Mit der Verkleinerung des Baretts hatte sich auch das mächtige Gefieder nach und nach kleiner und bescheidener gestaltet; in dieser Zeit, etwa um 1570, saß es gewöhnlich wie ein kurzer gedrängter Busch über der Stirne (Abb. 241, 242).

Ebenso bestimmt kann man die Phasen des Kampfes an Wamms und Beinleid unterscheiden. Anfangs scheint es fast, als wolle die Pludertracht protestantisches Costüm werden, die Ausstopfung aber katholische Tracht. Aber es bleibt nicht so. Es ist richtig, daß jene, ein Geschöpf der reformatorischen Bewegung, auch vorzugsweise in protestantischen Ländern zu Hause ist, und es wird dies von ihren Predigern anerkannt. Aber ihre Fürsten kleiden sich bald spanisch wie der kaiserliche Hof, und die Vornehmen folgen nach und nach ihrem Beispiel, zumal einzelne Fürsten die Pludertracht nicht an ihrem Hofe dulden und mit Gesetz und Gewalt gegen sie vorgehen. Die Pluderhose (Abb. 241) sucht sich wohl durch Verkleinerung anständiger, minder grotesk zu gestalten, aber vergebens; gegen den Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts findet sie ihr Ende, die Schweizer ausgenommen, welche die „Hemdfähnlein“ als Nationaltracht behalten.

Aber auch das ausgestopfte Wamms und zumal das Bein Kleid bleiben nicht spanisch. Zwar gab der Deutsche, der sich also trug, an grotesker Ungehalt dem Spanier nichts nach. Er legte den Gänsebauch vor vom Halse herab bis tief über den Gürtel, „wie ein Erker an einem Haus hanget, das er schier umziehen möchte“ (sagt Oslander 1586); er stopfte die Puffen des Bein Kleides mit Berg und Wolle, auch mit Kleie und Weizen in ungeheurer Weite aus: aber es kam eine dritte Form des Bein Kleides, ein Mittel ding zwischen beiden, der landsknechtischen und der spanischen Hose, welche endlich bleibend wurde und den Ausgang des modernen Bein Kleides bildet. Von jener nahm sie die Zweitheilung in Kniehose und Strumpf, von dieser anfangs noch die Ausstopfung an, aber nicht mit den angezogenen oder umgelegten Puffen, sondern in bescheidnerer und natürlicherer Ausweitung von den Hüften bis zu den Knien.

Natürlich war mit der spanischen Mode auch das spanische Mäntelchen gekommen, und ebenso, wie es mit Barett und Hut ergangen war, hatte es um der Concurrnz willen die deutsche Schaubc gezwungen ihm ähnlich zu werden. Dieses breite und reiche Oberkleid verkürzt sich also zur „Puffjacke“, daß es kaum noch zu den Hüften reicht, zieht seine reiche Verbrämung ein und bewahrt kaum noch einen kleinen stehenden Krage, der an seine alte Abkunft erinnert. Nur als Amtstracht z. B. der Rathsherren führt es, seiner früheren Gestalt noch ähnlich, ein erstarrtes Dasein weiter. Als vornehme Tracht von dünner Seide, bestickt, vielleicht noch mit Perlen besetzt, ist es kaum noch vom spanischen Schultermantel zu unterscheiden (Abb. 241, 242). Zu schützen und zu wärmen brauchte es ja nicht, da die Wattirung in dieser Beziehung alle Sorge übernahm.

Winder klar vielleicht spricht sich der Kampf in der Kleidung der deutschen Frauen aus, aber das Resultat war darum kein anderes. Zwischen den Jahren 1550 und 1570 kann man an den Frauen deutscher Stände noch manche Trachtenformen bemerken, die ihnen eigenthümlich zu sein scheinen, so hier und da geflochtene Zöpfe oder ein Oberkleid, das, von den Achselhöhlen abwärts wie ein Kegel sich erweiternd, ohne die geringste Andeutung einer Taille in grader Linie zu den Füßen herabreicht. Sa viel später noch sieht man erst recht Eigenthümlichkeiten, die ganz abseits der Mode liegen. Das kommt daher, daß seit dieser Zeit Deutschland immer

mehr nach Landschaften und Städten in abgeschlossene Kreise zerfällt, die sich politisch wie social gegen einander absperrn und in ihrer Absperrung besondere Sitten, besondere Trachtenformen ausbilden oder annehmen. Letztere sind meist stehen gebliebene, erstarrte, verkommene Moden. In dieser politischen und socialen Tendenz der Trennung und Isolirung ist die



243. Deutsche Dame aus Augsburg. Um 1570. (Nach Hans Weigel.)

Entstehung der Volkstrachten begründet, deren Betrachtung außerhalb unserer Absicht liegt. Diesen Volkstrachten aber gehören jene Eigenthümlichkeiten an.

Was dagegen von deutschen Frauen der Mode zu folgen vermag (Abb. 243, 244), das schließt sich auch nach und nach den spanischen Formen an, ohne nur im geringsten ihre Excentricitäten zu mildern; ja sie gehen noch früher mit den Französinen zum Extrem. Sie breiten die Kröse aus, daß sie mit Drahtgestell unterstützt werden muß (Abb. 245); sie

thürmen das Haar über der Stirne, gleichfalls mit Hilfe von Draht, in einem hohen Bogen oder richten es auf halbmondförmig in zwei Hörnern, eine beliebte Frisur, welche man die der Luna nannte; sie tragen wieder nach spanischer und französischer Hofmode zwei Kleider, ein oberes und ein unteres (Abb. 243), die mitunter durch einen Reifrock von ungeheuerlicher,

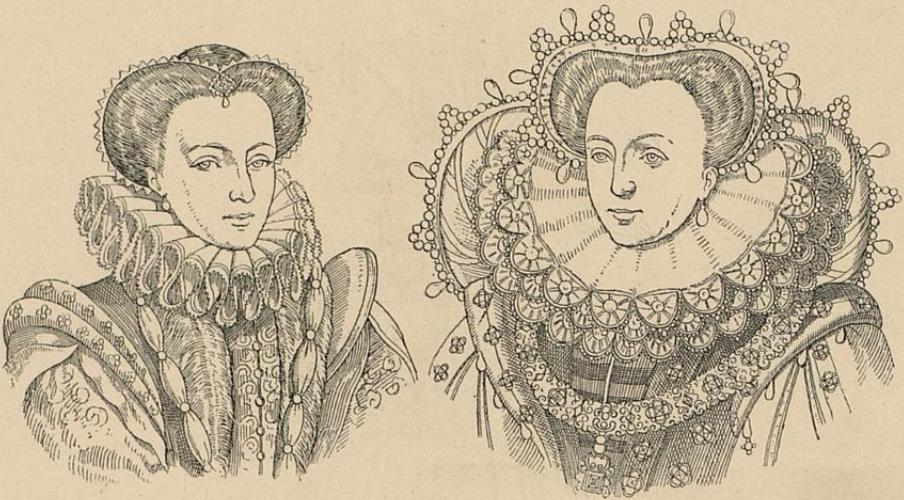


244. Schweizer Dame. Um 1570. Deutsche Mode. (Miniaturmalerei in Paris.)

tonnenartiger Gestalt faltenlos aufgebläht werden; über die Schulter hängen sie das kleine Mäntelchen, das schon damals den Namen Mantille führt. Die Kopfbedeckung des Baretts, das ehemals so stolz und mächtig mit waltenden Federn das Haupt bedeckte, ist zu einem kleinen Hütchen zusammengeschrumpft, das handgroß seitwärts an der Frisur befestigt sitzt (Abb. 244). Diese Hütlein, sagt ein Sittenrichter, sind so klein, daß sie nicht den vierten Theil des Hauptes bedecken, „und siehet eben, als wenn ein Weib einen Apfel auf den Kopf setzte und spräche: das ist ein Hut.“ Statt des Hutes

sieht man auch wohl gegen Ende dieser Periode die Stuarthaube (Abb. 245, 246), eine französische Mode dem Ursprunge nach, welcher die unglückliche Königin von Schottland den Namen gegeben hatte. Wie ein niedriger Hut von schwarzem oder farbigem Sammt, schlicht oder mit Spizen und Schmuck verziert, bedeckt sie das Hinterhaupt, senkt sich mit einer Spitze über den Scheitel gegen die Stirne herab und umspannt nach den Schläfen zu die aufgethürmten Haare in weitem Bogen.

So sahen die deutschen Damen am Ende des sechzehnten Jahrhun-



245. Stuarthaube um 1590. (Jakobe, Gemahlin des H. Wilhelm von Jülich, und Magdalena, Gemahlin des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken.)

derts aus, nicht anders wie die Französinen und die Spanierinnen. Wesentliche Unterschiede sind nicht mehr zu bemerken. Sollen wir ihre Toilette ergänzen, so sei zunächst des Fächers gedacht, der in drei Formen vorkommt, ein Stiel, an seinem Knäufe rund mit Federn umstellt, oder ein Fähnlein oder in der Gestalt des Faltfächers, wie wir ihn heute kennen. Sodann sind die Handschuhe zu erwähnen, die zu tragen dem Herren und der Dame durchaus nothwendig waren, doch genügte es dem Herren, wenn er den einen in der Hand trug, den anderen um den Finger wickelte: so schrieb es die feine Sitte vor. Die feinsten Handschuhe waren von spanischem Leder; man schlichte sie, so lange diese Mode noch lebte, bestickte sie und besetzte sie auch wohl mit Perlen und Edelsteinen. Allgemein rieb

man sie mit Wohlgerüchen ein, mit wohlriechenden Salben und Wässern; man bisamirte sie, wie man sagte. Bei dem Essen und auch beim Tanze legte man sie ab. Ebenso war das Taschentuch in allgemeinen Gebrauch gekommen; die Damen führten ein feines, spizenbesetztes in der Hand, wie man zahlreich in den Trachtenbüchern sieht. „Ist's auch höflich mit dem Barett oder Rock die Nasen schneuzen?“ heißt die Frage in einem Anstandskatechismus für Knaben. „Antwort: Nein, denn solches gehört sich zu thun mit dem Facilletlein.“ Der Strumpf scheint zwar zu jener Zeit vor-



246. Stuarthaube mit Spizen. (Nach Crispin de Passe.)
(Aus Palliser.)

zugsweise für die Tracht des Mannes von Bedeutung zu sein; als aber die Strumpffrickerei und gegen Ende des Jahrhunderts auch der Strumpfwirkestuhl erfunden war, wurde ein seidener Strumpf auch für die vornehme weibliche Toilette durchaus nothwendig. Es war die Aufgabe geschickter Kammerzofen ihn prall ohne eine Falte anzulegen, zu welchem Zwecke, um ihn unten zu verengen, ihm auch der Zwickel eingenäht war. Die Damen fanden auch Gelegenheit ihn zu zeigen, wenn sie sich bei den beliebten allegorischen und mythologischen Balletten und Festen à la nymphe kleideten, als Nymphen oder Göttinnen mit kurzen Röcken, die nur bis zum Knie reichten. Es ist auch bemerkenswerth, daß gleichzeitig mit dieser Bedeutung des Strumpfes und gewiß nicht ohne Zusammenhang

der Tanz sich zum ersten Male zur ausgebildeten Kunst erhebt. Damals erschienen die ersten „Professoren der Tanzkunst“. Endlich sei noch einmal des außerordentlichen Schmuckes gedacht, mit dem die Damen sich und ihre Kleider behängten. Schmuck saß als Diadem auf dem Haupte, besetzte den Hut und hing sich reichlich in allerlei Formen in die hohen Frisuren



247. Pfalzgräfin Elisabeth, Tochter Jakobs I. von England. 1612.
Vertugalla vor ihrem Ende. (Nach Wierewelt.)

(Abb. 247); Schmuck in Gold, Email, Perlen und Steinen saß auf den spitzgeformten Schuhen, so selten auch die Füße sichtbar wurden. An Schmuck der Ohren, der Arme, der Hände war selbstverständlich kein Mangel; am reichen Gürtel hing noch die reiche Tasche, aber die zahmere Zeit wählte sich den Fächer statt des Dolches, den die Damen der Reformationszeit getragen hatten. Vor allem aber war es die Kleidung selber, die über und über mit Perlen, Steinen, Gold und Goldstickerei bedeckt wurde. Die Spanier, denen die Entdeckung Amerikas zu Hilfe gekommen war, gingen

darin voran. Ein Spanier rühmt die Kleider seiner Damen, sie seien so von den Edelsteinen des Orients und des Occidents bedeckt gewesen, daß ihre Farbe wie ein Geheimniß bewahrt worden sei. Die deutschen Frauen, namentlich diejenigen in den protestantischen Ländern, hielten ihres geringen Reichthums wegen noch ein gewisses Maß inne, aber die Franzöfinnen und Spanierinnen legten eben so viel Schmuck auf, als sie und die Kleider zu tragen vermochten. So trug Maria Medicis, Heinrichs IV. Gemahlin, bei der Taufe ihres Sohnes ein Kleid, das mit 32,000 Perlen und 3000 Diamanten besetzt war. Und hierin standen die Herren den Damen keineswegs nach, wie z. B. von dem Marschall Bassompierre erzählt wird, der bei Gelegenheit einer königlichen Taufe seine Kleidung mit fünfzig Pfund Perlen besetzte. Die Bilder entsprechen solchen Angaben vollkommen: die Portraits in Kupferstichen und Gemälden starren von Schmuck und kostbarem Besatz. —

So sind sie beiderseits, Herren wie Damen, überladen mit Schmuck, gepufft, aufgebläht und ausgestopft zu grotesken Ungehaltnen, so sind sie die vollendeten Schöpfungen des reactionären Geistes, der über die Welt gekommen war. Durch den spanischen Geist geschaffen, mit der spanischen Herrschaft ihrerseits zur Herrschaft gelangt, vergehen diese Moden auch wieder mit demselben. Unter dem neuen Geiste des werdenden siebzehnten Jahrhunderts, der im dreißigjährigen Kriege zum wilden Ausbruch gelangt, verschwinden sie bald in Deutschland wie in Frankreich, in England und in den Niederlanden. Nur in Spanien, das in reactionärer Erstarrung verharret, bleiben sie länger. Noch um das Jahr 1650 sind die spanischen Moden um ein halbes Jahrhundert zurück. —

3. Kapitel.

Das Costüm in der Periode des dreißigjährigen Krieges. Bis 1650.

Spanien, das Spanien des bigotten, unnahbaren und verschlossenen Philipp des Zweiten, hatte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Herrschaft der Moden geführt, das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert gehörten Frankreich. Aber nicht sofort geschah es, daß die leichte Grazie Frankreichs an die Stelle der steifen Spanischen Grandezza trat. Es kam eine Episode dazwischen, eine kurze Epoche nur, und diese Epoche gehört wiederum Deutschland. Auf deutschem Boden wurde der große Krieg der Nationen und der Confessionen ausgefochten, den man den dreißigjährigen nennt, und dieser Krieg, das bedeutendste Ereigniß des siebzehnten Jahrhunderts, konnte nicht vorübergehen, ohne umgestaltend auf die Trachtenformen einzuwirken.

Doch nicht allein Deutschland ist es, wo die Umwandlung sich vollzieht, und nicht allein der Krieg, welcher sie hervorruft. Mit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts geht es wie ein neuer Hauch durch die Welt, der den Alp der Reaction abschüttelt und die steifen, beengenden Formen auflöst, welche der spanische Geist der Welt gegeben hatte. Es ist auf allen Gebieten der Cultur und der Sitte wie ein Drängen nach Natürlichkeit, das z. B. in Rubens und seiner Schule zu so wahren und mäch-

tigem Ausdruck gelangt, anderstwo freilich, wie in den ersten Schöpfungen der Schäferpoesie, nur sehr verschoben zur Erscheinung kommt. Aber grade in Frankreich, wo diese Schäferpoesie entstand, war ein gewaltiges und allseitiges Streben um die Ausbildung der eigenen Sprache, um die Hebung der Literatur, um die Verfeinerung der Sitte, um neues Schaffen auf dem Gebiete der Kunst, das denn in vereinigttem Bemühen nach we-



248. Herren und Damen mit den ausgebildeten Moden der neuen Epoche. Um 1630–1640. (Nach H. Woffe.)

nigen Jahrzehnten zur Herrschaft des französischen Geistes und seiner Werke führen sollte. Auch in Deutschland rang die eigene Sprache statt des Latein die Sprache der Poesie und der Wissenschaft zu reden, aber das Ringen führte unter dem Druck und den Schrecken des Krieges einstweilen nur zu einer Gestaltung, in welcher nicht Natur und Wahrheit herrschen, sondern Rohheit mit widerlichem Schwulst sich verbindet. Und doch haben Zeit und Sprache auch natürliche Töne und wahrhafte Dichter, so Fleming und Opiz.

Das Costüm spürte diesen Hauch der Zeit überall, nur nicht in Spanien. Ein halbes Jahrhundert verfließt, die Welt aller Orten in Europa trägt ein anderes Kleid (Abb. 248), nur in Spanien sieht man fort und fort die steifen, ausgestopften Trachtenformen aus der Zeit Philipps II., hier sieht man noch die mächtige Radkrause selbst am Hofe, während überall in den andern Ländern den eleganten Herren und Damen der feine, durchbrochene Spitzenkragen lustig und lustig um Hals und Schultern flattert. Spanien, von seiner einst übermächtigen europäischen Großmachtstellung auf



249. Frauentopf mit Kröze, 1640–1645. Zur Volkstracht erstarre Mode. (Nach W. Dollar.)



250. Frauentopf, 1640–1645. Zur Volkstracht erstarre Mode. (Nach W. Dollar.)

sich selbst zurückgeworfen, von der Inquisition geknechtet, ist ferner unfähig neue Trachtenformen hervorzubringen. Was es geschaffen hat, bleibt ihm zum Theil als Nationaltracht, ohne die Grenzen des Landes und seiner Colonien zu überschreiten. Im Uebrigen kommt die Zeit, da sein Hof, der bourbonisch wird, und seine Vornehmen der französischen Mode folgen.

Wie gesagt, war es nicht sofort die französische Mode, welche die Herrschaft von Spanien übernahm. Die Veränderungen, welche um das Jahr 1600 und in den nächsten Jahrzehnten mit dem Costüm vor sich gingen, waren so allgemein, daß kein Land den Vorrang und Borgang in Anspruch nehmen kann. Dann kam aber der lange und wilde Krieg, und mit dem Kriege wurden auch die Moden kriegerisch. Der Drang nach

Befreiung ging in Verwilderung über, das Streben nach Natürlichkeit schlug in sein Gegentheil um, in abenteuerliche Phantastik, in Renommisterei (Abb. 261). Die Formen des Stutzerthums wurden wieder ungeheuerlich nach der entgegengesetzten Seite. Es ging ähnlich wie in den Zeiten der Landsknechte, und auch diesmal war es Deutschland, dem der Ruhm ge-

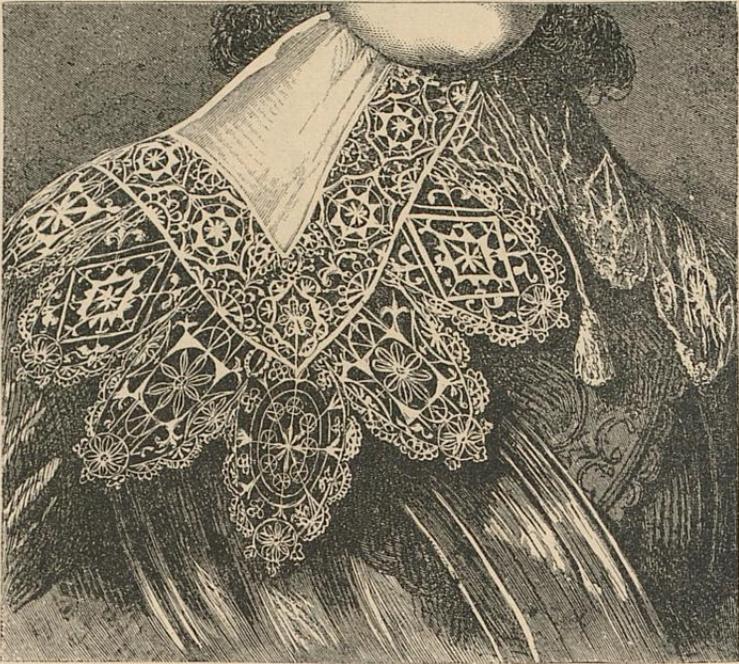


261. Französischer Edelmann von 1617, mit herabhängender Kröze.

bührt. Deutschland schuf grade nicht die Modeformen, aber es gab ihnen den kriegerischen, herausfordernden Charakter, es brachte Stiefel und Sporen in den Salon und setzte den gewaltigen Filzhut auf die vornehmsten Köpfe und die bestgepflegten, duftenden Locken. Dies war die Blüthezeit der Emporkömmlinge. Soldatische Abenteurer stiegen aus den tiefsten Schichten der Gesellschaft empor und machten hof- und salonfähig, was bis dahin beim Bauer, im niedersten Volk sein unbeachtetes Dasein gehabt hatte.

Das erste Opfer der neuen Richtung war die mächtige Radkrause, die

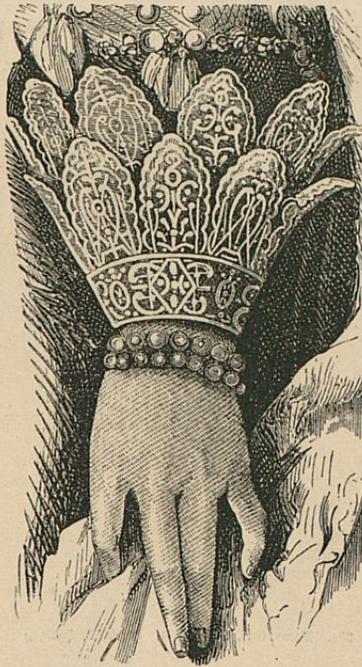
Kröse (Abb. 249). Ihr Fall zog andere Veränderungen nach sich. Es geschah aber nicht so auf einmal, daß sie abgelegt oder mit einem anderen Kragen vertauscht wurde. Die Costümggeschichte pflegt nicht so schnell zu verfahren. Sie sucht nach Uebergangsformen, ändert und versucht, bis sie die rechte Form gefunden hat, an welcher sie eine Weile wieder festhält. Damals nun waren die Spitzen in Mode gekommen und nahmen, wie es



252. Spitzenträger, 1642. Vom Porträt des Gina-Marä. (Aus Palliser.)

ihr Recht war, von Kragen und Manschetten Besitz. Die Windungen der Kröse am Hals wie an Händen wurden demgemäß mit den zackigen Spitzen in ihren rosettenartigen Mustern umzogen. Die Kröse war aber auch in der Zeit ihrer höchsten Steifheit noch durch einen mit Draht oder Fischbein gefestigten Leinwandkragen gestützt worden. Auch an diesen Kragen, der zunächst nur als Untergestell gedient hatte, setzte sich die Spitze an (Abb. 250), oder erfüllte die Zwischenräume seiner Stäbe. Sobald aber das geschehen, erschien die Kröse überflüssig und konnte einfach weggelassen werden. Sie hatte ihren eleganten Erjaz gefunden. Man findet diesen

neuen Kragen bald nach 1600, auch wohl früher schon. Hohe Damen, die sich zu decolletiren hatten, ließen einen Kragen auch dem Rande des Kleides, dem Ausschnitt über Brust und Schultern, folgen, aber starr hinausstehend. Die Kröse gab sich aber nicht sogleich für überwunden. Sie versuchte dem Zeitgeist Rechnung zu tragen, indem sie erschlaffte und, statt steif hinauszustarren, sich auf die Schultern herabsenkte (Abb. 251). Man



253. Spitzenmanschette. Um 1640. Hand der Königin Anna von Frankreich. (Aus Palliser.)

sieht häufig diese Form, aber der Versuch konnte sie nicht retten. Nur in Spanien hielt sie sich noch mehr denn ein halbes Jahrhundert selbst in der vornehmsten Welt, sonst nur bei den Bürgern der holländischen Städte (Abb. 249), die immer pedantischer wurden, bei den deutschen Rathsherrn, zu deren Amtstracht sie gehörte, und bei der protestantischen Geistlichkeit und bei dieser selbst tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein.

Bei der neugewonnenen Form des flachen, aber steifen Kragens (Abb. 267) blieb jedoch die Zeit nicht stehen. Sie verlangte nach mehr

Freiheit, und so verlor dieser Kragen seine Steifheit, gab Stärke und Drahtstäbe und Fischbein auf und fiel schlaff auf die Schultern herab (Abb. 252). In dieser Form erscheint er bald als einfacher, schlichter Kragen von weißer Leinwand ohne allen Schmuck, bald mit Spitzen umzogen, bald auch ganz und gar aus der soliden, in regelmäßigen Mustern durchbrochenen Reticellaspitze bestehend. Und wie der Kragen, so die Manschetten, welche seinem Gange folgen (Abb. 253). Bis zu dem Jahre 1630 etwa ist diese neue Form vollendet, doch so, daß immer noch ältere Formen oder Mischlings- und Uebergangsformen nebenher gehen.



254. Damentopf, 1640–1650. (Nach W. Hollar.)

Diese Veränderungen des Kragens waren die gleichen, bei Herren wie bei den Damen, ausgenommen jenen Fall, wo die Dame sich decolletirte und der Kragen dem Saume des Kleides folgte. Auch die Folgen, welche sie für Haupt und Haar hatten, waren wenigstens ähnlich. Die steife Kröze hatte das Frauenhaar in die Höhe gedrängt und den Mann gezwungen sein Haar kurz zu schneiden. Der Fall des Kragens gab nun die Freiheit zurück: der Mann konnte es wieder wachsen (Abb. 256) und die Frau in Locken herabfallen lassen (Abb. 254). Aber sowie bei dem Manne die neue Tendenz im Gange ist, wächst sie unter dem Einfluß der Kriegsabenteurer, unter dem Druck der wilden Zeiten, auch alsbald in das Extrem. Nach wenigen Jahrzehnten fällt schon den Männern das Haar

auf die Schultern herab, den einen in schönen Locken, den anderen in regellosen, langen Strähnen (Abb. 255) oder in künstlichem Gewirr wild um den Kopf herum. Die Tendenz steigt und steigt, bis dann die Natur nicht mehr ausreicht und die Kunst mit der Perrücke zu Hilfe kommt. Das war aber nicht mehr deutsche Mode, sondern das erste und entscheidende Zeichen der neuen französischen Modeherrschaft.



255. Französischer Offizier von 1635. (Nach A. Woffe.)
(Langes Haar und Henri-quatre)

Auch der Bart, den man in Spanien und Deutschland mehr als kurzgeschnittenen Vollbart, in Frankreich als leichten Kinn- und Lippenbart in der Form des Henri-quatre (welcher König ihn übrigens nicht trug) geliebt hatte, erhielt mit dem Falle der Kröze seine Freiheit zurück. Aber merkwürdiger Weise machte er keinen Gebrauch davon. Statt länger zu werden, verwandelt sich der deutsche Vollbart bei allen Kriegsobersten (und die ganze Welt folgte ihnen) in den sog. Wallensteiner, d. h. in einen

stattlichen, zugespitzten Kinnbart mit Schnurr- oder Knebelbart (Abb. 259, 263, 264), während die Franzosen ihren Knebelbart mit äußerster Zierlichkeit behandeln (Abb. 255, 256 u. a.). Dieser Vorgang war aber ganz in der Ordnung. Das lange Haar in seiner Freiheit hat des Guten schon die Fülle; ein langer, ungehinderter Vollbart dazu wäre zuviel für Sitte und Anstand. Die Geschichte der Moden kennt beide niemals vereinigt. Daher war es nur folgerecht, daß, als die große Perücke von allen Köpfen



256. Männliche Kopftracht um 1640. (Porträts von Cinq-Mars und de Thou.)

Besitz ergriffen hatte, der Bart, wie wir noch sehen werden, völlig davon ging, und die ganze elegante und nicht elegante Welt ein glattes Gesicht zeigte.

Wohl aber duldet das lange Haar einen großen Hut. Unter spanischem Einfluß hatte sich das deutsche Barett in einen Hut verwandelt gehabt, in einen Hut, meistens nur ein Hütcchen von Sammt und Seide. Der uralte Filz, den das Barett wohl aus der Mode, aber nicht aus der Welt hatte schaffen können, hatte bei dem Bauer fortexistirt. Von hier kam er nun wiederum auf die Höhen des Lebens. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts hatte der Adel aufgehört den eigentlichen und bevor-

zugten Kriegerstand zu bilden; die stehenden Regimenter, selbst die der Reiter, hatten sich aus dem Bürger und Bauer recrutirt, und diese damit die Möglichkeit erhalten sich in die vornehme Gesellschaft emporzuarbeiten. Was so im sechzehnten Jahrhundert begonnen, wurde im dreißigjährigen Kriege fast zur Regel. Die Armeen mußten sich immer neu recrutiren,



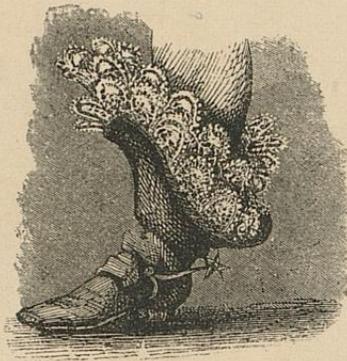
257. Fahnenträger nach der Mode von 1635. (Nach H. Woffe.)
(Soldatischer Filzhut mit Federn.)

und sie nahmen bald, wer nur kam. Da aber die Städte in Noth geriethen, die Dörfer verbrannt, die Bauern von Haus und Hof verjagt wurden, so waren es Ehre und Glend zugleich, die zur Fahne trieben. Der Bauer, der Sohn des niederen Volks, brachte den Filzhut und den plumpen Stiefel und seinen weiten Rock mit, und wie er, wenn es ihm gelang, so kamen auch sie zu neuen Ehren.

So trat nun der Filzhut des Bauern mit dem steifen Hut der Mode, mit dem Hut von Sammt und Seide in Concurrrenz. Da er vom Zeit-

geist getragen wurde, da er mit dem Kriege kam, so gelangte er auch mit demselben zum Siege und schlug seinen Gegner nicht bloß aus dem Felde, sondern auch aus dem Salon. Aber unter dem gleichen Einfluß nahm er auch wieder die wildesten Formen, die größten Ungestalten an und ließ mächtige Federn à la Fuchsschwanz, wie man sagte, den Rücken herabwallen (Abb. 255, 257 u. a.).

Genau so ging es mit dem Stiefel. Bis dahin, das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch, hatte der Schuh allein in der Mode geherrscht (Abb. 259); der Reiter, der jetzt aus dem Volke kommt statt aus dem



258. Stiefel mit Spitzen, 1635–1640. (Nach H. Woffe.)
(Aus Palliser.)

Adel und nicht mehr Beinschienen trägt wie der Ritter, stellt ihm den Stiefel zur Seite, und die kriegerische Zeit ist es, welche ihm die Anerkennung verschafft. Ein jeder will wie ein Cavalier erscheinen; so legt er Stiefel und Sporen an und hängt sich den Degen um. Das geschieht in Deutschland, in Frankreich zu Paris auf der Straße und im Salon, in England, wo bald fast nicht minder kriegerische Zeiten kommen sollten. Eine Weile schien der Schuh fast völlig verdrängt zu sein, oder, indem der ehrsame Kleinbürger ihn behielt, fast seine Rolle mit dem Stiefel vertauscht zu haben. Der neue Stiefel wurde anfangs reitermäßig hoch über das Knie hinaufgezogen, dann aber mit weiter, hängender Stulpe unter das Knie heruntergekrämpt. Die Sporen waren angeschnallt und die Schnalle vorne mit starkem und breitem Lederstück gedeckt (Abb. 258, 261 u. a.).

Diese Veränderung des Stiefels stand wieder in Zusammenhang mit

der Veränderung des Beinkleides und diese wieder mit der Veränderung des Wammes, der Jacke. Die spanische Mode hatte der neuen Zeit die prall runde Ausstufung an den Schultern, auf der Brust und den Hüften überliefert. Die hohen Schultern, die ausgestopfte Brust, der Gänsebauch, die angehäkelten Hosen fielen vor dem neuen Geiste (Abb. 259, 264, 278).



259. Prinz Moriz von Nassau-Oranien, 1620. (Nach einem Kupferstich.)

In Folge dessen wurde die Kleidung weit und faltig, etwa wie die menschliche Haut nach der Bantingkur. Das Fett verschwand darunter. Das Wammis gewann Schöße und wurde so zum kurzen Rock, verlor seine Taille und öffnete sich auf der Brust, wo das Hemd (um später zum Jabot zu werden) faltig heraustrat; ebenso lösete sich die Naht der weiten Ärmel der ganzen Länge nach und zeigte das Hemd. Als das Beinkleid seine Puffen und Wülste verloren hatte, war es schlaff und faltig, doch gebunden unter dem Knie. Auch dieses Band lösete sich, und so entstand die unten

offene Kniehose, die bis gegen die ungekrämpften Stulpen herabreichte. Dieser Proceß vollzog sich aber nicht auf einmal, sondern erst im Laufe mehrerer Jahrzehnte.

Um das Jahr 1630 etwa war das neue Costüm vollendet; die Zeit von 1630 bis 1640 bezeichnet Höhepunkt und Blüthezeit. Es ist das so wohlbekannte malerische Costüm des dreißigjährigen Krieges, das uns hundertfach aus den modernen Costümfesten und tausendfach aus Bildern



260. Herren, Damen und Dienerschaft. Um 1630–1640. (Nach H. Vosse.)

und Kupferstichen jener Zeit entgegentritt. Am elegantesten und mannigfaltigsten ist es in den zahlreichen Kupferstichen des Pariser Abraham Vosse behandelt worden. Es sind reine Modebilder (Abb. 248, 257, 260, 267).

Aber schon damals hatten sich dieses Costüms die verwilderten Abenteurer und Glücksritter des Krieges und andererseits die Löwen und Stützen von Paris bemächtigt. In Deutschland bildete in den dreißiger Jahren der Monsieur à la mode eine allgemeine Erscheinung und eine stehende Figur der fliegenden Blätter von damals, zahlreicher Flugblätter in Versen

und Abbildungen. Mamode war ein Schlagwort geworden, und nicht bloß im Costüm, ein Schlagwort für alles Neue und Unerhörte, dem das „Altfränkische“ gegenüber stand. Auch das ist eine Bezeichnung von damals. Der Philister, der Spießbürger, oder wer überhaupt an alter Sitte festhielt, war altfränkisch.

Monsieur Mamode (Abb. 261) ist nur die Caricatur des abenteuernden Soldaten. Er ist ein städtisches Gebilde, aber alle großen Städte



261. Monsieur Mamode. Um 1630. (Nach A. Voffe.)

kannten diese Herren. Sie trugen Stiefel und Sporen, besaßen aber kein Pferd; sie führten ein langes Rapier am Vandelier, zogen aber nicht in den Krieg; wild und auffallend nach neuester Art gekleidet zu sein, den Damen den Hof zu machen, die Nächte zu durchschwärmen, renommiren und lärmern, das war ihre Aufgabe. Solche Leute hat es nun wohl zu allen Zeiten gegeben, niemals aber haben sie sich so dem Bewußtsein der Zeitgenossen als eine besondere und allgemeine Erscheinung zugleich aufgedrängt, wie eben die vielen Bilder und Gedichte beweisen. Die Bilder stellen sie im Zeitcostüm dar, aber in grotesker Gestalt, jede einzelne Mode ins Wilde oder Ungeheuerliche übertrieben, und die Gedichte schildern sie,

sei es in ihrer eigenen, bunt gemischten alamodischen Sprache, sei es mit Spott und Hohn, sei es beschreibend nach ihrem Aeußeren. Nur einige Verse seien aus einem Gedichte angeführt, welches die Abbildung von vier solchen Modeherren begleitet:

„Horchet, ihr Deutschen insgemein,
Seht wie wir vier Cavallier sein,
So will mans haben nun hiefür,
Das heißt a la mode Monsier.

„Man soll sich nit um die vorig Zeit
Sekunder lang mehr sehen weit,
Man will haben unser Manier,
Das heißt ja al' modo Musier.

„Der Stutz gefällt auch den Damen recht,
Daß wir uns nit halten so schlecht,
Sondern nachthun, was stuzerisch,
Al' modo heißt cavallierisch.

„Wir wissen nun die Ordnung wohl,
Wie sich ein jeder halten soll,
Erstlich in unsern Hüten breit,
Drum heißt's al' modo zu der Zeit.

„Darunter wir uns stellen bald,
Jetzt saur, jetzt süß auf manche Gestalt,
Mit den Gebärden dazu schnell,
Drum ist al' modo unser Titel.

„Auch führen wir nach der edlen Art
Eine tollfliegende Feder zart,
Das scheint dann recht heroisch drein,
A la modo wir müssen fein.

„Ein langes Haar dem Haupt steht schön,
Darvon ein Zopf herunter kühn,
Darein der Damen Herz Favor
Geflochten al' modo Monsor.

„Die Bärt sollen gestutzt sein,
All Härlein hinab bis aufs ein,
Den Knebel über sich gestürzt:
Sie a la modo: und fein beherzt.

„Der Hals soll ledig stehn und dann
Der Kragen hernieder liegen than,
In Fälten klein, eng wohl zusammen,
Oui Monsier sprechen die Damen.

„Die Wämmser sollen sein zerschnitten
Auf beeden Aermeln und damitten
Die Lappen sollen hangen nunter
Auf a la modo subtil besonder.

„Die Hosen sollen unterm Knie,
Nicht oben wie die Schweizerfüß,
Getragen und genestelt sein,
Auf al' modo mussirisch sein.

„Die Degen muß man führen strack
Beim Herz und nicht beim Hosensack,
Wohl oben her zu ragen für,
So heißt's a la modo Musier.

„Gestiefelt soll man gehen her,
Oben geschnabelt weit umher,
Das dienet dann dem Musier wohl,
Auf a la modo es sein soll.

„Die Sporn, die müssen klingen grell,
Darneben ausgepußet hell,
Der Klang und Glanz geben ein Bier,
Das ist a la modo Mussier.

„Daß dann wir nun so gehen her
Im Reitrock bloß, ohn Mäntel mehr,
Das gefällt uns eben so all vier,
Als auf a la modo Monsier.“

Unter dem Borgang dieser Stücker, unter der Phantastik der Glücksritter und der Verwilderung des Krieges gerieth nun dieses in seiner einfachen Gestalt so ansprechende, freie und malerische Costüm in ein Uebermaß grotesker Formen, die der Spott und das Entsetzen aller Altfränkischen wurden. Die niedergekrämpten Stulpen der Stiefel schlotterten umher und füllten ihre saßartige Weite mit feiner Leinwand oder gar mit Spizen. Der Hut mit mäßig hohem Kopfe und mäßig breitem, gut schützendem Rande, wie er gekommen war, mußte sich nun jedem Einfall, jeder Laune

bequemen (Abb. 261, 262 u. a.). Immer derselbe, nahm er doch hundertfache Gestalt an. Der Abenteuerer schlug die breite Krämpe über der Stirne empor, der melancholische Pessimist, der an Gott und Glück verzweifelt, senkte sie rings herab; der ehrsame Bürger trug sie schmal, steif und grade, der Stutzer auf- und abschwankeud, der Soldat ließ mit Verwitterung, Willkür und Formlosigkeit die Abenteuer und Schlachten erkennen, die über sein Haupt dahingezogen waren. Jeder Hut wußte mit seiner Gestalt von seinem Besitzer oder seinen Schicksalen zu erzählen.



262. Gbelleute à la mode, 1620–1630. (Nach J. Galfot.)

Aber nicht die Formen allein sprechen in beredter Weise. Der stutzerische Geist, wie er in der Zeit lag, fügte soviel windigen und lustigen Schmuck hinzu, daß ohne diesen das Costüm kaum fertig erscheint. Die langen Haare wurden gebrannt, gesalbt, in Strähnen und Zotteln getheilt, der Schnurrbart wohl gepflegt, die Spitzen aufwärts nach den Augen zu gedreht, „den Knebel über sich gestürzt.“ In die Locken oder Zöpfe hing man auch Schmuck und Perlen oder band seidene Schleifen hinein, und nicht bloß Stutzer thaten das. Man sieht z. B. König Christian IV. von Dänemark (Abb. 263) und seinen Sohn Friedrich III. mehrfach auf ihren

Portraits mit langem Zopf auf einer Seite des Gesichts und mit birnförmiger Perle am Ende desselben. Schleifen und Rosetten, vorzugsweise von rother Seide auf dunkler Kleidung, waren eine gar beliebte Zierde. Man ließ sie sich als „Faveurs“ von den Damen schenken und besetzte die ganze Kleidung damit vom Hute bis zu den Stiefeln oder Schuhen herab. Man fügte auch Nesteln hinzu, d. h. kitzrende, klingende Metallstifte, mit denen man die Schultern, die Säume des Wammes und das Knieband besetzte. Die Stelle unter dem Knie (Abb. 266) war ein besonders bevorzugter

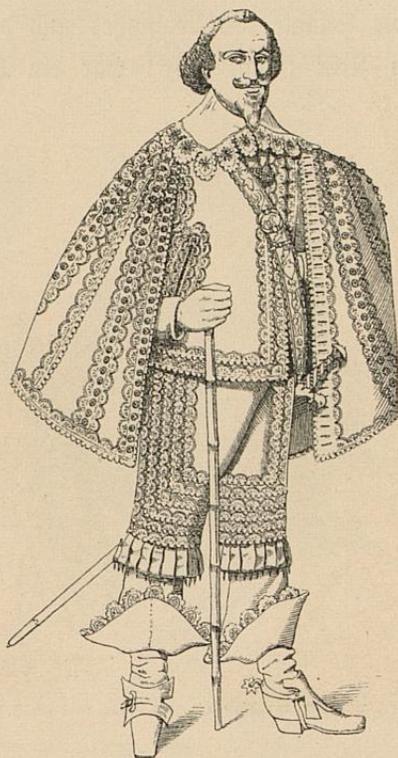


263. König Christian IV. von Dänemark, 1625. (Nach Stich von J. Müller.)

Platz für all solchen Schmuck. Aber Schleifen, Rosetten, Nesteln mußten den Vorrang den Spitzen lassen. Das zierlichste, zarteste, die höchste Geduld erfordernde Gebilde einer friedlich stillen Arbeit wurde der reichste und kostbarste Schmuck eines ächt kriegerischen Costüms (Abb. 264). Spitzen zierten den Mann als Kragen und Manschetten, Spitzen umzogen den Rand der schweren ledernen Stiefelstulpen (Abb. 258) und erfüllten ihre Weite; sie legten sich um das Knie (Abb. 265), folgten allen Säumen des Weinkleides, des Wammes, des Mantels, umgaben den Rand des Hutes, begleiteten das breite Bandelier und hängten sich wohl selbst an den Degen. Kein Platz, kein Gegenstand des Costüms, wo sich nicht die beliebteste

Modeschöpfung von damals, die Spitze, einstellte, bald in größerer Gestalt, bald von feinsten Art, geklöppelt oder genäht, von Leinen-, von Silber- oder vergoldeten Fäden. Spitzen mußte jeder tragen.

Nach diesen lustigen, leichten, fast weibischen Zuthaten hätte man diesem Costüm gewiß französischen Ursprung zuschreiben mögen, und doch



264. Herzog August von Braunschweig, 1635. (Nach einem Kupferstich.)

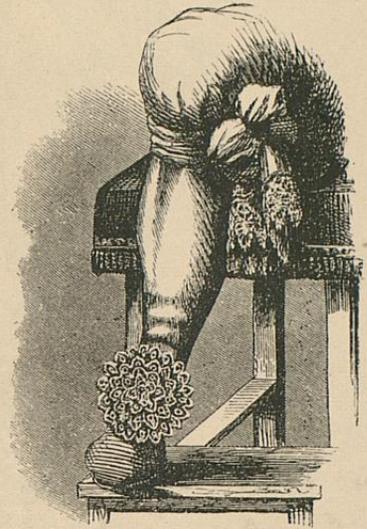
war es in der Hauptsache deutsch. Frankreich erfreute sich seit Heinrichs IV. Beendigung der Hugenottenkriege, besonders unter Richelieu, verhältnißmäßig einer inneren Ruhe, in welcher Gesellschaft, Sitte, Sprache, Literatur gleicherweise sich vereinigten und emporblühten. Dennoch blieb es nicht ohne Antheil an dem großen Kriege, und so auch ging der kriegerische Geist des Costüms auf Frankreich und die Pariser Mode hinüber; er ergriff Besitz von Hof, Stadt und Salon.

Gleichzeitig wie in Deutschland legte die ganze vornehme Welt Frank-

reichs Stiefel und Sporen an. Man ging damit in die Gesellschaft, man trug sie flänierend im Palais royal, auf der Straße, zu Pferde, zu Fuß und im Wagen. Einem Spanier damals erschien die Sache sehr merkwürdig. Um Paris und seine Bewohner befragt, sagte er: „Ich habe dort viele Leute gesehen, aber ich weiß nicht, ob sie noch dort sind, denn sie waren alle gestiefelt, gewiß, um sogleich abzureisen.“ Bis zum Jahr 1625 etwa



265. Weinstiefel mit Spigen, 1642. (Vom Portrait des Cinq-Mars.)
(Aus Palliser.)



266. Weinstiefel mit Spigen und Spigenrosette am Fuß.
1630-1640. (Nach H. Vosse.) (Aus Palliser.)

trug man auch in Frankreich die Stiefel hoch hinauf mit den Stulpen über das Knie gezogen. Darnach senkte man die Stulpen unter das Knie, aber man hielt sie nicht in solcher schlaffen Weite wie in Deutschland. Der feine Franzose (Abb. 267) mäßigte die deutschen Ungestalten und Ausgeburten. Die Stulpen waren zierlich und die Röhren mußten sich eng ohne Falte anschließen. An jener leichten Zierde von Schleifen, Rosetten, Spigen, Nesteln u. s. w. fehlte es freilich nicht. Lutetia, die Rothstadt, verlangte aber noch ein anderes, Galoschen nämlich, Unterschuhe mit hohen Sohlen und Abjagen (Abb. 267), welche der feine Pariser unter den

Stiefeln anlegte, wenn er durch die Stadt zu gehen hatte. Im Hause legte er sie ab.

Ein paar Jahrzehnte hindurch gehörte es in Paris zum guten Ton in hohen Stiefeln zu erscheinen, doch weder die alten Herren noch die Leute in den Provinzen wollten Schuh und Strümpfen entfangen. Auch Paris



267. Elegante französische Herren von 1628. (Nach H. Basse.)
(Langes Haar und Henri-quatre.)

hatte seine Altfränkischen. Der Schuh mußte aber Schleifen und Rosetten tragen (Abb. 266) und der Strumpf von Seide sein. Im Winter zog man der Kälte wegen deren viele über einander. Malherbes; der Dichter, wußte oft selbst nicht, wie viele, und um sich nicht zu irren, um nicht dem einen Beine zuviel oder zu wenig zu geben, bezeichnete er seine Strümpfe mit Buchstaben und legte sie in alphabetischer Ordnung über einander. So kam er bis zum Z.

Wie den Stiefel, so mäßigte der Franzose auch die gewaltigen For-

men des deutschen Hutes, wo er nicht selbst zum Monsieur Mamode wurde. Er trug den gleichen Filz und nicht mehr Sammt und Seide; er schmückte ihn auch mit bunten Federn, mit Rosetten und Spitzen, aber der feine Mann beschränkte die Dimensionen von Kopf und Krämpe und dul-



268. König Ludwig XIII. Um 1630–1640. (Nach einem Kupferstich.)

dete nicht die willkürlichen, verwilderten Ungefallen. Er bog die Krämpe auf und gab ihr schwungvolle, aber zugleich feste Linien, sodaß der Hut Leben, Bewegung, Freiheit besaß, aber immer eines feinen und eleganten Herrn würdig blieb (Abb. 267).

Raum so war es mit dem Haare. Der Pariser befand sich bereits

auf dem Wege zur großen Perrücke, die wir später werden kennen lernen. Groteske Männerfrisuren nach Art des deutschen Monsieur à la mode waren daher in Paris keine seltene Erscheinungen. Ziemehr aber das Haupthaar Freiheit erhielt und bei einem Mangel der Natur durch die Kunst erjekt zu werden begann, je zierlicher gestaltete man den Bart. Schon Ludwig XIII. (Abb. 268), der, durch Richelieu der Regierungsjorgen entledigt, gute Tage hatte und mit allerlei Arbeit sich die Zeit vertrieb, kam einmal auf den Einfall, seinen sämtlichen Hofleuten und Hausoffizieren eigenhändig den Bart abzuraziren; nur ein paar Härchen ließ er stehen. Man machte in Paris ein Verschen darauf, das so lautet:

„Ach, ach, mein armes Bärtchen,
 „Was ist dir denn geschehen?
 „Das war der große Ludwig,
 „Als König Numero dreizehn,
 „Der hat barbirt sein ganzes Haus.“

Aber damals gelang es noch nicht, den Bart ganz zu entfernen, wenn er auch auf einen kleinen zierlichen Henri-quatre beschränkt wurde, oder gar nur auf einen Strich auf der Oberlippe, der so fein sein sollte wie die Augenbraue, aber aufwärts gebogen. Doch hatte das immer glatter werdende Gesicht bereits die Folge, daß der rasirende Barbier sich vom Barbier-Chirurgen trennte und ein eigenes Gewerbe bildete. Bald sollte der Friseur und der Perruquier hinzukommen.

Den Friseur haben die Frauen geschaffen, aber erst in der folgenden Periode. Die Zeit des Friseurs und die Zeit der Frauen, was die Herrschaft in der Mode betrifft, war erst im Kommen. Diese Periode sah allerdings den Salon in Frankreich entstehen und damit die gesellschaftliche Herrschaft der Frau begründen, aber der große Krieg war es, welcher der Zeit die Signatur der Männlichkeit aufdrückte. Daher schritten auch die Männer voran, und die Frauen folgten in zweiter Linie. Fast scheint es auch, als hätten es die französischen Damen von damals noch an manchem Wünschenswerthen in den Erfordernissen der Galanterie fehlen lassen; wenigstens giebt es in einer 1644 zu Paris erschienenen, durchaus nicht satirischen Schrift, welche sich „die Gesetze der Galanterie“ betitelt, gleich im Anfange eine etwas verfängliche Stelle. Sie besagt, daß die Damen

einige Male zu den Badehäusern gingen sich den Körper zu reinigen, daß sie alle Tage sich die Mühe nähmen die Hände zu waschen und fast ebenso oft das Gesicht. Im Mittelalter war das anders gewesen. Im sechzehnten Jahrhundert aber verfielen und verschwanden die zahllosen Badestuben, deren das kleinste Städtchen sich erfreut hatte. Es kam eine Art



269. Dame bei der Toilette. 1630—1640. (Nach H. Woffe.)

Wasserscheu über die Leute, welche erst nach und nach so überwunden wurde, daß heute Wasserströme der Toilette zusfließen.

Die Kleidung der Frauen (Abb. 269—275; vergl. 248, 254 u. a.) folgte also während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in allem jener der Männer, sei es in den Formen, sei es im Charakter. Ganz gleich waren alle Veränderungen, welche an Hals und Händen, an Kragen

und Manschetten vor sich gingen, wie sie schon oben geschildert worden sind. Die steife Krause fiel und wurde durch den einfachen Spitzekragen ersetzt, der erst steif hinausstarzte, dann schlaff sich auf die Schultern senkte. Hierbei blieb der Mann stehen, nicht aber die Frau. Die Tendenz nach abwärts, nach Befreiung ging weiter, öffnete Schultern, Nacken und Brust, und so trat, der verhüllenden Kleidung in der zweiten Hälfte des sechzehnten



270. Französische Dame, 1620–1630. (Nach J. Gallot.)

Jahrhunderts entgegen, wiederum die Decolletirung als sehr verbreitete Mode hervor (Abb. 271–275 u. a.).

Dem Falle des Kragens folgte das Haar. Die vorhergehende Periode hatte das Haar in hohen, oft künstlichen Frisuren auf dem Scheitel gesammelt, hatte es zum Theil unter steifen Hauben, wie die geschwungene Stuarthaube, verhüllt oder mit einem kleinen steifen Hütchen nach spanischer Art mehr verziert als verdeckt. Das alles fiel nun. Das Haar wurde frei und folgte seinem natürlichen Fall; die Stuarthaube blieb als Wittwen-tracht, das Hütchen verschwand, und schwarzes Haar wurde die bevorzugte

Farbe statt des Blond und Roth im sechzehnten Jahrhundert. Locken waren es nun, welche den Damenkopf umgaben, bald dicht gekrauset, bald in Spiralen herabfallend, doch gewöhnlich nicht allzutief gesenkt, mehr um den Kopf herum als schon auf den Schultern liegend. Ein Scheitel theilte sie in der Mitte, doch war nicht selten, ja sehr häufig damit ein kleiner



271. Dame von 1644. (Nach H. Voffe.)

Querscheitel über der Stirne verbunden, der einen Theil derselben mit kurz geschnittenem Haare oder mit leichtem Gelock verdeckte, grade wie es heute die Mode ist (Abb. 272, 273). Natürlich gab 'es im Laufe der Jahrzehnte der Varianten mancherlei an dieser Grundform. Auch traten der Zierden viele hinzu, entweder wirklicher Schmuck, wie Perlen und Juwelen, die im Haare befestigt wurden, oder Schleifen, Bänder und Rosetten von farbiger Seide, oder mehr frauenhaft ein Schleier oder ein leichtes, flatterndes Tüchlein, oder hunte Federn, die über die Stirne und in den

Nacken waltten, oder auch ein federgeschmückter Filzhut, ganz von Form und Art des Männerhutes. So ist der Frauenkopf dieser Zeit immer frei, gefällig, flott, nicht selten reitermäßig und kriegerisch herausfordernd (Abb. 274).

So frei und flott wird auch die eigentliche Kleidung. Der Beginn des siebzehnten Jahrhunderts sah noch die Schulterpuffen und die Vertugalla, den Reifrock in Kuppel-, Tonnen- oder Trommelform. Zwei Jahr-



272. Dame um 1644–1650. (Nach Le Mond.)



273. Dame um 1644–1650. (Nach Le Mond.)

zehnte weiter, und diese Schöpfungen der spanischen Mode bestehen nur noch in Spanien, im Hofceremoniell des kaiserlichen Hofes oder in erstarrter Volkstracht, wie z. B. in Holland. Die Schultern oder Oberarme blähen sich noch eine Weile, aber faltig ohne alle Steifheit; die Taille senkt sich noch länger; nachdem die Ausstopfung verschwunden, mit Fischbeinspitze oder dem Blankfheit vorne tief herab, bis sie kurz wird und das Leibchen wie das Wamms des Mannes sich öffnet und zur losen Jacke wird; der Rock aber fällt von den Hüften ohne alle Hindernisse frei und faltig herab bis auf den Boden. Es bleibt die Sitte der beiden Kleider, von Robe und Rock; da aber das obere Kleid nicht mehr ausgespannt werden kann, wird

es entweder aufgebunden oder mit der Hand in die Höhe genommen (Abb. 274, 275).

Um das Jahr 1630 etwa ist auch das neue Costüm der Frau fertig wie das des Mannes. Zehn bis zwölf Jahre lang sind keinerlei Veränderungen zu verzeichnen, kleine Spielformen der Mode, individuelle Launen



274. Vornehme Dame um 1640. (Nach einem Kupferstich.)

und Einfälle ausgenommen. Es ist die Blüthezeit von Rubens und van Dyck bis zum Tode dieser großen Künstler. Alle die zahlreichen Portraits, insbesondere die des letzteren, des glänzendsten Darstellers dieses Costüms, sind ebenso viele Beispiele, einerlei ob in Italien, Deutschland, in den Niederlanden oder in England geschaffen. Die Aristokraten und Aristokratinnen Englands, die Herren und Damen vom Hofe Karls I. (Abb. 276) tragen die gleiche Mode wie diejenigen vom Hofe Ludwigs XIII., wie die

deutschen Fürsten und Fürstinnen und die Generale und Obersten der kriegführenden Heere, wie Schweden und Kaiserliche.

Nun aber im fünften Jahrzehnt des Jahrhunderts, in den Schlußjahren der großen Kriegstragödie, trat eine Wendung ein. Alle Welt war



275. Dame um 1630–1640. (Nach Guret.) (Aus den vier Elementen: Das Wasser.)

des Krieges müde, der Schwung war gelähmt, die Kräfte waren erschlafft. Das deutsche Reich verwüstet, verödet, verarmt an Menschen und Habe, war wie aufgelöset, auf lange hin unfähig sich aufzurichten. In England war das Königthum mit dem Untergange bedroht, der Hof verjagt, die Cavaliere standen im Felde; eine bigotte Soldateska, die in der einen Hand Schwert oder Musquete, in der anderen die Bibel führte, Prediger von alttestamentlichem Eifer, Rundköpfe, Puritaner (Abb. 277), Indepen-

tenden mit ihrem Haß und ihrer Verachtung von Welt und Eitelkeit führten die Herrschaft selbst im Reiche der Moden. Auch in Frankreich blieben zu dieser Zeit, da der König Ludwig XIII. und Richelieu aus dem Leben schieden, die Dinge nicht ohne Aenderung. Die vormundschaftliche Regierung war Prunk und Luxus nicht günstig. Die Regentin Anna von



276. Sir Thomas Wharton. 1638–1649. (Nach van Dyck.)

Oesterreich trug den Witwenschleier und die Witwenkleidung, und ihr allmächtiger Günstling, Cardinal Mazarin, verbot sogar gesetzlich Spitzen, Goldstickerei und was dergleichen mehr zum Aufpuße gehörte. Dazu kamen die Unruhen der Fronde, welche die vornehme Gesellschaft aus einander trieben, den aristokratischen Salon in seiner Blüthe unterbrachen, und an seiner Stelle den bürgerlichen, den Salon der Precieuses, den gelehrten Salon, in die Höhe kommen ließen.

Solchem Wandel der Dinge konnte sich das Costüm nicht entziehen. Zwar war der Wechsel der Zeit noch nicht bedeutend genug, um neue Formen zu schaffen, aber man sieht den Einfluß überall und unverkennbar (Abb. 278). Es bleibt derselbe Hut, aber er verliert Schwung, Größe und Individualität; er wird kleiner, steifer, grader in seinen Linien, schmaler



277. Puritaner. 1649. (Nach einem Kupferstich.)



278. Eleganter Herr von 1650. Französisch.

in der Krämpe (Abb. 280). In England wird die Kleidung schlicht und farblos. Das schwarze Wamms, der simple weiße Kragen verächtet alles Beiwerk von Spitzen, Bändern und Rosetten. Der lange Degen hängt im einfachen Lederbandelier; Schuhe und Strümpfe lösen die Stiefel ab, welche nur Dragonern und Cavaleristen bleiben. Das Haar wird schlicht, kurz und glatt getragen. So bildet sich das Quätercostüm, das alsbald nach Amerika hinübergehen sollte, dort für sich weiter zu leben.

Nicht so auffallend wie im religiös und politisch revolutionirten, im

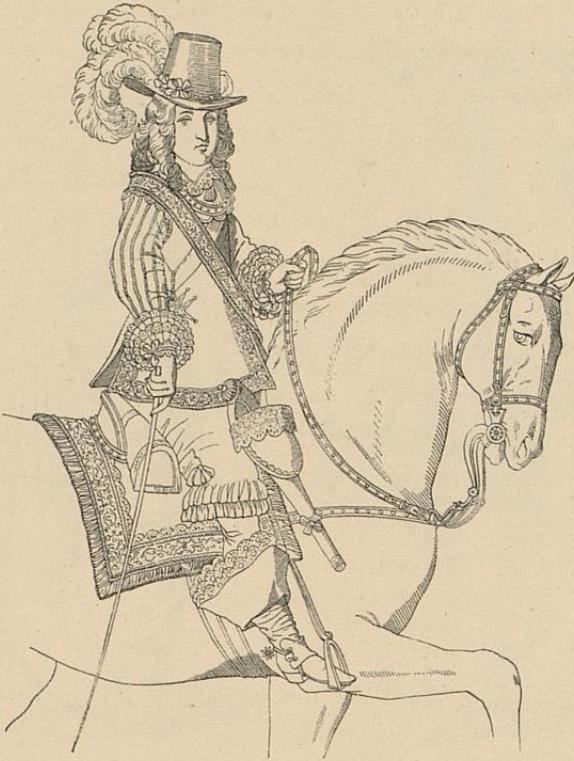
republikanisch gewordenen England waren die Veränderungen in Deutschland (Abb. 279). Es ist mehr der Charakterzug, der sich ändert, als die Dinge selber. Noch bei dem Friedensfeste genau in der Mitte des Jahrhunderts tragen Generale und Diplomaten, und mit ihnen die ganze vornehme Welt Leinenspizzen und Goldspizzen überall, wo sie sonst getragen



279. Herr und Dame von 1650. (Nach einem Gemälde im germanischen Museum.)

worden. Der Hut ist gefiedert und das Haar eher länger und wilder geworden. Und doch wird ein geübtes Auge leicht das Costüm der vierziger Jahre von denen der dreißiger unterscheiden können. Es kommt ein Zug der Versteifung, der Ernüchterung über dasselbe. Die Stiefel verkleinern ihre Stulpen und legen sich mit den Röhren enger an; Beinkleid und Wamms werden glatter, faltenloser; der Kragen wird schlichter, und schon bemerkt man die neue Veränderung, wonach er, durch Locken und Perrücke von den Schultern verdrängt, sich in zwei viereckige Blätter unter dem Kinn verwandelt.

Es war nicht anders in Frankreich (Abb. 280), so lange Mazarin die Regierung in Händen hatte. Zwar hatten seine Luxusgesetze höchstens Wirkung für den Moment, aber es konnte doch bis an seinen Tod die französische Modenschöpfung nicht zur Entfaltung kommen. Darnach aber stand ihr kein Hinderniß mehr im Wege. Was längst zur Erscheinung ge-



280. König Ludwig XIV. im Jahre 1649. (Nach einem Stich von Isaac.)

drängt hatte, das kam nun zur vollen Blüte und kaum Jahrzehnte, nur wenige Jahre vergingen, und Frankreich herrschte im Reiche der Mode, im Reiche des Geistes und der Cultur über das ganze gebildete Europa.

Viele Momente kamen diesem Laufe der Dinge zu Hilfe und begründeten, durchaus nicht mit Unrecht, Frankreichs Ruhm und Frankreichs Herrschaft. Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte Frankreich an der Ausbildung seiner Sprache, an der Schöpfung einer nationalen Literatur gearbeitet. Es redete und schrieb nunmehr eine gebildete Sprache;

es hatte classische Dichter wie Corneille, dem ein Racine folgte, während ein Molière nahe bevorstand. Gleichzeitig hatte sich unter dem Borgange der Marquise Rambouillet, die den vornehmen, feinen und geistreichen Salon schuf, das Gesellschaftsleben, der Umgangston in den edelsten Formen und Manieren ausgebildet, Formen, die freilich bald in den gelehrten und precieusen Damen der bürgerlichen Kreise ihr Zerrbild neben sich führen sollten. Aber das Zerrbild konnte das ächte Bild wohl trüben, doch nicht zerstören.

Was hatte, von dem republikanischen, von Predigern und predigenden Soldaten beherrschten England abgesehen, was hatte z. B. Deutschland dem an die Seite zu stellen? Noth und Glend, verwilderte Sitten des Krieges und die rohen und wüsten dramatischen Schöpfungen eines Myrer und Gryphius, denen der Schwulst, der Bombast, die gänzlich ungenießbaren Dichtungen der Schlesier, eines Lohenstein und Hoffmannswaldau folgten! War es da ein Wunder, daß noch während des Krieges diejenigen Geister in Deutschland, welche noch das Bedürfniß der Bildung empfanden, ihre Blicke nach Frankreich richteten und in Paris die Bildung und Nahrung des Geistes, die Anmuth der Sitten suchten, die sie in der Heimat nicht finden konnten oder schmerzlich vermißten? Politische Gründe kamen hinzu, welche die protestantischen Fürsten Deutschlands zu Frankreich hinlenkten und die Söhne des Adels nach Paris hinzogen. So bildete sich eine stete Verbindung und ein steter Strom der Reisenden, dem Paris das Ziel der Sehnsucht war. Französische Sprache und Literatur, französische Sitten und Formen kamen somit schon früher nach Deutschland und den anderen Ländern Europas, bevor Ludwig XIV. die Zügel der Regierung in die eigene Hand genommen hatte.

Alles war für ihn und Frankreichs Herrschaft vorbereitet. Vieles war entfaltet, anderes bedurfte nur des Anstoßes, um in Blüthe zu treten. Ludwig XIV. (Abb. 280) gab diesen Anstoß, er gab ihn mit der Elasticität der Jugend, mit dem Ehrgeize und dem Stolze eines mächtigen Königs. Große Bauten wurden beschloffen und begonnen; Feste folgten auf Feste und erregten die Leidenschaft für Pracht und Luxus; glückliche Kriege brachten Frankreich Ruhm und setzten die ganze Nation in Schwung. Fremde Luxusgegenstände wurden zwar verboten, aber dafür sorgten Colbert und sein König, daß sie alsbald in Frankreich selber gleich vortrefflich, wenn

nicht besser geschaffen wurden. Eine neue Industrie erblühte, wie ihr eine neue Literatur vorausgegangen war.

So geschah es damals in der That, daß Frankreich unter Ludwig XIV. an der Spitze der Civilisation einherschritt und die anderen Nationen seinen Wegen folgten und seine Nachahmer wurden. Eine andere Frage ist es freilich, ob diese Wege die rechten waren, ob die Cultur Frankreichs, seine Sitte, die es der Welt aufdrängte, die wahre und natürliche, ob seine Kunst, sein Geschmaç ächt und gut, ob endlich das Costüm, die französische Mode, die gebietend aus diesem Wechsel der Dinge, aus diesem Aufschwunge Frankreichs hervorging, der Vernunft und der Schönheit entsprachen. Das wird das nächste Kapitel lehren.

4. Kapitel.

Das Costüm im Zeitalter der Staatsperrücke. 1650—1750.

Ludwig XIV., ehr- und ruhmbegierig, von ausgezeichneten Feldherrn und Staatsmännern umringt, war wohl der Mann dazu, seiner Nation Enthusiasmus zu geben und Frankreich zum ersten und leitenden Lande Europas zu machen.

Aber dieser König, dem die Zeitgenossen den Beinamen des Großen gegeben haben, war ein Kind seiner Zeit (Abb. 281) und diese Zeit, welche sich immer weiter von dem edlen Stil und dem ächten Geschmack der Renaissance entfernte, strebte dem Barocken, der Entartung entgegen. Schwere, Willkür, Ueberladung waren die Eigenschaften ihrer Kunst, Unnatur diejenige ihres Geschmacks; die hohle Phrase, der Schwulst, leere Wortfülle, geschraubte Sätze herrschten im Stil, crasse Effecthascherei auf der Bühne, wie in der Literatur. Obwohl nun das bei weitem maßvoller in Frankreich war als z. B. in Deutschland, welches der lange Krieg verwildert hatte, so ist es auch dort unverkennbar, wenn man die Zeit Ludwigs XIII. mit der Blüthezeit Ludwigs XIV. vergleicht. Man ging in allen Zweigen der Cultur dem Pathos entgegen und setzte sich mit Stolz die gewaltige Perrücke, das Symbol der Eitelkeit und Aufgeblasenheit, auf das selbstzufriedene Haupt. Kein Zweig der Kunst, der Sitte, der Literatur, der

nicht seine Perrücke trug: der Garten trug sie und der Palast, die Cere-
monie der Höfe und der Verkehr im Bürgerhause, die Gelehrsamkeit und
die Dichtkunst, die verschnörkelte Handschrift und der von Phrasen umwölkte
Gedanke.



281. König Ludwig XIV. und Gemahlin. Um 1660. (Nach Parmesin.)

So konnte auch das Costüm, welches von Ludwig XIV. und Frank-
reich geschaffen wurde, den gleichen Eigenschaften nicht entgehen. Großartig
in der Anlage, wurde es grotesk, barock in der Erscheinung; aus erneuertem
Schwunge, aus der Befreiung von unnöthiger Beschränkung und verfehlten
Gesezen hervorgegangen, verfiel es wiederum der Versteifung; auf Prunk
und Pracht ausgehend, verstand es doch nicht von den Mitteln des Luxus

einen edlen Gebrauch zu machen. Es war effectvoll, glänzend, prunkend, aber nicht in freier, schöner, kunstgemäßer Weise.

Im Anfang überwiegt in seinem Charakter das Freie, Malerische, das Offene und Phantastische (Abb. 281, 282). Es sind die Feste und die Siege, der Schwung und der Ruhm, die Eitelkeit und die Prunkliebe,



282. Dandy vom Jahre 1670. (Nach Mittelk.)

die es zu pompöser, aber auch schon bizarrer Gestaltung bringen. Es ist, als ob der Geist des dreißigjährigen Krieges noch einmal wieder auflebt, aber in neuen oder veränderten Gestalten.

Der Hut — es ist zunächst nur vom Manne die Rede — 'verliert wieder die steife Form und den scheibenförmigen Rand, welche er gegen die Zeit des Friedensschlusses angenommen hatte. Mit niedrigem Kopf und breiterer Krämpe gewinnt er wieder schwungvolle Linien und umgibt sich rings mit reichem, dichtem Gefieder. Das offene Wamms zieht seine

Ärmel bis zum Ellbogen zurück und verkürzt sich von der Taille aufwärts, während sich das Bein Kleid hinabsenkt, sodaß keine Verbindung mehr statt findet. Feiner, luftiger, faltiger Hemdstoff erfüllt den breiten Zwischenraum, wie er die verlassenen Unterarme deckt, doch konnte er nicht verhindern, daß das Bein Kleid einen höchst verfänglichen Anblick gewährte, und die



283. Vornehme Tracht von 1662 und 1663 mit der „Rheingräfin“ — zwei Hofpagen und der Herzog von Orleans.

Straßenjugend von Paris dem eleganten Herren nachrief: Monsieur, vous perdez vos chausses. (Abb. 281, 282, 283.)

Aber nicht genug. Diese Beinbekleidung erweiterte sich zu gleicher Zeit gegen die Kniee herab in einem solchen Maße, daß sie völlig einem kurzen Unterrocke glich. Man nannte sie daher auch in England petticoat-breeches. In Frankreich führte sie den Namen rhingrave, die Rheingräfin, von einem Rheingrafen Salm, wie es heißt, welcher längere Zeit als holländischer Gesandte in Paris lebte. Trotz ihrer Seltsamkeit machte sie einen wahren Siegeszug durch die ganze modische Welt Europas.

Der Stiefel vertrug sich wohl schlecht mit ihr, aber er wurde getragen, so lange Ludwig XIV. noch selbst zu Felde zog, in steifer, aber ziemlich stattlicher Gestalt, die Stulpen, in denen sich Taschen befanden, über das Knie heraufgezogen (Abb. 284). Bei Hofe und in Civil hatten ihm Schuh und Strumpf (Abb. 283, 285 u. a.) wieder den Rang abgelaufen,



284. Gendarmen-Offizier Ludwigs XIV., 1675, 1676. (Stiefel.) (Nach Lepautre.)

der farbige Zwickelstrumpf und der hohe Schuh mit rothen Absätzen und steif absteigender Spitzenschleife im Fußgelenk. Spitzen gab es noch überall wie früher, und der übrige leichte Schmuck von Schnüren, Borten, Schleifen und Bändern verbreitete sich über das ganze Costüm. Die Spitzen hatten die Stulpen der Stiefel verlassen, sich aber an Strumpf und Knie angeklammert. Am Kragen hatten sie eine neue Gestalt angenommen. Verdrängt von der Perrücke, welche Schultern und Rücken bedeckte, konnten sie nur noch unter dem Rinne zur Erscheinung kommen. Der Kragen ver-

wandelte sich daher in ein leichtes shawlartiges Tuch, dessen platt auf der Brust liegende Enden mit Spigen umzogen wurden (Abb. 281, 287, 289). Diese Spigenenden löseten sich dann und sind in dieser losgelöseten Gestalt, als Besschen, den Abbés (Abb. 304) und der protestantischen Geistlichkeit



285. Weinbekleidung mit Spigen, 1660. Von einem Portrait Ludwigs XIV. (Aus Palliser.)

selbst bis in das neunzehnte Jahrhundert, und wohl heute noch geblieben. Die vornehme Welt aber behielt jenes weiße leichte Spizentüchlein, und wie es dem ganzen Costüm geziemte, schlang sie es lose und locker mit einem Knoten um den Hals und ließ die Spigenenden herabfallen (Abb. 286, 298). Diese Form führt den Namen Steenkerke (Steinquerque) von der berühmten Schlacht dieses Namens, wo die französischen Prinzen

und Offiziere ihr Spizentüchlein zum ersten Male in dieser Weise umlegten. Die Steenkerke wurde ganz allgemeine und lang andauernde Mode, selbst über dem Brustpanzer, wie denn Spizen überhaupt dem Offizier so unentbehrlich waren, daß einmal die Franzosen, im langen Feldzug etwas abgerissen, mit den Niederländern einen Waffenstillstand schlossen, um jenseits der feindlichen Armee in den brabantischen Städten sich mit neuen Spizen versehen zu können. So geht wenigstens die Sage.



286. Der Grand Dauphin in Perrücke und Steenkerke. Um 1690. (Aus Palliser.)

Dieses lustige, lockre Costüm dauerte bis 1670 oder etwas darüber hinaus, so lange der König selbst noch einen gewissen Schwung hatte, und Feste und Siege einander folgten. Da derselbe aber Ludwig der Große und Ludwig der Glorreiche geworden, erfüllten Stolz und Hoffahrt, Eitelkeit und Selbstvergötterung seine Seele. Seine Göttlichkeit wurde unnahbar; er zog sich zurück und setzte die Schranke eines steifen und strengen Ceremoniells zwischen sich und die Welt. Und dieses gespreizte, ceremonielle Wesen ging nun von Versailles zu allen Höfen und von den Höfen in das bürgerliche Leben. Ludwig selber wurde auch bigott dazu, als er in die Hände der

Maintenon gerieth. So war er denn in der zweiten Hälfte der Regierung eine Größe zwar, voll Pracht und Majestät, aber eine steife, hohle Größe im Geiste der Perrücke (Abb. 299).

Das Costüm fühlte diese Veränderung sofort. Als bald nach dem Jahre 1670 kommt die Versteifung über die lustige Pracht. Schuh und Strumpf herrschen allein. Der Stiefel wird verbannt und bleibt als



287. Hausoffizier Ludwigs XIV. im Justaucorps. Um 1670. (Nach Repantre.)

„Kanone“ den Dragonern und Studenten, die Spitzen werden abgethan bis auf die Steenkerke und das Jabot auf der Brust.

Die größten Veränderungen erleiden Wamms und Beinkleid. Die abenteuerliche und unanständige Erscheinung der „Rheingräfin“ konnte vor der strengen Etiquette nicht bestehen. Wamms und Hose rücken wieder zusammen, das Wamms wird zur Schoßweste, das Beinkleid zur engen Kniehose. Der Proceß geht aber wie unsichtbar vor sich, verhüllt unter einem dritten Kleidungsstück, dem mächtigen Oberrock.

Dieser Rock, der alsbald den Namen Justaucorps erhielt (Abb. 287, 288, 292 u. a.), ist nichts anderes als die alte Schaubе des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Während der Herrschaft der spanischen Moden vor dem Mantel aus der vornehmen Welt zurückgewichen, hatte er sich als Amtstracht, als Sonntagstracht des Bauern forterhalten. Während des großen Krieges hatte der Mantel noch den Vorrang behauptet, aber



288. Französischer Gardist von 1663 (langer und weiter Rock).

schon diese Zeit hatte ihn in die Gesellschaft zurückgeführt. Der Rekrut hatte ihn mitgebracht und der Offizier hatte ihn angenommen. So erscheint er unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege. Aber in welcher Gestalt! Weit, form- und faltenlos glich er einem umgehängten Sack und verleugnete seine niedere Herkunft in keiner Weise.

Trotzdem kam er nach Frankreich, wo ihm die Kriege zu neuem Ansehen verholfen. Gegen 1670 trug ihn der König selbst und bedeckte mit ihm die ganze lustige, eitle Herrlichkeit seines damaligen Costüms. Aber

zur französischen Tracht geworden, konnte er seine rohe Gestalt nicht länger behalten. So verengte er sich aus der sackartigen Weite, gewann Taille und wurde damit zum „Justaucorps“. Die langen Schöße erhielten vorne breite Taschen, die Ärmel mächtige Umschläge, weshalb man sie wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Stulpstiefeln manches à bottes nannte; statt der Spitzen zierten ihn goldene Knöpfe und Goldstickerei. Taschen



289. Französischer Garde-lieutenant von 1673 (langer und weiter Rock, Justaucorps).

und Umschläge konnten auch von anderer Farbe sein als der Rock, wie z. B. Ludwig XIV. sie roth auf blauem Sammet trug. So war der Oberrock ein steifes, aber pompöses Prunkstück geworden, vortrefflich passend zur Mongeperrücke, die ihn nun mit mächtigen Flügelschlägen umschwebte.

Die Perrücke hatte zu dieser Zeit, d. i. etwa zwischen 1670 und 1680, ihre volle Höhe erreicht. Sie war der auferkorene Liebling, der Stolz ihrer Zeit. Das selbstgefällige Gesicht leuchtete aus ihrer blonden Fülle hervor wie die Sonne aus dem Morgengewölk; der Männerkopf

glich dem mähenumwallten Haupt des Löwen. So glaubte und sagte man damals.

Die Perrücke war schon dem Mittelalter nicht unbekannt gewesen, aber sie hatte immer nur einen Mangel der Natur zu ersetzen gehabt. Einen Schmuck, eine Zierde, eine Mode aus ihr zu machen, das eigene Haar, auch das schönste und reichste, kahl abzuschneiden, um es völlig durch ein fremdes, durch Frauenhaar, oder gar durch Pferde- und Ziegenhaare zu ersetzen, das war Frankreich und dem siebzehnten Jahrhundert, der Epoche des großen Ludwig vorbehalten.

Die Sache war langsam gekommen. Mit dem Falle des steifen Kragens war das männliche Haar in das Wachsen gekommen und war während des Krieges, wie wir gesehen haben, in Locken auf die Schultern gefallen. Aber die Mode blieb hier nicht stehen. Sie überschritt die Grenzen der Natur; ihrer immer weiter gehenden Forderung konnte das natürliche Haar nicht mehr genügen, und so mußte die Kunst zu Hilfe kommen. Diese Kunst aber wuchs mit ihrer Aufgabe, und sie vermochte Kunstwerke herzustellen, größer und schöner, als die Natur in glücklichster Laune sie dem männlichen Kopfe hätte schenken können. Als dieses Ziel einmal erreicht war, wollte niemand zurückstehen, und so wurde die Perrücke selbst eine Mode, und die Kunst ihrer Fabrikation ein gewinnbringendes Gewerbe. Im Jahre 1655 ernannte Ludwig XIV. auf einmal achtundvierzig Hofperrüquiers; im nächsten Jahre zählte in Paris ihre Zunft bereits zweihundert Mitglieder, eine Zahl, welche noch auf fünfhundert stieg. Das Frauenhaar war es, welches seinen Platz verließ und auf die Köpfe der Männer hinüberwanderte, und so wurde der Handel mit Frauenhaar, dem vor allen die Dorfschönen Opfer zu bringen hatten, wie einst in den Römerzeiten, ein höchst ausgedehntes und einträgliches Geschäft durch alle Länder. Nicht lange, so kostete eine Perrücke schönster Art schon tausend Thaler, eine gewöhnliche kam auf fünfzehn Thaler zu stehen, Perrücken von Pferdehaar und Ziegenhaar waren auch billiger zu haben.

Von Paris schreibt ein Fremder schon 1615: „Auf dem Kopfe tragen die Herren einen anderen falschen, aus Haaren nachgemachten Kopf, den man Perrücke nennt“. Ludwig XIII. selbst folgte in den zwanziger Jahren. Aber damals ist die Perrücke noch keineswegs eine allgemeine Mode, zumal

die geforderte Länge noch mit dem eigenen Haar zu erreichen stand. Auch Ludwig XIV. nahm die Mode nicht sofort an, selbst nicht, nachdem er jene Zahl der Hofperrüquiers geschaffen hatte. Da er sie aber annahm, — nach 1660 —, so war sie auch sofort die allgemeine Lösung der ganzen Welt geworden, soweit dieselbe trachtete mit der Mode zu gehen, wir können nunmehr sagen, mit der Pariser Mode, denn von dem an datirt ihre aus-



290. Perrücke um 1680. Porträt Abrahams de Quefne. (Nach Edelind.)

gesprochene und unbedingte Herrschaft. Um die Mitte des Jahrhunderts trägt der deutsche Mann und Herr noch sein eigenes Haar in üppigster Gestalt. Zwanzig Jahre später ist die ganze vornehme Welt mit der Perrücke bedeckt.

Nur die Geistlichkeit kämpft noch, wie sie denn immer hinter der Mode herschreitet und die alte Mode stets für die ehrwürdige nimmt und die neue bekämpft, bis diese wieder alt geworden. Ja, um die Mitte des Jahrhunderts, als in Paris die Perrücke schon fast alle vornehmen Häupter

bedeckt, führen in der protestantischen Geistlichkeit die Langhaarigen und die Kurzhaarigen noch einen heftigen Kampf, der in Streitschriften, auf Synoden, auf der Kanzel, mit Gutachten der Universitäten ausgefochen wird. Natürlich siegen die Langhaarigen. Dann aber entbrennt derselbe Kampf noch einmal um die Perrücke, und zwar nicht bloß im Protestantismus, sondern auch im Katholicismus, in welchem der Papst zur Entscheidung angerufen wird. Natürlich siegt auch diesmal das Neue, nämlich die Perrücke, aber erst, nachdem sie in der Laienwelt schon ein paar Jahrzehnte außer aller Frage



291. Allongeperrücke. 1699. Würdenträger am Hofe Ludwigs XIV.

stand. Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts tragen Pastoren, Priester, Bischöfe, — die stutzerhaften Abbés waren die ersten gewesen — allgemein die Perrücke, selbst vor dem Altare. Eine Klappe auf dem Scheitel, die zurückgeschlagen wurde, vertrat die Tonsur. Doch war dies erst später, und nicht ohne neue Kämpfe, erreicht worden.

Wie nach ihrer Entstehung, so folgt die Perrücke auch nach ihrer Form dem Gebote der Mode. Zwischen 1640 und 1660 gehen Perrücke und Eigenhaar in ganz gleicher Form neben einander her. Der Krieg hat verwilderte Köpfe zurückgelassen, und so ist es, statt der schönen Locken von ehemals, ein wildes, wirres, krauses, formloses Ungethüm, welches bis 1660 und wohl noch darüber hinaus den männlichen Kopf umgiebt. Von

dem an konnte aber das Eigenhaar der Forderung der Mode nach immer größerer Länge nicht mehr folgen. Die Perrücke bleibt allein und wächst zu zwei mächtigen Flügeln an (Abb. 290), welche rechts und links tief herabfallen, gewöhnlich in der Gestalt, daß der eine Flügel nach vorne



292. Jean Bart, der Seeheld.* Costüm um 1680–1690. (Nach F. Schenk.)

über die Brust sich senkt bis gegen die Gürtelstelle, der andere mehr nach rückwärts geworfen über den Rücken (Abb. 291).

Aber in dieser Form und Größe konnte die Perrücke die bisherige Wildheit um so weniger behalten, als die Etiquette Ludwigs XIV. alles zu steifer Ordnung zwang. So ordnen sich die Flügel aus ihrem Gewirre nach und nach zu schön gereihten Locken. Oben auf der Stirne trennt sie ein tiefer Scheitel, am Spalt, zu dessen Seiten sie bergartig sich empör-

thürmen (Abb. 290, 309). Das ist die vollendetste Gestalt, die Gestalt der Alongeperrücke, das glanzvollste, berühmteste Gebilde der Moden Ludwigs XIV. und seiner Zeit.

Diese Alongeperrücke hatte wahrlich des Haares übergenug; sie brauchte des Bartes nicht mehr. Gleichzeitig mit ihrer Größe verschwindet derselbe



293. Französische Dame. 1675. (Nach Bonnard.)

völlig aus dem Gesichte, nachdem er sich noch eine Weile in feingestrichener Linie oder in zwei kleinen Büscheln unter der Nase zu behaupten gesucht hatte (Abb. 292 u. a.). Es war umsonst. Das neue Jahrhundert sah nur glatte Männergesichter. —

Solcher großartig pompösen Erscheinung des Mannes gleich zu kommen, war eine schwere Aufgabe für die Frau, aber sie erfüllte dieselbe in ganz selbständiger Weise. In dieser Periode geschah es nicht wie in der vorhergehenden, daß die Frau dem Manne folgte und seine Modestformen zu

den ihren machte. Man könnte eher das Umgekehrte sagen. Sie selber, die Frau, war nicht bloß unabhängig geworden, sie herrschte im Hause, in der Gesellschaft, selbst in der Politik, die von dieser Zeit an, wie bekannt, nicht wenig und nicht selten in den Händen der selber zur Mode gewordenen Maitresse ruhte. Wie mit Haar und Perrücke gewissermaßen die Geschlechter



294. Französische Dame. 1675. (Nach Bonnard.)

verwechselt waren, denn der Mann trug ja an seiner Perrücke das Frauenhaar, nur in üppigerer Fülle, als sie es je offen gewagt hatte — so waren es seit der Zeit der Maintenon vor allen die Frauen, deren Köpfe und Gedanken aus Cabinet und Salon die Welt regierten, oder auch, wie man es nimmt, in Verwirrung brachten (Abb. 293, 294). Man kann auch die kurzen Ärmel der Weste und des Justaucorps bei dem Manne und die Bedeckung des Unterarmes bloß

mit dem weitfaltigen Hemde und duftig leichten Spitzen von Brüsseler Art als eine weibliche Mode betrachten.

Die Frau oder die Dame hatte von der Mode der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zwei Kleider überkommen (Abb. 293—295), welche sie über einander trug, und zwar so, daß sie das obere, die Robe, vom Gürtel ab aus einander klaffen ließ oder in Falten aufband, um das



295. Elegante Dame um 1690. Mit Robe, Fontange und Mousen.

untere sichtbar zu machen. Der Fall der Kleider war leicht und natürlich, die Ärmel weit, die Taille hoch, Hals und Schultern frei und der Saum der Decolletirung mit herabfallendem Spitzenkragen begleitet. Die ganze Erscheinung besaß Fülle, Reichthum und doch Freiheit und Natürlichkeit (Abb. 293, 294).

So ging die Frau in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, in die Glanzperiode Ludwigs XIV. hinüber. Aber fast früher noch als der Mann verfiel sie der neu auftretenden Versteifung der Formen. Der

große deutsche Krieg oder der Charakter seiner Zeit hatte sie frei gemacht von Blankheit und Keifrock; die französische Mode und die Etiquette Ludwigs XIV. unterwarf sie aufs neue, zwar noch nicht dem Keifrock, dafür aber um so unerbittlicher der Schnürbrust. Hatte die gleiche Tendenz den sackartigen bäurischen Oberrock zum eleganten Justaucorps umgestaltet, so führte sie bei der Frau zur Verlängerung, sowie zur möglichst engen Einschnürung des Leibes. Die Wespentaille (Abb. 298) war nunmehr Begehr und Stolz der Frau und sie blieb es, bis, wie vordem der Krieg, so abermals eine Umwälzung sie davon befreite. Nicht mehr und nicht minder war nöthig als die französische Revolution, um den weiblichen Körper von seinem Eisen- oder Fischbeinpanzer, dem Corsett, zu befreien.

Das Corsett konnte nicht zur Herrschaft kommen, ohne weitere Veränderungen nach sich zu ziehen. Die Brust wird starr und steif eingesperret und glatt liegt das Kleid darüber, welches vorne in grader Linie steif zu den Füßen herabfällt. Das Blankheit senkt sich mit seiner Spitze möglichst tief, um den Oberleib möglichst lang erscheinen zu lassen. Die Ärmel legen ihre faltige Weite ab und beschränken sich auf den Oberarm oder nur auf ein Stück desselben; Ellbogen und Unterarme sind, gleich wie bei den Männern, mit Linon, dem pauschigen und faltigen, spitzbesetzten Hemdstoff umgeben, oder später auch frei, nur von dem zarten Gewölfe belgischer oder französischer Spitzen umflattert. Die Decolletirung nimmt zu, anfangs noch von dem herabfallenden Krage begleitet, dann von der regellosen Brüsseler Spitze, zu welcher um das Jahr 1670 die Steenkerke tritt, jener leicht umgeschlungene Spitzenshawl, den grade so auch die Männer trugen — gewiß, wenn eines, ein Modestück von weiblicher Art (Abb. 298).

Soweit war die Dame der Tendenz der Versteifung gefolgt; es mußte aber auch der Charakter des Pompösen hinzukommen, und diesen brachte sie theils mit dem oberen Kleide, der Robe, theils mit ihrer Haartracht zum Ausdruck. Dies Oberkleid, das im Negligé nicht getragen wurde, war bei der vollen Toilette zu einem großartigen Kleidungsstück herangewachsen. Vorn offen, schloß es nur im Gürtel; von hier ging es nach oben und unten auseinander, das untere Kleid sichtbar zu machen. Nach unten aber wurden beide Theile weit aus einander genommen, nach rück-

wärts umgeschlagen und zusammengebunden, wo sie nun bei der Fülle, der Schwere und dem Reichthum des Stoffes eine überaus großartige Faltenmasse bildeten, die sich als Schleppe (manteau) ellenlang auf den Boden



296. Französische Damen von Rang; die erste mit Fontange und Robe, um 1690—1700 (nach Sandrart); die zweite in Sommertracht, um 1690 (nach Arnoult).

warf. Den Wurf noch großartiger und bedeutender zu gestalten, wurde er von Bouffanten, von Drahtgestellen unterstützt (Abb. 295, 296).

Denkt man sich nun schwere Seiden- und Sammtstoffe hinzu, die nicht selten groß geblümt und gemustert waren, so vermochte die Dame schon eine pompöse Erscheinung darzustellen, zu welcher die Haartracht, wie sie sich in ihrer Vollendung herausgebildet hatte, eine durchaus passende Ergänzung bot.

Noch um das Jahr 1650 fielen der Frau die Locken frei und voll auf die Schultern herab; keinen Zwang, kein Hinderniß fanden sie. Während darnach aber die falschen männlichen Locken immer länger werden, steigt das eigene Haar der Frauen wieder in die Höhe, ohne durch andere Trachtenformen, wie z. B. den Kragen, dazu gezwungen zu sein. Die Locken verkürzen sich, sammeln sich erst an den Wangen und lassen höchstens eine oder zwei lang herab fallen (Abb. 297); dann verwandeln sie sich



297. Beginnende Fontange. Um 1770.

in krauses Gelock auf dem Haupte und beginnen sich in die Höhe zu richten und aufzuthürmen. In dieser Richtung kommt ihnen nun ein haubenartiges Gebäude zu Hilfe, die berühmte Fontange, eine Coiffüre, deren Erfindung der berühmten Maitresse, Madame de Fontanges, zugeschrieben wird, von welcher sie aber kaum etwas anderes hat als den Namen. Denn wie jede Mode, so war auch sie langsam gekommen und nach und nach zu ihrer Höhe herangewachsen. Mit der aufwärts gehenden Tendenz der Haare waren auch die Schleier, Spitzen und Bänder mit in die Höhe gegangen, mit welchen die Dame bisher schon ihr Lockenhaupt geschmückt

hatte. Diese waren es nun, welche sich mit Hilfe eines Drahtgestelles weiter emporrichteten und terrassenförmig ein lustiges, weißes und buntes Gebäude über dem Kopfe bildeten, das in seiner Höhe während der letzten Jahrzehnte des siebzehnten Jahrhunderts etwa die doppelte Länge des Kopfes erreichte. Die Fontange begann etwa um das Jahr 1670, dem großen Wendepunkt der Moden, und dauerte bis zum Tode Ludwigs XIV.



298. Madame de Lubé mit Stenkerfe. (Aus Palliser.)

fast fünfzig Jahre, auch ein Beweis, wie beständig, wie dauernd die Mode zu sein vermag (Abb. 297, 298).

Die Fontange hatte in ihrer aufrechten Stellung eine schräge Richtung nach vorne, und so war die ganze Haltung der Frau, welche in grader Linie stark nach vorne neigte. Die Ursache lag in den hohen mit rothen Abjäten geschmückten Stiefelschuhen, welche die Füße in einen Winkel von vierzig bis fünfundvierzig Grad stellte. Die Frau war daher schon damals zuweilen genöthigt zur Hilfe eines Stockes zu greifen. Lieber und

häufiger führte sie freilich den Faltfächer als Scepter, als Zeichen ihrer Herrschaft.

Von vorne also eine höchst einfache Linie bildend, war die Gestalt der Dame rückwärts durch die Hebung und Senkung der Robe, durch den großfaltigen Wurf des Manteau um so schwungvoller. Wohl steif, unbewegt von der einen Seite, war die Erscheinung doch andrerseits pompös, großartig wie die des Mannes. Kein Wunder, daß die Frau wie dieser stolz darauf war. So wollte man überall auch nichts anderes sehen als sich selber, und so mußten, wenn sie dargestellt wurden, die Götter die Perrücke und die Göttinnen Fontange und Schnürbrust tragen. Sphigenie trug die Schleppe, wenn sie auf der Bühne erschien, und führte das wehende Spizentuch in der Hand; Paris, der schöne Schäfer vom Ida, trägt Manschetten und die Steenkerke um den Hals, goldgestickten Rock, hohe Schuhe und Zwickelstrümpfe, und Cato, der strenge Cato, „Monsieur Cato“, „Herr Cato“, wie er nun heißt, trägt die Staatsperrücke und den dreieckigen Hut und den zierlichen Degen an der Seite. Wenn aber so selbst Götter und Helden sich der französischen Mode bequemen mußten, um wie leichter unterwarfen sich ihr die gebildeten Völker Europas. Die französischen Moden triumphierten, die Perrücke schwang ihr Lockenpanier über alle civilisirten Häupter. —

Die Welt war mit sich zufrieden. Ludwig der Große (Abb. 299), alt und fromm geworden, liebte die Veränderungen nicht, und so hielt sich dieses Costüm (Abb. 300) fast unverändert nahezu ein halbes Jahrhundert. Die kleinen Launen und Einfälle übten wohl ihr Spiel daran, aber sie waren zu schwach zu irgend einem bedeutsamen Wandel. Mit dem achtzehnten Jahrhundert aber, zumal mit dem Tode Ludwigs XIV. (1715) und der überaus leichtfertigen Wirthschaft des Regenten Philipp von Orleans kam eine neue Zeit auch in der Culturgeschichte. Mit der Frömmerei hatte es ein Ende, und Frivolität trat an die Stelle. Das Schwerfällige und Pompöse der Barockzeit verwandelte sich in die Capricen des Rococo; der Sinn für Prunk und Großartigkeit wich der Schwärmerei für das Kleine und Zierliche, für die Bagatelle. Hatte bis dahin noch Ordnung in der Kunst geherrscht, wenn auch eine steife, gespreizte, pedantische Ordnung, so schlug jetzt alles aus der Art: Ordnung, Symmetrie, Gesetz,

das waren wie verbotene Dinge in dem, was gefallen sollte. Nur die Laune, die Willkür gefielen, freilich mußten sie mit einer gewissen Grazie, mit Zierlichkeit, wenn möglich mit Geist vorgetragen sein. Höchstens gab es noch Etiquette und höfliche, wenn auch affectirte, gezierte Manieren;



299. Ludwig XIV. im Jahre 1698 (Höhezeit des Perruquencostüms). (Nach Masson.)

wenigstens kehrten sie nach der gesellschaftlichen Verwilderung unter dem Regenten an den Hof und in den Salon wieder zurück.

So war die neue Zeit, die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die sich bereits mit einigen bedenklichen Symptomen, wie den Mouchen oder Schönpsfästerchen und dem Puder, noch unter Ludwig XIV. angekündigt hatte. Jene besonders, die schwarzen Schönpsfästerchen, keine Neue-

zung dieser Epoche, hatten fast ihre Blüthezeit noch vor dem Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts (Abb. 301). Anfangs nur ein Mittel unliebsame Flecken im Gesichte zu verbergen wurden sie eine Zierde, eine Mode, da es schien, als ob ihre Schwärze die Weiße der Haut zu heben vermöge. Es geschieht auch, aber nur für ein Auge, das wie damals starke Con-



300. Vornehme Tracht von 1693. Französisch. Bürgerliche Tracht von 1710.

traste nöthig hat, nicht für eines, das die Schönheit des Gesichts zugleich in der Reinheit, in der sanften Harmonie, in der Zusammenstimmung der Theile sieht. Wo die schwarzen Mouchen auch angebracht sind, sie bleiben grelle, störende Flecken.

Jene Zeit nun machte aus dem, was nur für das Auge war, zugleich ein Spiel des Geistes. Man verband mit den Mouchen je nach Art und Form, denn man schnitt sie in Gestalt von Mond und Sternen, auch wohl von Thierchen aus, irgend einen Gedanken, irgend eine koket-

tirende Absicht. Setzte man sie mitten auf die Stirne, so sollte sie erhabene Würde andeuten, und man nannte sie la majestueuse; heitere Laune verkündete sie auf der Wange an der Stelle, wo das Lächeln eine Falte zieht, Trotz bedeutete sie über der Nase, Galanterie mitten auf der Wange, einladenden Liebreiz am Winkel des Mundes. Es war im Grunde ein geistloses Spiel, aber man trieb es Jahrzehnte lang in Frankreich, in Deutschland, überall, wo die allgemeine Mode Geltung hatte.

Bei weitem bedeutungsvoller jedoch war der Puder, dem sich selbst der große Ludwig noch in seinen letzten Jahren bequemen mußte. Der



301. Englische Dame mit Mouchen (Schönpflästerchen). 1658.

Puder war nicht grade etwas Neues im achtzehnten Jahrhundert, denn schon am Ende des sechzehnten hatte man in Paris gepudert und zwar farbig, mit violettem Puder die braunen Haare, mit blauem die blonden. Man hört auch ferner ab und zu davon, allein zu einer vollen Mode, zu einer absoluten Nothwendigkeit für alle Köpfe der modischen Welt, männliche wie weibliche, machte den Puder erst das achtzehnte Jahrhundert.

Die erste Ursache lag in der Vorliebe für die blonde Perrücke. Da sie gesucht und im Verhältniß kostbar war, so bemühte man sich die schwarzen Perrücken durch weißen Puder zu dämpfen. Aus diesem Ersatz eines Mangels wurde nun wiederum eine gebieterische Mode, wie es mit der Perrücke selbst geschehen war. Anfangs begegnete der Mann wohl einigem Gespötte, wenn er mit dickem Puder auf seinem Hocke erschien und man verglich ihn mit dem Esel, der aus der Mühle kommt. Aber

der Uebelstand verringerte sich mit der kleiner werdenden Perrücke. Seit dem Jahre 1720 etwa sind alle männlichen Köpfe weiß, und bald darnach, oder fast gleichzeitig, da die Fontange gefallen war und einer niedrigen Frisur Platz gemacht hatte, auch die weiblichen.

Der Puder war den Frauen, vielen wenigstens, nicht unwillkommen, denn er ließ keinen Unterschied mehr erscheinen: er machte (mit Beihilfe von Schminken) alle Köpfe gleich, die jungen und die alten, die schönen und die häßlichen. Er machte sie freilich alle greisenhaft, ein Ausdruck, der aber nicht unzeitgemäß war, denn dieses Geschlecht ging in der That dem Greisenalter und der Wiedergeburt durch die französische Revolution entgegen. Da der Puder einmal da war, so fand man auch eine Tugend an ihm. So lautet eine damalige Aeußerung: „Insonderheit aber, wann man die Haarlocken mit wohlriechenden Pulvern überstreuet, so macht des Puders Weiße der Haare Schwärze so anmuthig schön, daß eine Jungfrau in gepuderten Haaren mehr einem Engel als Menschen ist zu gleichen.“ Man hat berechnen wollen, daß man in Preußen allein jährlich etwa neunzig Millionen Pfund Puder verbraucht habe, wozu mehr denn zwei Millionen Scheffel Weizen erforderlich gewesen.

Der Puder hatte eine weitere, recht unangenehme Mode im Gefolge. Damit das Gesicht unter dem weißen Haare seine Jugendlichkeit behaupten könne, mußte sein Roth und Weiß künstlich erhöht werden; die Farbe der Natur, auch wo sie in blühender Schönheit verliehen war, reichte nicht aus. So wurde der übermäßige Gebrauch von weißen und rothen Schminken, und nicht bloß im Gesicht, eine Nothwendigkeit, welcher sich keine Dame, weder das Alter noch die Jugend, entziehen konnte. Vergebens weigerte sich die spanische Infantin Marie Theresie, welche 1745 den Dauphin von Frankreich heirathen sollte. Es gab einen Aufruhr am Hofe zu Paris. Man fand es ganz unmöglich sie in ihrer natürlichen Farbe dem Dauphin zu präsentiren. Sie erhielt daher vom Könige die „Erlaubniß“ Roth aufzulegen. Sie gehorchte dieser Erlaubniß. Selbst die Leichen der königlichen Prinzessinnen wurden mit aufgelegtem Roth zu Grabe getragen. — Und solche Anwendung der Schminke geschah in dem Maßstabe, daß die Damen gewissermaßen eine Maske trugen und anders schienen, als sie waren. In diesem Sinne lief damals das folgende Epigramm in Paris um:

Par les soins que Lise prend
 Et du plâtre et des pommades,
 Les visites qu'elle rend
 Sont autant de mascarades.
 Pour elle, soit bien, soit mal,
 Il est toujours carnaval.
 Au logis et dans la rue
 Nous la voyons tous les jours,
 Et jamais ne l'avons vue. —

Nicht ohne den Einfluß des Puders, der sich nicht gut mit der buntbebanderten Fontange vertrug, war es geschehen, daß etwa gegen das Jahr 1720 alle weiblichen Köpfe, die es mit der Mode hielten, sich zu ihrem eigenen Erstaunen mit niedrigen Coiffuren bedeckt sahen. Die Sache war schnell, aber nicht ganz so plötzlich gekommen. Das Todesjahr Ludwigs XIV., das Jahr 1715, mag auch als Todesjahr der Fontange betrachtet werden; aber schon vorher hatten einzelne Damen versucht die Haube, den Puß wegzulassen und das Haar allein in die Höhe zu frisiren. Das dauerte aber nur kurze Zeit. Um das Jahr 1720 ist schon die Tendenz, die Haare so kurz, niedrig und gedrängt wie möglich um den Kopf zu sammeln, in vollem Gange. Höchstens, daß ein oder zwei Locken die Freiheit erhalten in den Nacken herabzufallen. Kaum schlang man eine bunte Schleife hinein oder legte zum Negligé ein Stückchen duftiger Spitze an.

Diese Puderfrisur von kleinster Gestalt hielt sich volle dreißig Jahre auf allen Damenköpfen des civilisirten Europa. Es war die Zeit, wo die Leidenschaft für das Ländliche herrschte; naturalistische Blumen, gewebt, gestickt, gemalt, überzogen die Kleiderstoffe; Hirtinnen, Schäferinnen mit roßigen Wangen (Abb. 302), bunten Bändern und pauschigen, kurzen Röckchen waren die Lieblinge in Gedichten und Erzählungen, auf der Bühne und in der Kunst. Man wollte auch etwas von ihnen im Leben haben, und so bildete man wenigstens Kopf und Taille nach ihnen, welche letztere bei Schäferinnen und Damen gleicherweise geschnürt und gepanzert war.

Aber mit dieser Kleinheit der Frisur und der Enge der Taille bildete die untere Hälfte der weiblichen Erscheinung den vollständigsten Contrast. Je kleiner der Kopf, je enger die Brust, der Leib erschien, um so mehr

blähte sich der Rock zu nicht dagewesener Weite auf. Die Zeit liebte eben in ihrer Launenhaftigkeit die Contraste, und wenn sie einerseits Liebe zur Natur — es war auch nur eine falsche Liebe — besaß oder zu besitzen schien, so war sie andererseits unnatürlich in allen ihren Aeußerungen. So ersteht denn aufs Neue der Reifrock, der nach seiner kurzen Existenz im

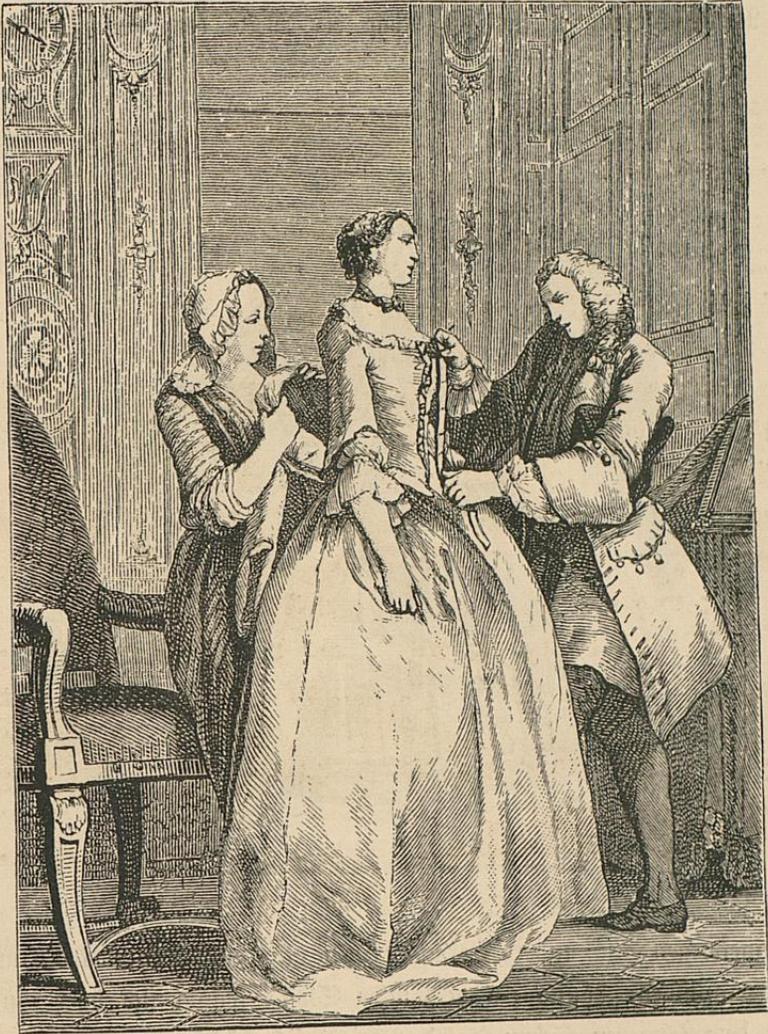


302. Schäfer und Schäferin. Um 1740. (Nach Voussier.)

sechzehnten Jahrhundert ein ganzes Säculum die Welt mit seinem Anblick verschont hatte. Zwischen 1710 und 1720 ist er auf einmal wieder da (Abb. 303), in rascher Folge alle Stufen erklimmend und an Größe seinen Vorgänger weit überholend (Abb. 304). Anfangs erscheint er in Trichterform, dann in Gestalt einer Kuppel, dann erhebt er sich über den Hüften, daß die Arme wie auf zwei Lehnen sicher auf ihm ruhen können, dann endlich, da mit seiner Rundung die Thüren, auch die Doppelpforten nicht

mehr zu passiren waren, nimmt er ovale Gestalt an, die Breitseite nach vorne, um so wenigstens seitwärts Corridore und Thüren zu nehmen.

Die Welt war entzückt, da sie den Keisrock wieder gewonnen hatte;



303. Der Damenschneider. Costüme um 1720. (Nach Watteau.)

in Schriften — freilich nicht ohne Widerspruch — wird er gepriesen, in Gedichten gefeiert, Pinsel und Grabstichel bemühen sich um seine Darstellung. Von Paris fliegt er zu allen Hauptstädten, an die Residenzen, von den Residenzen in die Provinzen, von den Höfen in das bescheidenste

Bürgerhaus. Selbst die Frau des protestantischen Pastors in einem deutschen Städtchen kleinster Art nimmt um ihres Reifrocks willen zwei Sitze der Kirche für sich allein in Anspruch, worüber sich ein großer Kirchenstreit erhob.

Natürlich mußten sich die Röcke der Weite des Reifrocks bequemen



304. Dame mit Reifrock nebst Abbé, vom J. 1755. (Nach Saint-Aubin.)

und feinetwegen auch andere Veränderungen erleiden. Der Rock des unteren Kleides, nunmehr häufig ein geblümter Stoff, spannt sich über ihn aus, entsagt dem schweren Schmuck und verziert sich höchstens mit leichten Falbellen und Volants. Die Robe, die umgeschlagen als Manteau wie eine Schleppe auf den Boden gefallen war, löset sich wieder auf, da eine Schleppe doch nicht zum Reifrock paßt, und breitet sich nun rings wieder aus über die Weite, doch bleibt sie vorne offen wie in alten Zeiten (Abb. 304). Buntfarbige Volants, zarter, faltiger Stoff, guirlandenartig

aufgenäht, wie man ein Gebäude mit Festons behängt und bekränzt, bilden den hauptsächlichsten Schmuck (Abb. 304, 306).

Sedoch gehörte die Robe in dieser Gestalt nur zur großen oder ceremoniellen Toilette. Die Haustracht ließ sie weg, und die Promenade und der familiäre Besuch schafften sich ein eigenes Oberkleid, die Contouche (Abb. 305), ein Mittelding zwischen Kleid und Mantel, am Halse anschließend, mit einer schleppenartigen, oben am Nacken beginnenden Falte,



305. Dame mit Contouche und kleiner Frisur. Um 1730.

ohne Taille weit und lustig Leib und Reifrock umwärend. Die Contouche war ein Kleidungsstück, das aus der Volkstracht heraufkam, sich modisch machte, aber immer unschön blieb. Sie hatte weder Form noch Grazie, aber sie stimmte zur Zeit, wenigstens zu der einen Seite, die der Franzose mit dem Worte *chiffonné* bezeichnet. Die Figuren Watteaus, Figuren der Bühne, wo das *chiffonné* zu Hause war, geben den besten Begriff davon (Abb. 307).

Der Reifrock machte die Füße sichtbar (Abb. 306), und zum ersten Male geschah es nun, seit langen Zeiten, vielleicht zum ersten Male in

der Costümgeschichte, daß auf die Schönheit des Fußes ein ganz besonderer Werth gelegt wurde. Bis dahin war es stets ein Gebot der Schicklichkeit gewesen ihn nicht sichtbar werden zu lassen. Nun war er da und machte sich geltend. Noch herrschten die Steckelschuhe und wichen auch nicht sofort, aber sie spitzten sich zu, öffneten sich oben und bedeckten den Fuß so wenig



306. Die Tänzerin Mlle. Sallé. Costüm um 1740. (Nach Lancret.)

wie möglich, nur auf den Zehen. Statt Schwarz wurde Weiß die Lieblingsfarbe, weiße Seide, weißer Atlas, oftmals zierlich bestickt, bildeten den Stoff, und Sohlen und Absätze von weißem Leder traten an die Stelle der rothen.

Weiß war überhaupt längere Zeit in dieser Periode die Lieblingsfarbe der Damen. Die Colonien unter den Tropen hatten sie in Mode gebracht, und die Boulevards von Paris bedeckten sich mit weißen Frauen-

gestalten. Dann verlangte das Rococo, ganz im Gegensatz gegen die vorausgegangene Periode, welche der starken Farben bedurft hatte, die verblassten Farben: Bläßblau, Bläßrosa, Bläßlila, Silbergrau waren die Lieblingsstöne. Es ist ein schwächerer, eher zärtlicher, als zarter Geschmack,



307. Männliches Costüm um 1730. (Nach Watteau.)

aber es läßt sich nicht leugnen, die Zeit verstand sich auf die Reize dieser Farben. Sie wußte sie bewundernswürdig zu verwenden. —

Die Frau dieser berühmten Epoche des Rococo hatte wenigstens noch ihr Eigenes; sie war eine originelle, wenn auch keineswegs schöne Erscheinung von natürlicher Anmuth. Falsche Geziertheit, Unnatur sprach aus jeder Falte, aus jeder Linie, aus jeder Bewegung. Aber der Mann des Rococo hatte auch nicht einmal die Tugend originell zu sein. Es

blieb alles an ihm, was das Zeitalter Ludwigs XIV. geschaffen hatte, aber alles wurde abgeschwächt, wurde zahmer und nüchterner (Abb. 308). Die Schuhe milderten ihre hohen Absätze, ihr Spitzenschmuck entfiel, und es blieben nur die Schnallen. Die Strümpfe verblaßten in ihrer Farbe; die Kniehose legte auch die letzte Falte ab. Das Bein war damit menuett-



308. Tanzlehrer (Costüm mit ausgepanntem Rod). 1745. (Nach Lebas.)

gerecht. Das Wamms war bereits früher zur Schoßweste geworden; jetzt verlor diese ihre Ärmel und näherte sich langsam der Gestalt, in welcher wir sie heute tragen. Doch hatte sie noch kurze Schöße und entsagte auch noch nicht allem Schmuck von Borten oder zierlicher Blumenstickerei. Auf der Brust war sie geöffnet und machte Raum für das Jabot, den Spitzenbesatz des Hemdes. Die Steenkerke hatte sich in ein Halstuch verwandelt, welches eng, cravattenartig, um den Hals geschlungen wurde. Das Justaucorps, der Oberrock, blieb das eigentliche und überall nothwendige Haupt-

kleidungsstück des Mannes, aber es wurde einfacher, weniger prunkend geschmückt, weniger Stoff verlangend, indem es vorne an beiden Flügeln beschnitten wurde. Die mächtigen Taschen verloren sich, und die großen Umschläge an den Ärmeln wurden kleiner und bescheidener. Noch kamen Hemd und Spitzen aus den kurzen Ärmeln hervor, und wenn im Winter die Herren froh, so nahmen sie gleich den Frauen einen Muff, der bis



309. Der Kanzler d'Aguesseau. (Nach Vivien.) Mongeperrücke um 1710—1720, beim Tode Ludwigs XIV.

gegen die Revolutionszeit hin zu riesiger Größe anwuchs. Eine kurze Zeit spannte man die Flügel des Rockes mit Fischbein aus, absichtlich als wolle der Herr mit dem Reifrock rivalisiren (Abb. 308). Aber es war nur ein sehr schwacher und vergeblicher Versuch dem Jüstaucorps zu einigem Ansehen zu verhelfen.

Die meisten und bedeutamsten Veränderungen trafen noch den Kopf des Mannes, aber sie alle lagen im Sinne der Verkleinerung, einer süßlich gezierten Abschwächung der einst so pompösen Perrücke. Die Mongeperrücke

(Abb. 309), die berühmte Staatsperrücke, hatte ein halbes Jahrhundert, fast zwei Menschenalter, gedauert, bevor sie sich in die Stutzperrücke umzuändern begann. Vom Tode Ludwigs XIV. angefangen, geschah es langsamen Weges. Die gehobenen Locken auf dem Scheitel senkten sich, der Scheitel wurde breiter (Abb. 310), sodaß endlich die Haare oben auf dem Kopf eine glatte Fläche bildeten. Gleichzeitig verkürzte sich die wallende Lockenmasse; die großen Seitenflügel zogen sich von Brust und Schultern zurück, blieben eine Weile in einigen Rollen über den Ohren stehen und verwandelten sich gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in eine einzige Lockenrolle, welche in



310. Perrücke um 1730 (Jacob Freu von Nürnberg).

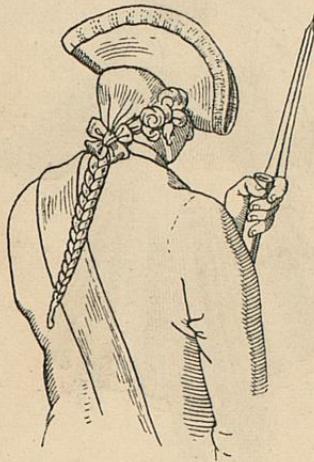


311. Perrücke um 1750–1760 (Professor Häberlin von Gelmstädt).

einem kunstvollen Schwunge über Stirne, Schläfen und Ohren lief (Abb. 311). Das war die Bergerette, deren Pflege höchst mühevoll war. Man kann an dieser Geschichte der Perrücken und ihren verschiedenen Stadien sehr genau die Zeit eines Costüms bestimmen.

Zugleich, wie die Seitenflügel sich verkürzten, ging eine höchst bedeutungsvolle Veränderung mit der Perrücke am Hinterhaupte, im Nacken vor. Man hatte an jener Stelle schon längst das Lästige der großen Haarmasse gefühlt, aber die Eitelkeit hatte sie immer geschützt. Hier und da hatte ein Gelehrter versucht die Nackenhaare in einen Knoten zu binden, ein Auskunfts Mittel, das von der Mode verworfen wurde. Da nun die große Perrücke sank, konnte auch hier Abhilfe gefunden werden, und sie fand sich in doppelter Weise.

Der Soldat brachte die eine Hilfe. Dieser hatte bisher sein eigenes Haar getragen, und nur der Offizier die Perrücke, die als Ordonnanzstück der Uniform für die Staatskasse zu kostbar gewesen wäre. Aber der Soldat zu Fuß wie zu Pferd war insoweit der Mode gefolgt, daß er sein Haar lang hielt und puderte. Der Unbequemlichkeit im Dienst zu entgehen wurden die langen Haare hinten zusammengefaßt, mit Bändern umwickelt und hingen nun als steifer Schwanz den Rücken hinunter. Damit war der Zopf (Abb. 312), das Symbol der größeren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, erfunden. Vom Soldaten ging der Zopf auf den Offizier



312. Soldat mit Zopf. 18. Jahrhundert, Mitte.

und auf die Perrücke über und vom Militär kam er mit der Zopfperrücke in die bürgerliche Welt.

Schön war er nicht und elegant auch nicht. Die französische Mode und die vornehme Welt verweigerten ihm daher die Aufnahme in die Gesellschaft. Da aber eine gewisse Nothwendigkeit vorlag, so stellten sie ihm ein Seitenstück in dem Haarbeutel (Abb. 313), einem seidenen, gewöhnlich schwarzen Säckchen, das die Nackenhaare in sich barg und noch mit seidenen Bändchen gebunden und verziert war. Schön war der Haarbeutel auch nicht, aber elegant im Geschmack der Zeit. Zopf und Haarbeutel führten nun im achtzehnten Jahrhundert eine Art von Krieg am männlichen Haupte. Der Zopf war deutsch, militärisch, speziell preußisch und mag den König Friedrich

Wilhelm I., wenn nicht als seinen Erfinder, doch als seinen Begründer betrachten. Der Haarbeutel war französisch, modisch, ein Zeichen der guten Gesellschaft. Der eine wie der andere nahm mancherlei Varianten an, sie blieben aber doch im Wesen ihre ganze Lebenszeit hindurch, was sie waren, Zopf und Haarbeutel.

Die Veränderungen der Perrücke spürte auch der Hut in entscheidender



313. Perrücke mit Haarbeutel. Herrenmode von 1729. (Nach einem Stich.)

Weise. Schon bei der großen Perrücke war der Hut ein überflüssiges Stück der Tracht geworden. Sie selber hatte hinlänglich Schutz und Bedeckung abgegeben. Der dreiseitige Plumagehut Ludwigs XIV. hatte sich daher bedeutend verkleinert, da er für gewöhnlich nicht mehr auf dem Kopfe, sondern in der Hand getragen wurde. Das war bedeutungsvoll, denn seit dieser Zeit schreibt sich die Sitte her, daß die Herren in der Gesellschaft den Hut ablegen oder in der Hand führen; vordem hatte man ihn beständig auf dem Kopfe behalten, nicht bloß unter Herren, sondern

auch vor den Damen. So lassen es alle Salon- und Gesellschaftsbilder früherer Zeiten erkennen.

Da nun im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Alongeperrücke zur kleinen Stutzperrücke wurde, so hätte man erwarten sollen, daß der Hut wieder zu Ehren gekommen und von seinem alten rechtmäßigen Platze Besitz ergriffen hätte. Allein die gepuderte Bergerette durfte sich in ihrer Schönheit und Künstlichkeit nicht verdrücken lassen und duldete ihn daher noch weniger. In der Hand aber war er lästig geworden. So nahm man ihm eine seiner drei Seiten, klappte ihn zweiseitig zusammen und trug das flache Gebilde unter dem Arm. Auch hier führte der Hut ein überflüssiges Dasein, doch behauptete er sich, bis die französische Revolution kam und ihn sammt Zopf und Perrücke, Puder und Haarbeutel mit der ganzen Herrlichkeit des alten Regime davon jagte.

5. Kapitel.

Das Costüm im Zeitalter der französischen Revolution.

Nach im achtzehnten Jahrhundert, wie ehemals im fünfzehnten, gehen zwei Strömungen der Cultur neben einander, eine alte Zeit, die in langsamem Absterben begriffen ist, und eine neue, die zur Erscheinung, zur Herrschaft drängt. Jene Richtung, die in dem Zeitalter Ludwigs XIV. ihre Blüthe feiert und in der Mongeperrücke ihre Fahne, ihr stolzestes Symbol erblickt, hat sich in das bescheidene Rococo, in den Pöpsel verwandelt, und auch in diesem schiebt sie dahin an Altersschwäche. Aber die Höfe, die vornehme Welt, das wohl angeessene Bürgerthum, sie halten alle mit Zähigkeit an der alten Herrlichkeit fest. Sie wollen weder von Perrücke und Puder lassen, noch von Etiquette und Ceremoniell, von künstlichen Manieren, von den Formen und Förmlichkeiten, denen der Geist entwichen ist. Frankreich, das alte Frankreich, mit seiner Sprache und Literatur, mit seinen Sitten und Moden ist noch immer ihr Vorbild in aller Welt.

Aber eben in diesem Frankreich regt sich auch bereits der neue Geist, der am Schluß des Jahrhunderts, alle Fesseln zersprengend, zu gewaltsamem Durchbruch gelangen sollte. Die Kritik macht sich an alles Herkommen, an Glauben und Sitte, an Staat und Gott, zernagt und untergräbt die Grundpfeiler alles Bestehenden. Natur und Freiheit ist die neue Lösung. Natur und Wahrheit sollen wieder einkehren in das Leben, in das Fühlen

und Denken, in die Kunst, in Poesie und Rede. Eine neue Literatur entsteht von gewaltiger und revolutionärer Art, erst kritisch, auflösend, zersetzend, dann schöpferisch, neue Grundlagen, neue Ideale schaffend. Die ganze geistige Welt Europas geräth in Aufregung.

Jedoch wie die Wirkung dieser neuen Literatur, dieser Bewegung der Geister nachhaltig erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wahrgenommen wird, so auch zeigt sich ihr Einfluß auf das Costüm nicht sofort. Aber wenn der Ruf nach Natur und Wahrheit erschallt, dann sind es sicherlich nicht die Dinge wie Perrücke, Zopf und Puder, welche vor demselben bestehen können. Man fragt nach ihrem Warum, und sie müssen fallen, doch fallen sie erst nach langem Kampfe.

Die ganze erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hindurch herrscht das Costüm der alten Zeit noch ausschließlich, ja diese feiert im Reifrock nur einen neuen Triumph. Was etwa nach dem Geiste der Neuzeit aussieht, die Verkleinerung der Perrücke, die Ablegung überladener Verzierung, das ist doch nur Schwäche und Aussterben, nicht Andeutung neuen Lebens. Selbst die kleine, gedrängte Frisur der Frauen legt mit ihrer dichten Puderslage gleicherweise nur ein Zeugniß für das eingetretene Greisenalter ab. Erst mit dem Jahre 1770 etwa treten im Costüm wirklich neue, umgestaltende Erscheinungen auf den Schauplatz, während gewisse Veränderungen allerdings um ein bis zwei Jahrzehnte früher beginnen.

Diese Veränderungen gehen zuerst und vor allem auf dem Kopfe der Frauen vor sich. Man möchte sie, wenn man ihre Form betrachtet, lediglich als Ausgeburten einer ganz und gar barocken Zeit betrachten; wenn man aber wiederum ihre außerordentliche Willkür, ihre unglaubliche Phantastik bedenkt, so können sie andrerseits bereits für Kinder der neuen Zeit gelten. So mischt sich Altes und Neues in ihnen und macht sie zu Mustererscheinungen jener Jahrzehnte, welche unmittelbar der französischen Revolution voraufgingen.

Nach dem Sturze der Fontange hatten die kleinen, möglichst kleinen Frisuren alle Damenköpfe etwa dreißig Jahre lang bedeckt. Genau um die Mitte des Jahrhunderts, von 1750 an, steigt das Haar von allen Seiten auf dem Haupte in die Höhe (Abb. 314, 315), nicht unähnlich einem Stachelschwein, von welchem die neue Frisur auch den Namen

h erisson erhält. Die Männer versuchten etwas  ehnliches mit der Puderperr ucke, welche sie über der Stirne in die Höhe streichen, aber nicht mit dem gleichen Erfolge. Sie geben ihren „Zgel“ bald wieder auf und kehren zur Bergerette zurück. Anders die Damen. Sie setzen das begonnene Werk von Jahr zu Jahr in steigendem Maße fort, bis es endlich, zwischen den Jahren 1770 und 1780, ganze Gebäude schafft, welche, man kann nicht



314. Herren- und Damentracht von 1762. T nzerpaar. (Nach Saint Aubin.)

sagen, den Kopf bedecken, sondern ihn zu ihrem lustigen und schwankenden Fundamente haben (Abb. 317, 318). Damit ist auch der Friseur oder Coiffeur ein Künstler geworden, er hält eine Akademie und nennt sich Akademiker, acad emicien.

Will man in diesen mächtigen Gebäuden, die den Kopf mit seiner dreifachen oder vierfachen Länge überragen und zw olfach seinen cubischen Inhalt besitzen — will man in ihnen eine Grundform, ein Grundschema erkennen, so ist es etwa das folgende. Die Haare werden aus einander

geschlichtet und mitten auf das Haupt ein großes Kissen gelegt; um dieses winden sich nun die Haare, thürmen sich empor, werden mit Nadeln, Pomaden, Klebestoffen gefestigt, natürlich gepudert, und erhalten weiteren Schmuck in Spitzen, in Bändern, in den zartesten weißen oder farbigen Stoffen; im Nacken sitzen noch ein paar gerollte Locken und das Ende bildet der Chignon. Auch Hauben stellen sich dazu ein — ein Zeichen, daß die Bewegung eher vom Volke, vom Bürgerthum als von den Höfen



315. Madame Adelaïde, Tochter Ludwigs XV., 1750–1760. Frisur mit Spitzen. (Aus Palfiser.)

ausgeht — Hauben von riesigen Angestalten, an ihrer Spitze die berühmten, noch auf unsere Großmütter oder Urgroßmütter übergegangenen Dormeusen (Abb. 316). Aber die Hauben gehören nur dem Alter oder dem Negligé. Die volle Toilette verlangt die hohen, frei gestalteten Coiffüren.

Als diese ihre colossale Gestalt erreicht hatten, kam die Phantastik hinzu. Jeder Tag schuf nun neue Frisuren; jede Dame hatte das Recht, sich ihre eigene zu erfinden oder überließ es dem erfindungsreichen Kopfe ihres „Akademikers“. Und wie Frisuren, so erfand man auch immer neue Namen. Es mußte, so zu sagen, eine Idee dabei sein, die Frisur mußte etwas vorstellen. Man plünderte um Namen und Formen die

Mythologie und durchforschte die Geschichte und verwendete die Ereignisse oder die Berühmtheiten des Tages. In allem fand man Anlaß zu einer neuen Frisur. Die Dame setzte einen Korb, mit natürlichen Blumen gefüllt, auf die hochgethürmten Haare und nannte das à la Flore; legte sie Obst hinein, so hieß die Frisur à la Pomone; breitete sich ein Weizenfeld auf dem Haupte aus, so war das à la Cérés; saß ein Helm darauf, à la Minerva. Es gab Köpfe, die trugen einen vollen Blumengarten, andere



316. Damenkopf mit Dorneuse. Pariserin im Beginn der Revolution.

schmückten sich mit einem Wald von Lorbeeren und Eichen (à la victoire genannt), andere mit einem Tempel, mit einem Zelte oder mit einem mastenreichen Schiffe mit schwellenden Segeln. Es gab Frisuren à la Hamlet, à la Figaro, caprice de Voltaire, auch considération, inclination, philosophale, und à la Philanthropine. Die Namen sind alle französisch, aber die Erfinderinnen keineswegs; die Damen von Leipzig, Wien und Berlin wetteiferten mit denen von Paris, und hier in Paris war es eine Reihe von Jahren hindurch die junge Königin Marie Antoinette, welche auch in diesen Dingen die Mode leitete.

Diese gewaltigen Coiffüren paßten nicht schlecht zum Reifrock, wenigstens besser als die kleine Frisur, welche mit dem mächtigen Untergebäude die weibliche Gestalt einem breiten Keßel gleich gemacht hatte. Jetzt freilich konnte man von der Frau sagen, daß ihr Kopf nicht mehr das Haupt sei, denn er krönte nicht mehr die Figur, sondern saß schon mehr nach



317. Coiffüre en bandeau d'amour. Um 1780.



318. Coiffüre mit Strohhut. Um 1780.

der Mitte der ganzen Erscheinung (Abb. 319). Aber damals, in den siebziger Jahren, in der Zeit des Uebergangs von der Regierung des fünfzehnten zu der des sechzehnten Ludwig, hatte der Reifrock schon seine große Zeit hinter sich. Er wurde noch getragen in Paris wie überall anderswo, und zwar in voller Größe, aber nur zur großen Toilette, zur ceremoniellen Kleidung (Abb. 320). Im Negligé, wie man damals jede andere Tracht im Gegensatz zur grande parure nannte, in der Tages-

Kleidung, bei Promenaden und familiären Besuchen hatte man schon seit der Mitte des Jahrhunderts angefangen ihn zu verkleinern, und wenn er auch noch vorhanden war, so zeigte er doch keine so auffallende Weite mehr.

Er mußte sich auch schon mit neuen Trachtenformen vertragen, die nun seit dem Beginne der Regierung Ludwigs XVI. sich herandrängen. Bis dahin hatte sich auch die gepöbelte Schnürbrust, das Oberkleid mit



319. Costüm um 1780 mit hohen Frisuren. (Caricaturstich.)

schleppartigem Rückentheile, à dos flottant, wie es genannt wurde, erhalten, und mit ihnen der lustige Besatz von Bolants und Falbels. Nun aber näherte sich mit raschen Schritten die neue Zeit; ernste Ereignisse standen bevor und ließen die Sturmvögel vorausschlagen. Marie Antoinette (Abb. 321) hatte ihre goldene Schwärmzeit hinter sich; sie gefiel sich nun als Schäferin, als Herrin eines Meierhofes. Das Königthum wäre gerne bürgerlich geworden, wie denn der König Ludwig XVI. selber ein guter Schlosser war, aber Madame Etiquette erlaubte es noch nicht. Die Neue-

rungen, die auch im Costüm von revolutionärer Art waren, kamen daher nicht vom französischen Hofe, ja gingen nicht einmal von Frankreich aus. Sie kamen vom Bürgerthum und aus der Fremde, zum Theil von weit her über das Meer. Und wie es in ernster, aufgeregter Zeit zu geschehen pflegt, so sind es wiederum die Männer, welche voran gehen, und das weibliche Costüm nimmt männliche Moden an.

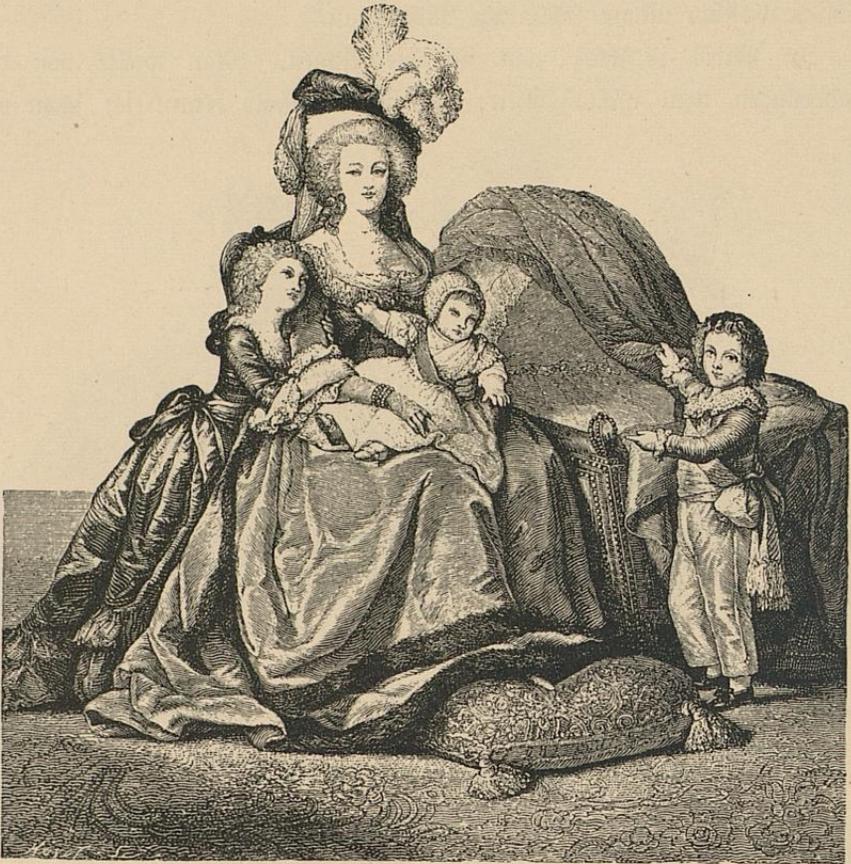
In Paris verschloß man sich die Augen. Man wollte von den Aenderungen noch nichts wissen, als sie außerhalb Frankreich schon viel



320. Kaiser Joseph II. (Herren und Damen der kaiserlichen Familie. Aus einem Stich von Schütz: Schloß Schönbrunn.) 1782.

von sich reden machten. In Paris und Frankreich trugen die Männer das Rocococostüm, die gepuderte Beutelperrücke, den gestickten Rock mit Taschen und Umschlägen, Kniehosen und seidene Zwickelstrümpfe und Schnallenschuhe nach wie vor, und dieses Costüm wurde nunmehr als die spezifisch französische Mode in Anspruch genommen. Man wollte nicht daran ändern, gefiel sich aber, Männer sowie Frauen, in tausend Spielereien und Nebendingen, die doch den Charakter nicht änderten. Man wechselte mit Farben und Zierraten und erfand allerlei kindische Namen dafür. So war Braun eine Zeitlang beliebt in verschiedenen Tönen. Man hatte nicht bloß *couleur de puce*, sondern auch *ventre de puce*, *dos de puce*, und als der Dauphin geboren wurde, kleidete man sich in *Caca-Dauphin*. Die

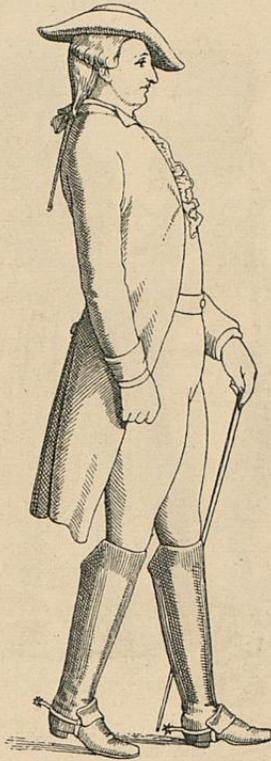
eleganten Herren — und die Damen machten es ihnen nach — trugen zwei Uhren am herabhängenden Bande, an jeder Seite eine. Graf Artois, der spätere König Karl X., war auch damit nicht zufrieden. Es war damals die Mode mit kostbar gearbeiteten Knöpfen zu glänzen, sie unter



321. Königin Marie Antoinette und ihre Kinder. Um 1780–1785. (Nach G. Lebrun.)

anderem auch mit Miniaturbildern zu verzieren; Graf Artois aber nahm statt der Knöpfe Taschenuhren und besetzte Rock und Weste damit. Er wußte aber doch nicht, was die Stunde geschlagen hatte. Man trug auch eine Fülle von Breloques, die man klirrend zusammenschlagen ließ. Zu diesem Zweck hatte man sich eine eigene schwankende Gangart erfunden, die man dandiner (von dandy) nannte. Es gab Lehrmeister, welche in dieser

Gangart unterrichteten, und andere Meister, welche die Weste knöpfen und die Cravatte mit Grazie umlegen lehrten. Dazu kam die Sentimentalität und brachte allerlei hübsche Namen auf. Im Jahre 1778 wurde einmal die Kleidung eines Fräuleins Duthé also beschrieben (die Namen machen sich in deutscher Uebersetzung noch besser): eine Robe von „erstickten



322. Berliner Schöngeist von 1783 (mit Kopf). (Nach Chodowiecki.)

Seufzern“, verziert mit „überflüssigem Bedauern“, bestickt mit „vollkommener Aufrichtigkeit“, besetzt mit „indiscreten Klagen“, mit Bändern von „ausgezeichneten Aufmerksamkeiten“; frisiert war sie in „immer gleichen Gefühlen“.

Während man so, ahnungslos des Kommenden, in Paris sich in Spielereien und Tändeleien erging, welche anderswo auch nicht grade unbekannt waren, gab es in Deutschland neben Literaten und Schöngeistern, welche sich nach militärischem Schnitt gleich den quiescierten Offizieren aus

dem siebenjährigen Kriege kleideten (Abb. 322), neben dem Bürgerthum, das sich nach der Mode, aber nach der philiströsen Mode kleidete (Abb. 323), — neben ihnen gab es in Deutschland schon Männer, welche den Puder wegließen, den Popf abschnitten, das Haar in verwilderter Masse trugen und mit offener Brust einhergingen. Es fiel eben die Sturm- und Drangperiode mit der Epoche der Sentimentalität und des gemüthlichen deutschen Philis-



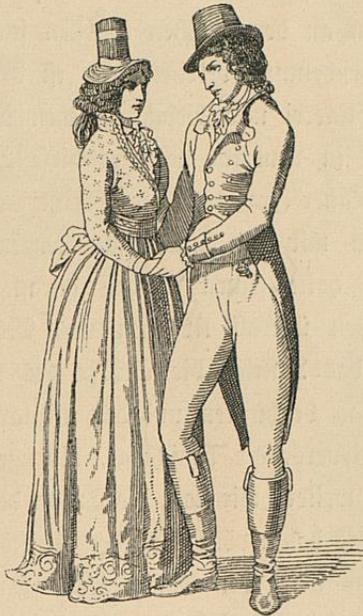
323. Deutsche Trachten, Herr und Dame um 1780–1790 (zweiseitiger Hut à l'Androsmane).
(Nach Riepenhausen.)

teriums zusammen. Eben damals erschien Göthe zu Weimar in der „Werthermontur“, anfangs zum nicht geringen Schrecken des Hofes, der die neue Tracht dennoch annahm, wenn auch natürlich nicht als Hoftracht. Diese war nicht so leicht besiegt und verstoßen.

Es ist etwas sehr Eigenthümliches um diese sogenannte Werthertracht (Abb. 324), wie sie entstand, von wo sie kam und durch wen sie in Deutschland eingeführt wurde. Bei Werther wird sie beschrieben als blauer Frack mit Messingknöpfen, gelbe Weste, Lederhosen und Stulpenstiefel, dazu der runde Hut. Woher nun das auf einmal? Woher z. B. die Stulpen-

stiefel, welche die Welt ein Jahrhundert lang nicht gesehen hatte? woher der runde Hut, welcher seit den ersten Jahrzehnten der Regierung Ludwigs XIV. aus der Mode verschwunden war? Die Costümgeschichte erfindet nichts, sie knüpft an Vorhandenes an, oder bringt Dinge, die im Dunklen vorhanden waren, in die große Welt. Wir müssen uns also auch hier nach ähnlichen Quellen umsehen.

Der runde breitkrämpige Hut war, wie gesagt, etwa seit 1670 aus



324. Dame und Herr (Werthertracht) um 1780. (Nach Kiepenhausen.)

der Mode verschwunden, aber er hatte Zufluchtsörter gefunden. Er war z. B. nach der Wiederherstellung des englischen Königthums mit Puritanern, Republikanern und Quäkern nach Amerika hinübergegangen und hatte dort, unbehelligt von der Mode, in den Colonien sein Dasein fortgeführt. Da nun in dem amerikanischen Befreiungskriege der Amerikaner selber Mode wurde, erinnerte die Welt sich wieder des runden Hutes, und er wurde damit das Symbol der Liberalen, der Freiheitsfreunde, die ihn auf das noch immer gepuderte, aber doch meist eigene Haar setzten. Aber auch in England hatte er seine Existenz behauptet gehabt, nicht in der Mode, aber bei den Frommen auf dem Lande, bei dem Landsquire, dem

Countrygentleman, dem Fuchsjäger. Und hier finden wir nun auch andere Bestandtheile der Werthermontur, die Stulpenstiefel und die Lederhose. Die einen wie die anderen entstammen der kriegerischen Tracht des dreißigjährigen Krieges und der englischen Revolutionszeit und haben sich in der damaligen Abgeschlossenheit und Eigenthümlichkeit des englischen Landlebens erhalten, freilich nicht ohne Veränderung ihrer Gestalt, wie denn die gelben Stulpen sich von den Röhren- oder Kanonenstiefeln als ein halbselbständiges Stück gelöst hatten. Auch den Frack — welches Wort in dieser Zeit aufkommt — mag man an den gleichen Quellen suchen, wenigstens, was die Einfachheit seiner Erscheinung betrifft. Er ist der zusammengeschnittene Jüstaucorps, welcher Stikerei und Besatz, Taschen und Umschläge verloren hat. In England wie in Amerika hatte er diese Vereinfachung erfahren, und so konnte er als blauer Frack mit der Werthermontur nach Deutschland und als schwarzer Frack mit den Amerikaschwärmern nach Paris kommen. Aber auch Deutschland hatte seinen Antheil daran. In dieser Zeit der Auflösung giebt es eben überall Ursachen und Motive der Neuerungen. In Deutschland hatte das Militär die Schöße des Uniformrockes erst ungeknöpft, dann zum Frack beschnitten und der militärische Brauch hatte ihm den Kragen und die Revers, die Umschläge, hinzugefügt.

Aber, fragen wir weiter, wie kam die Tracht des englischen Landsquire nach Deutschland, das bis dahin völlig von der französischen Mode beherrscht gewesen? England selbst war eben damals Mode geworden in Deutschland, zwar nicht politisch durch seine Verfassung — so weit war man noch nicht —, aber durch seine neue Gärten und Fuchsjagden, durch seine romantische Richtung, durch seine Sentimentalitätsromane. Für diese Schwärmer war à l'anglaise die Lösung. Und so waren es die Literaten und die Freunde der Literatur zuerst, welche die spezifisch englische Tracht annahmen, und der größte aller Literaten, Göthe selbst, war es, der sie an den Hof brachte und ihr das Bürgerrecht verschaffte. Von der Literatur aus wurde sie die Kleidung aller derer, die sich von dem bisherigen Zwange der Sitte, des Denkens, der politischen Bevormundung losmachen wollten. So wurde, in der heutigen Sprache zu reden, die Tracht der Sportsmen die Tracht der Liberalen.

Nicht ganz so ging es in Frankreich. In den achtziger Jahren war

in Paris viel von den englischen Moden die Rede. A l'anglaise war eine Art Schlagwort geworden. Der Franzose, auch der liberale und radicale, ließ nicht so leicht von seiner Art. So waren es mehr einzelne Theile des englischen Costüms (Abb. 325), die sich einschoben, und zwar ein Gemisch mit mancherlei anderen, der Fremde entlehnten Neuerungen, sodaß die Tracht derjenigen, welche sich von der französischen Mode frei



325 Herr à l'anglaise mit Ruff, von 1779.
(Nach dem Recueil d'Enault.)



326. Reitcostüm von 1786 mit redingote.
(Nach Watteau fils.)

machten, mehr kosmopolitischen Charakter hatte. Sehr selten sah man die gelben Stulpen, häufiger noch einen kleinen Halbstiefel, der den berühmt gewordenen Husaren entlehnt zu sein scheint. Der Franzose gab Schnallenschuh und Strümpfe nicht so schnell auf. Wie die Stulpen, so kommt bei den petits-maitres, denn das waren die Neuerer, auch die gelbe Lederhose vor, und zwar so eng, daß nicht die kleinste Falte sich zeigen durfte. Der Graf von Artois, der, wie wir schon gesehen haben, zu den Stützern gehörte, brauchte eben deshalb, um hinein zu kommen, vier Laquaien, die

ihn in die Luft heben, und eben so viele ihm wieder heraus zu helfen. Der Frack und der französische Rock (habit) näherten sich einander. Dieser vereinfacht sich und jener erscheint farbig, gestreift und bunt gemustert. Die Weste zum Frack legt die Schöße ab. Statt des Frackes oder über denselben sieht man in Winterzeit auch einen weiten Oberrock von häßlicher Gestalt, das englische ridingcoat (Abb. 326); welches sich in das französische redingote verwandelt, oder den noch häßlicheren Garrick mit seinem vielfachen, heute noch bei Kutschern üblichen Schultertragen.

Auch der runde Hut fand Köpfe, die ihn duldeten, wie man denn überhaupt mit verkleinerter Perrücke und dem Eigenhaar den Hut wieder auf dem Kopfe statt unter dem Arme zu tragen begann. Aber der runde Hut war es nicht allein. Es kamen auch andere Hutformen, so der vielgetragene Hut à l'Androsmane, das Vorbild des berühmten kleinen Napoleonehütchens, bei welchem sich zwei Krämpen, die eine vom Nacken, die andere über der Stirne aufwärts um den runden Kopf legten, jedenfalls ein Ueberrest vom Hut des siebzehnten Jahrhunderts und, wie es heißt, zunächst italienischer Herkunft (Abb. 323).

Alle diese Hutformen aber fanden noch, wenn nicht die Puderperücke, doch die Puderfrisur in voller Geltung. Wer die Perrücke wegließ — und es wurde das nun schon mehr und mehr die Regel — der puderte sein eigenes Haar, daß die Wolken umherflogen und das Zimmer einer Mühle gleich.

So macht der Franzose dieser letzten Jahre, welche dem Ausbruch der Revolution vorausgingen, eine ziemlich charakterlose Erscheinung. (S. das Bild zum Titelblatt.) Das Alte wankt, das Neue drängt sich in buntem Gemisch, ohne zur Herrschaft oder zu fester Gestaltung zu kommen. Was aber alle gemeinsam kennzeichnet, das ist das Sansfaçon des Costüms. Man haßt die große Toilette, die ceremonielle Kleidung; man trägt nur Negligé und erscheint wohl selbst vor dem Könige mit dem Stock in der Hand. Es gehörte schon zum modernen Ton die Schranken guter Sitte, die Schranken des Herkommens zu überspringen.

Dieses Sansfaçon ist fast noch mehr ein Charakterzug der weiblichen Erscheinung. Die Dame ist Soubrette geworden. Damals hatte Figaros Hochzeit Furore gemacht, und Herzogin und Bürgerstöchter kleideten sich à la Suzanne.

Die Dame geht leicht und frei einher, den Stock in der Hand (Abb. 327), und kleidet sich männlich (Abb. 330), als wolle sie gewappnet sein für die kommenden Stürme. Noch frisirt und pudert sie das Haar mit der vollen Kunst wie in dem vorausgegangenen Jahrzehnt; dichte Lockenrollen umgeben den Kopf und hinten im Nacken sitzt der Chignon, aber die lustigen und phan-



327. Franzöfinnen, Promenadetracht um 1780.

tafischen Gebilde, die oben auf dem Scheitel schwankten, haben verschiedenen Hutformen, Strohhüten namentlich, Platz gemacht, die meist von colossaler Größe Haupt und Schultern überschatten (Abb. 328, 329, 330). Schon erkennt man die Grundform des Damenhutes vom neunzehnten Jahrhundert, den „geschlossenen“ Hut mit hohem Kopf und gebogenem, weit vorspringendem Schirme, ein Ungeheuer, wie es damals und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts sich darstellt. Häufiger ist aber die runde Form nach männlicher Art, die kühn und trotzig auf dem Lockenhaupt schwankt (Abb. 331).

Wie der Puder ist auch das Corset noch vorhanden; die Angriffe, welche schon Rousseau dagegen gerichtet und nach ihm viele Aerzte, haben es nicht zu Falle bringen können. Darüber sitzt nunmehr eine Weste (Abb. 330) ganz nach männlicher Art und über der Weste ein weiblicher Frack (Abb. 331), ein Rock mit Revers auf der Brust, engen, langen Aermeln und zwei Schößen, welche wie von der Schleppe der Robe übriggeblieben erscheinen. Es ist der vielgenannte Caraco. Dabei verkleinert



328. Damenkopf der Revolutionszeit, um 1790.
(Nach Watteau fils.)



329. Damenkopf mit Hut, um 1790.
(Nach Watteau fils.)

sich der Reifrock mehr und mehr und erreicht kaum noch den Ausbruch der Revolution. An seine Stelle aber sind andere Anschwellungen getreten, vorne wie rückwärts, welche wiederum die natürlichen Contouren der weiblichen Gestalt in unnatürliche verwandeln. Der allgemeine und tiefe Ausschnitt des Kleides, wie er im ganzen achtzehnten Jahrhundert üblich war, hatte schon bald nach der Mitte ein Brusttuch, das Fichu, nothwendig gemacht, welches um Schultern und Brust geschlungen wurde (Abb. 328, 331). Nun wurde aber dieses Brusttuch zu einem bemerkenswerthen Kleidungsstücke; man hob es durch ein untergelegtes Drahtgestell in so außer-

ordentlicher Weise, daß man um das Jahr 1785 in England Damen sah, welche kaum noch über dasselbe hinwegsehen konnten. Die Französinnen trugen es bei dem Beginn der Revolution kaum minder hoch wie angeschwollen unter dem Kinn. Man berichtet auch, man habe es mit Resorts und Springfedern versehen, mit deren Hilfe man die Bewegung der Brust,



330. Französische Dame à l'anglaise von 1787.
(Nach dem Cabinet des modes.)



331. Dame in Caraco von 1788.
(Nach dem Cabinet des modes.)

das Athmen, die Seufzer, die Erregung nachgemacht habe. Das Fichu in dieser Gestalt ist jedenfalls eine höchst auffallende Erscheinung in der Costümgeschichte.

So gingen nun Franzosen und Französinnen in die Begebenheiten der Revolution hinüber: das Costüm bot bereits viel Neues dar, aber dieses Neue so fragmentarisch oder in buntem Gemisch, daß man nicht sehen konnte, zu welcher festen Gestaltung es führen würde. Bei dem

Beginn der Revolution, der Eröffnung der Nationalversammlung erlebten die Neuerungen bereits einen großen Triumph; der dritte Stand, derjenige, dem die Zukunft gehörte, erschien in schwarzem Frack und rundem Hut, aber noch mit Puder, mit Schuh und Strumpf. Es war wenigstens eine Vorbedeutung, aber der Sieg von Frack und Cylinder sollte nicht so leicht werden. Die Revolution selbst machte Schwierigkeiten.

Anfangs gingen die Dinge nicht schneller als die Revolution selber. Die Köpfe waren zu sehr mit der Politik beschäftigt, um den Moden besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Man fühlt das Sansfaçon wachsen, der Keifrock verschwindet gänzlich, und der Puder folgt ihm nach. Man findet es unrecht, unnatürlich, daß soviel Weizenstoff, der zur Nahrung des Volkes dienen könne und solle, auf den Köpfen zu Grunde gehe. Auch ein Standpunkt der Betrachtung, an den man früher nicht gedacht hatte! Nach einigen Jahren, mit der Erklärung der Republik, ist auch der Puder verschwunden: der Republikaner trägt sein eigenes Haar in eigener Farbe. Der Zopf und seine Bandschleife waren schon vorausgegangen. Manche, die den Zopf abgeschnitten, hatten ihn noch an den Frackragen angehängt, um nicht von ihm lassen zu müssen. Aber die Revolution, die mit Gott und König, mit Geistlichkeit und Adel fertig geworden, machte auch ihm ein Ende. Wie Puder, Zopf und Perrücken verschwinden, wandern gleich den Aristokraten auch die Perrückenmacher, Friseure und Putzmacherinnen aus und suchen eine neue Heimath zumeist in London.

So schien für das Frackcostüm alles auf bestem Wege (Abb. 332). Aber nun kam die Revolution selber mit ihren Ausgeburten. Je mehr die Vorstädte und ihre Volksmassen triumphirten, je mehr brachten sie ihre Kleidung, ihre ungekämmte Erscheinung in die Oeffentlichkeit, selbst in die Mode hinein. Sie brachten das verwilderte, lange Haar (*en oreilles de chien*) und die rothe phrygische Mütze, welche als Zeichen der Freiheit den Galeerenflaven, dem *Bagno*, entlehnt wurde; sie brachten den langen, unbeschnittenen Rock, und das lange Beinkleid, die Pantalons, die man anfangs *matelots* nannte, weil sie zunächst der Tracht der Matrosen entnommen waren. Blau und Roth waren ihre Farben; blaue Röcke mit rothen Vorten, Aufschlägen und Revers bildeten die revolutionäre Tracht. Selbst die Frauen trugen blaue Caracos mit breitungeschlagenen rothen

Revers und einen verwegenen Hut dazu mit blauweißrother Cocarde — Revolutionäre im Unterrock (Abb. 333).

Dieses Costüm herrschte in der Commune und den ihr folgenden Massen. Man nannte seine Träger die Sansculottes und das ganze Wesen derselben Sansculottismus. Culotte ist die Kniehose des alten Regime und die eingeseifchten Feinde desselben trugen die Pantalons, daher Sans-



332. Eleganter Patriot der französischen Revolution, von 1790. (Nach dem Cabinet des modes.)

culottes genannt. Die Nationalversammlung wollte aber nichts vom Sansculottismus wissen, auch im Costüm nicht. Ihre Mitglieder hielten noch auf ein anständiges Aeußere, und Robespierre selber machte stets die sorgfältigste Toilette.

Dennoch ging von hier ein Versuch aus, der Republik und den Republikanern ein neues, ein republikanisches Kleid zu schaffen, und was anderes konnte das sein als die antike Gewandung, die Tracht der Griechen? David, der große Maler, erhielt den Auftrag einen Entwurf zu machen,

der dann in den Clubs discutirt wurde. Davids Entwurf war ein höchst seltsames Gemisch von Romantik und Antike mit ungarischen Stiefeln dazu. Doch nicht das war die Ursache, warum der Versuch zu nichts kam. Es ist überhaupt ein vergebliches Beginnen aus Tendenz und Phantasie einer Nation ein neues Kleid geben zu wollen. Eine Nation läßt sich nicht kleiden; sie kleidet sich selbst und läßt sich dies Recht nicht nehmen.



333. Damen der Revolution von 1790. (Blaurothweißes Costüm.)

So fielen denn Absicht und Entwurf zu gleicher Zeit. Die wirklich erfolgenden Veränderungen gehen von dem Vorhandenen aus. Die Tracht der Commune, des Sansculottismus, der Rock, das lange Bein Kleid und dazu der runde Hut waren es, welche triumphirten, auch nachdem die Guillotine still stand, die Schreckenszeit beendet war, und die Pariser unter dem Directorium sich wieder Festen und Vergnügungen hingaben. Freilich geschah es nicht, ohne noch die wunderbaren Gestalten der Incroyables

(Abb. 334, 335) mit ihrem weiblichen Seitenstück, den Merveilleusen (Abb. 336), im Jahre 1796 hervorgebracht zu haben.

Trotz aller politischen Aufregung, trotz aller Schrecken hatte das Pariser Stutzerthum fort und fort jeder neuen Erscheinung sich bemächtigt und sie in das Colossale, Mißgestaltete oder Lächerliche übertrieben. So hatten die



334. Pariser Incroyables vom Jahre 1796. (Nach Chataignier.)

petits-maitres alle diese Jahre hindurch gar sonderbare Figuren geschaffen, keine aber sonderbarer, als die des Jahres 1796. Sie wollten eben auffallen, sie wollten lächerlich erscheinen, denn nur das Lächerliche, nur die Carricatur gefiel. So trugen sie das Haar verwildert, lang, ungekämmt en oreilles de chien über die Ohren herabhängend, dazu einen runden Hut mit breiter Krämpe von möglichster Ungehalt. Große Ringe hingen wie bei den Negerclaven in den Ohren. Am Hals und Kinn lag eine Binde, dick und gewaltig, gleich einer dreifachen Serviette. Die gestreifte,

kurze Weste, der faltenreiche Rock, hatten breite Revers über die Schultern hinaus. Auch das Bein Kleid mußte weit und faltig sein, die Falten schraubenförmig herumgezogen, so quer wie möglich; dazu bunte Strümpfe und halbhohe schlottrige Stiefel und ein dicker Knotenstock in der Hand. Doch wurden auch Schuhe und ein gewaltiger Klapphut nicht verschmäht.



335. Incroyable von 1796. (Nach Carlz Bernet.)

In der That, diese Herren erscheinen noch heute, wenn man die Bilder sieht, „unglaublich“ (Abb. 335).

Nicht minder verdienen ihre Nebenerscheinungen, die Frauen, den Namen der „Wunderbaren“. Die Merveilleusen sind ebenso eine Ausgeburt, eine Carricatur des herrschenden weiblichen Costüms, aber dieses selber hat eine völlig andere Physiognomie angenommen als das männliche Costüm. Vor wenigen Jahren gingen noch Mann und Frau wie in Eins zusammen, die Frau erschien wie ein Mann im Unterrock; im Jahr 1796 sind beide in

ihrer Erscheinung wieder ganz aus einander gegangen. Die Merveilleuse trägt nur ein einziges Kleid und nichts darunter, was die Natur einzwängen oder ihr zu Hilfe kommen könnte, ein Kleid, wie eine antike Tunica ohne Aermel, aber mit einer Taille hoch unter der Brust, von da in Falten frei herabfallend und allenfalls mit der Hand emporgehoben, um die Zwickel-



336. Pariser Merveilleusen von 1796. (Costume à la Grecque.)

strümpfe und die flachen, niederen Schuhe sichtbar zu machen. Das Haar allein gleicht in seiner wilden Frisur dem des Mannes, und darauf sitzt ein Hut mit kleinem Kopf und riesenhaft vorspringendem Schirmdach. Lange Handschuhe decken die Arme bis zu den Schultern, von denen ein schmaler Shawl hinausflattert (Abb. 336).

Woher diese Erscheinung, die so absolut das Gegentheil von dem bildet, was noch zehn Jahre früher die Mode war? Hier ist alles gefallen, was den Stolz und Charakter der alten Tracht bildete, Puder und Frisur,

Bouffanten und Culs, Fichus, Corset und Reifrock; selbst das Hemd ist mitgegangen. Die Frau, so zu sagen, ist allein übrig geblieben.

Was David und die Republikaner vergebens versucht hatten, das Costüm zu republikanisiren, zu antikisiren, das scheint in der Zeit des Directoriums bei den tonangebenden Damen zu Paris auf einmal gelungen. Bälle und Feste waren wieder an der Tagesordnung; wer die Schreckenszeit



337. Junges Mädchen bei den Festen der französischen Revolution. (Nach Duplessis-Vertaux.)

überstanden hatte und durch die Revolution emporgekommen war, wollte nun auch genießen; Seide, Schmuck, Diamanten werden wieder getragen. Da, als alle Charakterstücke der alten Tracht gefallen und die Frau gleichsam auf nichts reducirt worden, kommt auf einmal die griechische Kleidung, die Statuenkleidung, wie man sagte, in Mode, allerdings nicht ohne ihr Vorbild in den nach antiker Art weiß gekleideten Mädchen und Frauen gehabt zu haben, welche bei den zahlreichen Festen der Republik eine so wichtige Rolle gespielt hatten (Abb. 337).

A la Grecque wird also die Mode des Directoriums und noch des Consulats. Die großen Damen kleiden sich in die hellfarbige, seidene, ärmellose, hochgegürtete Tunica, über welche oben ein kleiner Umschlag nach griechischer Art herüberfällt. Das ist das Kleid à l'Athénienne (Abb. 338). Ein langer, schmaler Shawl, der Peplos, schlingt sich locker um die Schultern und legt sich über den nackten oder von langem Handschuh bedeckten Arm. Fleischfarbene Tricots, sichtbar durch die aufgehobene Tunique ersetzen die Zwieselstrümpfe (Abb. 336). Sandalen, mit kreuzweis gebundenen Bändern, die sich auch wohl das Bein hinaufziehen, sind an die Stelle der hohen Steckelschuhe getreten. Der Kopf ist antik frisirt, nach griechischer Art oder nach dem Muster der Büsten römischer Kaiserinnen. Alles ist glänzend, hellfarbig, weiß, rosa, gelb und himmelblau. Je vornehmer eine Dame war, je griechischer, je nackter kleidete sie sich. Die erste Modedame, Madame Tallien, die Freundin von Barras, dem leitenden Haupt des Directoriums, erschien auf einem Balle mit hochgeschürzter Tunique ohne Tricots, die bloßen Füße auf Sandalen ruhend, Ringe an jeder Zehe, an jedem Finger, mit Armringen bis zur Schulter hinauf.

Schon dieses Costüm streifte an die Carricatur und war wunderbar genug, um den Merveilleuxen nicht fern zu stehen. Es hatte aber noch eine andere Carricatur neben sich, das Costüm à la sauvage, das sich von dem griechischen nur durch seine Verwilderung, und durch das zerzaufete, wirre Haar unterschied. Es war Methode im Wahnsinn, und doch erschien es auf den Bällen des Directoriums.

Im Gegensatz war es grade das Haar, welches den gräcisirten Damen allein Schwierigkeit machte. Die Frisuren der Römerinnen waren nicht leicht und kosteten Zeit und Mühe, und die Französinen machten es wie diese, sie setzten sich Perrücken auf. So waren diese künstlichen Haargebäude, die endlich den Männerkopf verlassen hatten, noch eine Weile wieder festhaft auf den Frauenköpfen, und der Perruquier erhielt wieder Arbeit. Es war nicht wenig, denn die Dame begnügte sich nicht mit einer einzigen Perrücke. Für gewöhnlich wählte sie eine solche, welche den Gegensatz zu ihrer Farbe bildete, eine Brünette trug die blonde Perrücke, die Blondine eine schwarze, sodaß Haar und Augenbrauen und Gesichtsfarbe immer im Contrast standen. Aber die Dame wechselte auch mit der Farbe je nach Tageszeit und Toilette;

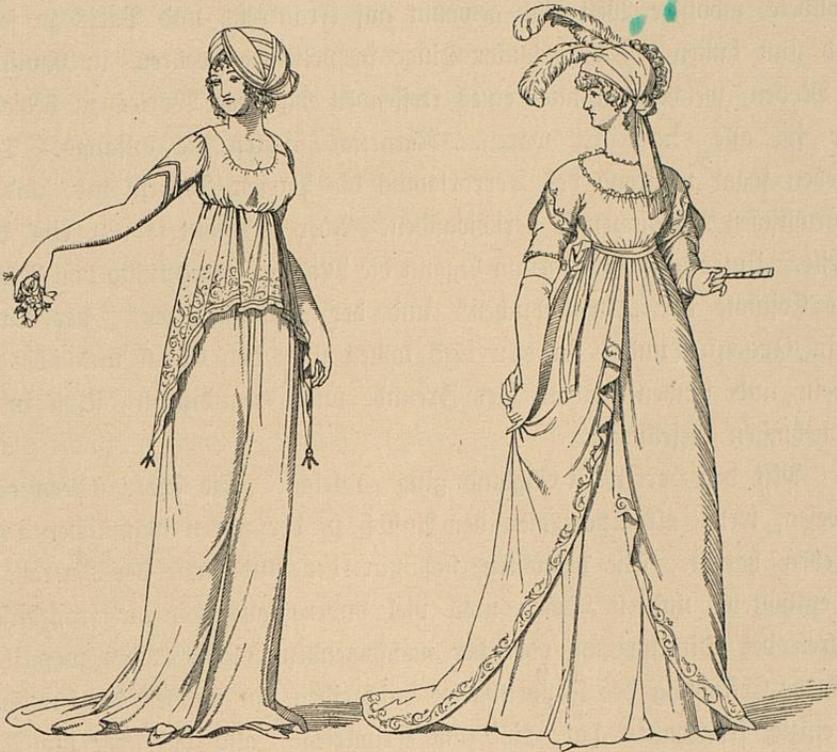
des Morgens trug sie etwa eine blonde Perrücke, Abends eine schwarze, und wenn sie Nachmittags zur Promenade fuhr, wieder eine andere. So mußte sie einen Vorrath haben, und es heißt, daß eine Dame, um zum Wechsel hinlänglich versehen zu sein, dreißig Perrücken besitzen mußte. Als damals eine junge Dame, die Waise eines Patrioten, welche die Republik adoptirt hatte, von Staatswegen zu ihrer Heirat ausgestattet wurde, erhielt sie als Theil ihres Troussseau zwölf Perrücken, was man vom Vater Staat einigermaßen schmutzig fand. —

So hatten die Moden unter dem Directorium wieder goldene Tage; sie erblühten wieder üppig, aber auch bizarr. Unverkennbar übte der Taumel der Revolution noch seine Nachwirkung, aber es nahte auch das Ende. Wie die Revolution ihren Bändiger in Bonaparte fand, der wenigstens Frankreich in Ordnung brachte, so kehrten auch Zucht und Ordnung in das aus Rand und Banden gekommene Costüm wieder zurück. Aber die Errungenschaften blieben. Das Costüm des Consulats und des Kaiserreichs knüpft nicht an das des alten Regime, an das Costüm des Rococo wieder an, so gerne Napoleon die Herrlichkeit des alten Hofes wieder zurückgebracht hätte. Die Incroyables und die Merveilleuxen sind es, deren Costüm in das neue Frankreich und das neue Jahrhundert hinübergeht, das Costüm, wie es die Revolution geschaffen hatte. Freilich geschah es nicht mit allen geschilderten Auswüchsen und Bizarrerien; diese wurden abgethan, aber das Wesentliche, die Grundform, blieb.

Der Franzose von 1799 ist ganz und gar der verfeinerte, manierlich gewordene Incroyable. Ohringe, Hundsohren, der Knotenstock, das Weite, Schlottrige an Rock und Beinkleid ist abgethan, sonst ist alles geblieben, nur alles gemäßiget. Er trägt Rock und Stiefel, den runden Hut, schlichtes Haar oder den viel beliebten Tituskopf, der nun zur allgemeinen Mode wurde. Es war das Einzige, was der Mann von den antiken Moden angenommen hatte. Und wie er nun sein eigenes Haar wieder hat, und das in mäßiger Länge, so stellt sich auch der Bart wieder ein, aber in einer ganz neuen Form, wie er bisher in der Costümgeschichte noch nicht dagewesen, nämlich als Favorit an beiden Backen neben dem Ohre. So trat der Mann in das Kaiserreich ein. Hatte er große Toilette zu machen, so legte er den schlichten, ungestickten Frack an, der sich vom Rock nur durch

die beschnittenen Schöße unterschied. Stickerei hatte nur die neue Uniform. Wir sehen, der Mann des neunzehnten Jahrhunderts ist in allen wesentlichen Theilen fertig.

So auch die Frau (Abb. 338). Sie hat von der griechischen Dame des Directoriums und der Merveilleusen das einfache, zum Theil



338. Pariserin von 1801 und Engländerin von 1803 (Costume à la Grecque). (Aus dem Journal des Dames.)

ärmellose Kleid mit hoher Taille ohne Corset und Bouffanten; schlicht in sehr gemäßigter Weise fällt es herab. Das doppelte Kleid, das alle Jahrhunderte her seit dem frühesten Mittelalter getragen, ist damit, wie für immer, gefallen. Ein lockerer Shawl oder shawlartiger Mantel ersetzt es beim Ausgehen. Der Fuß ruht in niedrigen, offenen, fast sandalartigen Schuhen ohne Erhöhungen. Die Haare sind maßvoll, mit antikisirenden Motiven, nach oben frisiert, nicht in herabfallenden Locken. Schön war dieses Costüm durchaus nicht, auch wenn Spitzen, Stickereien, Blumen oder

was immer für Ausruf hinzukamen. Aber es war in der That die Grundform, von welcher die Moden des neunzehnten Jahrhunderts ihren Ausgang genommen haben.

Aber wie verhielt sich denn, so müssen wir nunmehr fragen, wie verhielt sich denn das übrige Europa gegenüber diesem Modewandel in Paris, gegenüber den Ausgeburten der Revolution? Die ganze vornehme, gebildete, modische Welt war gewohnt auf Frankreich und Paris zu sehen, und nun kamen von dort lauter Dinge in politischen Lehren, in Manieren, in Moden, welche, um mich eines treffenden englischen Wortes zu bedienen, für sie alle shocking waren. Natürlich stugten sie anfangs. Dann blieben sogar während des Terrorismus die Pariser Moden aus, und die französischen Modejournale verschwanden. Aber das dauerte nur eine kurze Weile. Unter dem Directorium begann die Modeschöpfung lustig von Neuem. Die Costüme der „Unglaublichen“ und der „Wunderbaren“, der Damen à la Grecque und à la sauvage kamen über den Canal und über den Rhein und fanden alsbald hier Freunde und Freundinnen, selbst in der vornehmsten Gesellschaft.

Mit den Herren in England ging es leicht. Sie selber waren es ja gewesen, welche als Sportsmen den Anstoß zu der neuen männlichen Tracht gegeben hatten. Sie brauchten sich nur der Auswüchse der Incroyables zu enthalten, und sie sahen nicht viel anders aus wie die französischen Herren des Directoriums oder der nachfolgenden Jahre. Man mag ihnen auch die Erfindung des Favoritbartes zuschreiben, an welchem der Engländer ja einzig festgehalten hat, bis zum Krimkriege, also bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus. Doch gab es auch Seltsamkeiten, wie z. B. der Sportsman die kurze Jacke des Jockey, den Spencer (vermuthlich war Lord Spencer der erste) über seinen langen Frack anzog.

Mit den Damen war der Wandel der Kleidung bedeutender, und doch ging die Sache sehr leicht. Wenn die zahlreichen Portraits von Reynolds und Gainsborough nicht täuschen, was sicherlich nicht der Fall ist, so hatten die englischen Damen schon vor der Revolution die Neigung sich des Reifrockcostüms zu entledigen und sich leicht und frei zu kleiden. Sie gingen mit dieser Neigung in die Revolutionsjahre hinüber. 1793 schafften die Königin und ihre Damen den Puder ab, und als die Moden

à la Grecque kamen, fanden sie in England bereitwillige Aufnahme. Aber die Engländerin hat in ihrem Kopf mehr romantische als griechische Passionen. Sie trug daher ihre Tunique und ihren Chiton=Schawl ganz anders als die Französin; diese konnte die Herkunft aus dem revolutionären Geiste, aus dem Chaos nicht verleugnen, die Engländerin blieb auch in dieser Tracht eine Dame der Welt voll Anstand und Würde (Abb. 338). Sie hatte bei aller Freiheit mehr Maß, aber auch mehr Grazie, mehr Gefälligkeit. In der griechischen Französin steckte noch immer etwas von einer Wilden, wie sie die Taumeljahre geschaffen hatten.

Aber die Engländerin that ein Anderes. Zu jener Zeit hatte die Romantik in England schon die Vorliebe für das Mittelalter heraufgeführt. Man baute und decorirte gothisch, wie entseßlich auch immer. Man fügte daher auch den Moden allerlei Dinge hinzu, die man für mittelalterlich, für ritterlich hielt, so Federschmuck im Haar, dann den gezackten Spigenkragen und kleine geschlitzte Schulterpuffen, Motive, welche in Wahrheit der elisabethinischen Zeit angehörten, aber man nahm es damit nicht so genau und verstand es auch nicht besser. Diese Zuthaten, die auch wohl auf den Continent herüber kamen, gaben den englischen Damen, obwohl sie sonst den Moden des Kaiserreichs folgten, doch ein eigenthümliches Gepräge. —

In Deutschland (Abb. 339 und 340) konnte man sich dessen nicht rühmen. Die Einen folgten blind der neuen Mode bis zu den Bizarrerien der Incroyables und der Merveilleuxen, die Anderen, die Alten, bekämpften sie aufs äußerste als das Costüm des verabscheuten Jacobinismus. Der Kurfürst von Hessen ließ die Sträflinge in die extravaganteste Tracht der Incroyables kleiden, ließ sie damit die Straße kehren, im Theater und an allen öffentlichen Plätzen erscheinen, um die neuen Moden verächtlich zu machen. Den meisten Angriffen war der runde Hut — das ist eben unser heutiger schwarzer Cylinder — ausgesetzt, und zwar aus politischen wie ästhetischen Gründen. Was die letzteren betrifft, so konnte er sich allenfalls noch mit dem dreieckigen messen. Man rief den Staat gegen ihn zu Hilfe, brauchte Gewalt und suchte ihn lächerlich und verächtlich zu machen. So schrieb man im Jahr 1797: „Offenbar ist der runde Hut dem behilflich, der den Blicken anderer entschlüpfen will; ein Mann von sehr feinem Gefühl wird daher schon sich dadurch zweideutig zu machen fürchten. Dieser Hut

ist dadurch der Verworfenheit und Schande ein Schlupfwinkel, und da er zudem die Gesichts- und Körperform entstellt, so darf er nicht allein gelten“. Man duldete ihn also schon neben dem dreieckigen (Abb. 339 und 340), aber man mußte bald sehen, wie er sich verbreitete und seinen Gegner aus der gewöhnlichen Tracht gänzlich verdrängte. Es ging schneller damit, als



339. Deutsche Tracht von 1801. (Nach H. W. Ruffner.)

es in unserem Menschenalter dem kleinen runden Filzhut in ganz dem gleichen Kampfe mit eben diesem Cylinder ergangen ist.

Wie der runde Hut also vordrang, waren Puder, Puderfrisur und Popf längst gefallen; der Mann trug sein eigenes Haar in eigener Farbe, kurz geschnitten und aufgerichtet; die Köpfe waren „tituficirt“. Mit dem runden Hut sah man auch überall das lange Beinleid und die Stiefel sich ausbreiten: Schuhe und Strümpfe blieben den Alten, welche nicht mehr mit der Mode gehen wollten, oder zogen sich auf die Höfe zurück. Schon

1797 war König Friedrich Wilhelm II. im Bade zu Pyrmont mit Pantalons erschienen.

Begieriger noch auf die revolutionären Moden hatten sich die Frauen gezeigt. Nicht sobald herrscht das Costüm à la Grecque am Hofe des Directoriums, als man auch schon in Deutschland von der griechischen



340. Herren- und Damenmoden vom Jahr 1807. (Journal für Fabrik . . . und Moden.)

Chemise und der Tunica spricht. Die Schnürbrust fällt (Abb. 339, 340). Schon 1796, also in dem Jahre der Merveilleusen, verwundern sich die Herren, daß die deutschen Frauen keine Taille mehr haben. Wozu sie nöthig sei, wird ihnen geantwortet. Zum griechischen Costüm kam dann die Nacktheit. „Bei manchen unserer Schönen,“ schreibt man 1797 aus Frankfurt, „ist die Nuditätenmode so weit gediehen, daß sie von oben herab einer schönen Wilden fast ganz gleichen und nunmehr nach Einführung der

langen, fleischfarbenen Pantalons und nach Abschaffung der Hemden ihnen schlechterdings nichts mehr fehlt als das elegante Tigerfell oder der leichte Federschurz um die Lenden, um das Costüm à la sauvage mitten in Deutschland, wo ja das Klima dieser Tracht so günstig ist, zu vollenden.“ Noch 1802 heißt es wiederum in einem Briefe vom 15. December:



341. Herr und Dame, Hoftracht vom Jahr 1810. (Journal für Fabrik . . . und Moden.)

„Erwarten Sie keine Pelz- und Wintermoden von mir. Unsere Damen sind wenigstens auf dem einen Punkt der Kälte alle unverwundbar, alle in die Griechheit wie Achilles in den Styx getaucht.“ Mit dem griechischen Costüm waren denn auch die antiken Frisuren gekommen; die deutschen Frauenköpfe wurden gräcisirt, romanisirt, titusficirt, und die hohen Hauben und Hüte waren verschwunden, aber nur für eine kurze Weile. Ihre Zeit sollte erst kommen.

Die Reaction konnte nicht ausbleiben. Man war zu ausgelassen gewesen, man hatte zu sehr das Maß des Anstandes überschritten, um nicht mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes den Rückschlag erfahren zu müssen. Die Reaction pflegt an das Alte wieder anzuknüpfen, begierig ihr Ideal von ehemals wieder zur Herrschaft zurückzuführen. So nahm in der That



242. Berliner modische Herren vom Jahr 1812. (Journal des Luxus und der Moden.)

die ornamentale Kunst der Restaurationsperiode die ornamentalen Formen des Rococo wieder auf. Aber nicht so in der Mode. Napoleon versuchte es vergebens an seinem Kaiserhofe (Abb. 341) die Moden der Königszeit wieder ins Leben zu rufen. Was von ihnen übrig geblieben war, das wurde Uniform, aber nicht Mode. Die Mode hielt fest an dem, was die Revolution geschaffen oder gebracht hatte, sie hielt fest an Frack und Rock, an Pantalons und rundem Hut, an breiter Halsbinde und kurzer Weste

(Abb. 342), und ebenso weiblicherseits an der Tunica mit hoher Taille, an den flachen Schuhen, an den gedrängten Frisuren, welche sie nur wiederum mit Hüten und Hauben, jenen Errungenschaften der ersten Revolutionsjahre, zu bedecken begann (Abb. 340). Aber die Reaction versteifte wieder alles, dämpfte den Uebermuth, nahm wenigstens den Männern



343. Moden vom Jahr 1813. Junge Dame in schottischem Stoff und junge Pariserin.
(Journal des Luxus und der Moden.)

allen Schmuck hinweg. Lange, enge Pantalons, Stiefel oder Schuhe, denen die Reaction wieder zu einiger Ehre verhalf, ein langer, schlichter Rock oder gleicher Frack mit hohem Kragen, alles ohne Falte, ein steifer, schwarzer Hut mit kurzem Rande, das Kinn tief in die Binde gesteckt — so ging der Modeherr aus dieser Reaction hervor, so erschien er am Ende der großen französischen Kriege. Ihm zur Seite steht die Dame mit hochgegürteter Tunica, welche eng und faltenlos sie umgiebt, so eng, daß sie kaum

schreiten kann, und so kurz, daß die Füße mit ausgeschnittenen flachen Schuhen völlig sichtbar sind (Abb. 343). Beide zeigen, was die Reaction aus den durch und durch unschönen, aber doch freien Moden der Revolution hat machen können: Erscheinungen, nicht minder unschön, ja vielleicht häßlicher, unmalerischer, als sie jemals die Costümgeschichte gekannt hat. Und von diesen Gestalten, von diesen Mißgestalten nehmen die Moden des neunzehnten Jahrhunderts ihren Ausgang.

6. Kapitel.

Die Kriegstracht der neueren Zeit.

Wenn man die Geschichte der ritterlichen Rüstung, welche wir im zweiten Kapitel des fünften Buches bis zu ihrer höchsten Ausbildung am Schluß des Mittelalters dargestellt haben, weiter verfolgt durch das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, so möchte man dazu Bürgers Vers aus der Lenore zum Motto gebrauchen:

„Des Reiters Koller Stück für Stück
Fiel ab wie mürber Zunder.“

Stück für Stück von der stolzen, festgefügtten Rüstung fällt ab, eines nach dem anderen, bis schließlich nichts übrig bleibt als Erinnerungen, als verkümmerte Reste, wie die Epauletten, deren Ursprung und Bedeutung vergessen worden.

Die maximilianische Rüstung, technisch die Vollendung der ganzen Entwicklung, hatte schon mit den neuen Gegnern zu rechnen gehabt, theils in Festigkeit, theils in Beweglichkeit. Vergebens. Der Gegner waren zu viele und zu mächtige. Feuergewehr, Taktik, geschlossener und geordneter Massenkampf, die Beweglichkeit des Fußvolks, Strategie, das alles trat zugleich gegen den Ritter auf, der seine Bedeutung nur im Einzelkampf gehabt hatte. In dem neuen Kriegswesen verlor der Adel das Kriegs-

privileg, der Ritter wurde zum Reiter, der in Compagnien focht, und in die Compagnien konnte bald jeglicher eintreten, der zum Reitermann fähig war. Der Berufssoldat trat an die Stelle des Adels, und der Adlige selbst mußte Soldat von Beruf werden und sich in Glied und Disciplin einfügen, wollte er ferner noch am Kriege theilnehmen und Ehren und Ruhm erlangen.

Wie nun die Entscheidung von dem Einzelnen auf den geordneten Massenkampf, auf die Taktik der gleichen Glieder, der Compagnien und Regimenter überging, so stellte sich ein Anderes ein, was das Mittelalter nur ausnahmsweise oder erst spät gekannt hatte, die gleiche Ausrüstung, die Uniform. Sie galt für den Reiter wie für das Fußvolk, setzt aber auch in gewisser Weise schon stehende Regimenter voraus, nicht rasch geworbene und nach dem Feldzuge wieder auseinander laufende Haufen. Durchaus eine Eigenthümlichkeit für die Armeen der Neuzeit, ist die Uniform doch formell nichts Neues, denn sie lehnte sich nach Ursprung und Fortbildung in allen Formen an die vorhandene Tracht, an die Mode an, auf welche sie zuweilen auch wieder zurückwirkt.

Dies gilt für den Reiter und die Reiterregimenter einstweilen freilich



344. Der Lancierer um 1535. (Nach Meyrid.)

insofern nur negativ, als erst die Rüstung ganz oder zum größten Theil beseitigt sein mußte, denn der Reiter, d. h. der besoldete, in Compagnien und Regimenten eingetheilte Reiter, begann im sechzehnten Jahrhundert mit der vollen Rüstung des Ritters. Bis er sie völlig abgelegt hatte, bis er zum leichten Reiter geworden war, dauerte es fast zwei Jahrhunderte. Er



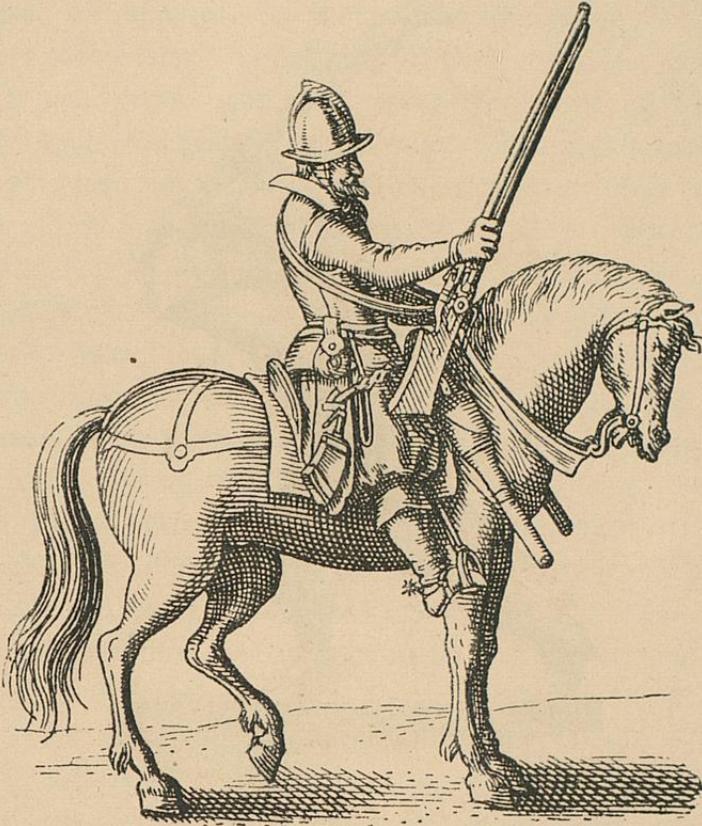
345. Deutscher Kürassier von 1640. (Nach Meyrid.)

kam dahin auf Uebergangsstufen, durch verschiedene Waffengattungen, welche eine aus der anderen hervordwachsen, aber auch neben einander blieben.

Der erste Berufscavallerist, welcher aus dem Ritter hervorging, war der Lancierer (Abb. 344, vgl. Abb. 268). Er war anfangs wie jener vollgeharnischt, Mann wie Pferd, und führte die lange ritterliche Lanze, aber er kämpfte in Reih und Glied und hatte als Mann der neuen Zeit

schon Pistolen im Halfter und an seiner Seite den langen Stoßdegen, den Stecher. So ging er noch in die Zeit des dreißigjährigen Krieges hinüber.

Aber schon vorher gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts war aus ihm eine andere Reitergattung herausgewachsen, der Kürasser oder Kürassier (Abb. 345), der den Kürass trug wie jener mit Ausnahme der Bein-



346. Arkebuser zu Pferde vom Jahr 1621. (Nach Suttner.)

schienen und statt der Lanze nur allein mit Degen und Pistolen bewaffnet war und auf einem ungepanzerten Pferde saß. Statt des Helmes schützte er den Kopf mit der Sturmhaube. So blieb er ziemlich den ganzen dreißigjährigen Krieg hindurch, vertauschte aber dann den Brustpanzer mit dem Büffelfoller.

Damals waren ihm wieder andere Reitergattungen bereits zur Seite

getreten, unter denen die Arkebusiere oder Carabiner und die Dragoner die wesentlichsten waren, in Frankreich auch die Chevauxlegers, welche gewissermaßen den Schluß der Entwicklung bilden. Der Arkebusier, der Schütze zu Pferde, war schon ein rechtes Kind der neuen Zeit (Abb. 346). Er nahm die Feuerwaffe, die Büchse, mit aufs Pferd, und da er wohl



347. Butterfischer Dragoner von 1634.
(Aus der Ermordung der Wallensteinischen Offiziere. Theatrum Europaeum.)

wußte, daß vor seiner Kugel kein Panzer fest genug sei, brauchte er ihn auch selber nicht. Er war daher schon ein leichter Reiter trotz der schweren Feuerwaffe. Als die Büchse, der Bequemlichkeit wegen, sich zum Carabiner verkleinerte, erhielt er selber diesen Namen, erst Carabiner, dann Carabinier.

Das sind alles ächte Reiter. Eine Mischlingsgattung aber ist der Dragoner zwischen Reiter und Infanterist. Er war der Fußsoldat aufs Pferd gesetzt und sollte beiderlei Dienst gerecht sein, je nach Bedarf und

Gelegenheit. War es der Pikener, der mit ihm zu Pferde stieg, so führte er die lange, spitze Pike; war es der Musketier, so nahm er die Muskete mit aufs Pferd (Abb. 347). Aber das war mehr Versuch. Er mußte sich für Eines entscheiden, und so wurde und blieb der Dragoner ein Reitermann.

Man erkennt schon aus dieser Bildung der Reitergattungen, wie die Veränderung des Aeußeren, der Rüstung, der Bewaffnung vor sich ging. Die älteren Reiter stehen dem vollgerüsteten Ritter näher, die anderen entfernen sich und werden Cavalleristen der Neuzeit. Das geschieht in der Hauptsache durch das stückweise Aufgeben des immer überflüssiger werdenden Panzers, und diese Procedur geschieht merkwürdiger Weise von unten nach oben. Erst fällt die eiserne Bekleidung der Füße, nachdem sich mit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts die langen Schnäbel, gänzlich nach der Mode, in die Form der breiten Schuhe verwandelt gehabt hatten. Der eisernen Fußbekleidung folgen die Schienen der Unterschenkel, welche großen Ledertiefeln Platz machen, dann nach längerer Frist das Geschiebe der Oberschenkel, die Dichlinge, nachdem sie sich von den Knien aufwärts verkürzt hatten. Gleichzeitig befreien sich Hände und Arme bis zu den Schultern herauf. Mit den Hüftplatten fallen auch zugleich die Schulterplatten, und nur Brust- und Rückenpanzer, Ringkragen und Helm sind noch übrig. Von diesen wird der Rückenpanzer zuerst abgelegt, und dann verkürzt und verkleinert sich der Brustpanzer und verschwindet ebenfalls. Im achtzehnten Jahrhundert trägt beide sowie den Helm der General nur — auf seinem Bilde. Der Helm hat sich in die leichtere Sturmhaube verwandelt oder ist ganz und gar dem Filzhute gewichen, dem breitkrämpigen Hut mit wallender Feder. Vom Ringkragen ist ein einziges halbmondförmiges Stück Blech übrig geblieben, das noch lange als Zierde, nicht als Schutz, seinen Platz auf der Brust unter dem Kinn oder Halse behauptet, ja wohl noch bis in die Gegenwart sich herüber gerettet hat. Ebenso erinnern die Epauletten als Ueberrest an die Schulterplatten. Das ist das Ende vom Ende, der verkümmerte Rest all der stolzen eisernen Herrlichkeit des Mittelalters.

So der Reiter. Es ging zunächst mit dem Fußsoldaten nicht anders, soweit er Rüstung trug. Die Entstehung des eigentlichen modernen In-

fanteristen trifft mit der letzten und vollendetsten Ausbildung der Rüstung zusammen. Selbstverständlich, da sein Zweck die Schnelligkeit der Bewegung und die Gewandtheit im Kampfe war, konnte er seinerseits so die Rüstung nicht brauchen. Auch die Fußknechte des Mittelalters hatten von der ritterlichen Rüstung oder vielmehr nach ihrem Muster immer nur einzelne Theile



348. Landsknecht (in Rüstung), Hutensöhne um 1520. (Nach einem Holzschnitt von N. Welschmann.)

getragen. Sie hatten Kopf, Brust und Rücken und etwa den Bauch zu schützen gesucht. So nun auch der neue Fußsoldat des sechzehnten Jahrhunderts, der deutsche Landsknecht, neben dem Schweizer die erste bedeutende Erscheinung in der Geschichte der modernen Infanterie.

Nicht alle Landsknechte aber trugen Rüstung. Nur die vorzüglichste Classe unter ihnen, die Doppelsöldner, welche im ersten Gliede fochten und im Anfange meist adeliger Herkunft waren, hatten gerüstet bei der Muste-

zung zu erscheinen. Sie trugen einen eisernen Helm, Brust- und Rückenpanzer, Schulterkragen von eisernem Ringgeflecht, Bauchreifen und Hüftklappen (Beintaschen), dazu als Angriffswaffe den Spieß (die Pike), die Hellebarde oder das Feueergewehr, die Arkebuse (Abb. 348).

Von dieser Rüstung nun fallen zuerst die Beintaschen, die Bauchreifen,



349. Landsknecht (ohne Rüstung), Hellebardier. Um 1520. (Nach einem Holzschnitt von N. Melbemann.)

dann der Schulterkragen, der Rückenpanzer und der Helm. Der Brustpanzer bleibt bis zuletzt und findet sich noch im dreißigjährigen Krieg bei einzelnen Regimentern. Schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war er vielfach durch Ausstopfung von Brust und Bauch und Hüften, insbesondere durch den spanischen Gänsebauch ersetzt worden (Abb. 223, 224). Der Filzhut war an die Stelle des Helmes getreten, ebenso aber

auch an die Stelle des Barett, wo dieses vom Landsknecht oder seinen Nachfolgern getragen worden.

Denn jene Rüstung, wie gesagt, gehörte von Anfang an nur einem kleinen bevorzugten Theile der Landsknechte; die übrigen führten nur Angriffs- und Wehrwaffen und waren gekleidet nach der „laufenden Mode“, oder vielmehr nach der Mode, welche sie selber geschaffen hatten (Abb. 349; vgl. Abb. 206, 207). Denn, wie das bereits im ersten Kapitel dieses dritten Buches erzählt worden, war es seinerseits dieses Kriegsvolk, welches einen bedeutenden Einfluß auf die Mode ausübte und ihr jene phantastisch-bunte Gestaltung gab, welche die Trachten der Reformationszeit charakterisirt. Durch strenge Kriegsgesetze verpflichtet, aber durch keine Uniform, durch keine Adjustirungsvorschriften gebunden, konnte ein jeder sich nach seinem Belieben kleiden, und er machte von diesem Belieben den ungemessensten Gebrauch. Wohl rückte hier und da ein Fähnlein aus, das in gleicher Farbe gekleidet war, wie Wilibald Pirtheimer, der Nürnberger Feldhauptmann, dem Kaiser Max zu seinem Schweizerkriege ein solches zuführte, das der Magistrat hatte in Roth kleiden lassen. Aber das war durchaus die Ausnahme. Wer geworben wurde, kam zur Fahne, wie er grade gekleidet war und erhielt höchstens Gewand auf Vorschuß zur besseren Ausstattung geliefert. Die Fahne war es, welche das Fähnlein zusammenhielt, nicht Uniform oder Abzeichen (Abb. 196, 197; 206, 207).

So macht denn der Fußsoldat des sechzehnten Jahrhunderts, einerlei in welchem Lande der Cultur, den Wechsel der Moden mit; wo er ihr nicht vorangeht, da folgt er. Entstanden zu einer Zeit, da die Enge noch in Mode war, ist er es vor allem, der die Kleidung an Knien und Ellbogen, auf Schultern und Hüften aufschlizt, ja wohl gar von dem einen Beine, das er bei gefälltem Spieß vorzustrecken hat, hinwegläßt. Er trägt die flachen, vorne breiten und geschlizten Schuhe, obwohl sie nichts weniger als tauglich zum Marschiren erscheinen; er trägt das bunte, von Federn überwallte Barett schief und verwegen auf die Calotte aufgesetzt. Niemand wie er treibt ein so willkürliches, abenteuerliches Spiel mit der zererschlizten, „zerhauenen und zerflammten“ Kleidung. So ist es denn auch der Landsknecht, welcher die gewaltige Pluderhose mit ihren hundert Ellen eingestopften oder herabhängenden Stoffes erfand. Er trug sie, aller Schwierigkeit

ungeachtet, auf dem Marsche wie in der Schlacht, und brachte sie selbst bei der bürgerlichen Welt, selbst an deutschen Höfen in Mode (Abb. 208, 209; 350, 351).

Aber auch nur an deutschen Höfen. Wie die spanische Mode der Pluderhose die prall ausgestopfte Pumphose entgegenstellte, so wurde auch



350. Der Oberst und seine Trabanten, Landsknechtstracht mit Pluderhose vom Jahr 1555. (Nach V. Fronspurger.)

diese letztere in gleich entsprechender Größe und Ungeheuerlichkeit von dem spanischen, französischen und niederländischen Soldaten getragen, und gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als die Pluderhosen vergingen, auch von dem Deutschen. Aber nicht bloß die Pumphose, die ganze Ausstoppung der spanischen Mode an Armen und Brust mit den hohen Schulterpuffen und dem Gänsebauch, der wie ein dicker Sack bis über den Unterleib herunterhing, gingen auf den Soldaten über (s. die Abb. 221—224).

Es war wie ein dichter Panzer, mit dem der Körper umlegt war. So wurde der Soldat wie der Stutzer nach spanischem Muster eine steife, unförmliche Erscheinung. Es paßt auch gut dazu, daß gerade in diese Zeit das Drillsystem, die Abrihtung des Soldaten fällt, und das Exercier-



351. Der Oberst-Feldproh. Landsknechtstracht mit Pluderhose vom Jahr 1555. (Nach L. Fronspurger.)

reglement, wenn nicht erfunden, doch in seiner Bedanterie ausgebildet wurde. So wurde der freie Landsknecht zum Regimentsoldaten.

Die platten und breiten Schuhe hatte der Soldat mittlerweile gegen einen spitz zulaufenden Schuh vertauscht, welcher den ganzen Fuß bedeckte; statt des Barett's nahm er den spanischen Hut an (Abb. 208, 350, 351) und den Hals hüllte er, wenn es anging, in die Kröse, den gekrauseten Mühlsteinkragen. In allem folgte er der Mode. War der Landsknecht

ihr vorangegangen, so war sein Nachfolger in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ihr Sklave geworden. Das Regiment oder vielmehr die Armee kenntlich zu machen, gab es noch nichts als die Feldbinde, die Schärpe, deren erste Anwendung den Hugenotten zugeschrieben wird. Doch erscheint sie schon bei den Offizieren Karls V. in seiner letzten Zeit. Die Liga nahm sie gleichfalls an, und gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts



352. Soldat mit Pumphoje. Um 1615.
Hellebardier.



353. Hauptmann aus dem 30jähr. Kriege. 1640.
(Nach Sebuc.)

wollten sie auch die Damen tragen. Man trug sie damals locker über Schulter und Brust gehängt, mit den Enden vom Rücken frei hinausflatternd (Abb. 208).

Mit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges ist es wieder der Soldat, welcher der Mode voranschreitet. Die Trachtenformen werden kriegerisch (s. die Abb. 255, 257, 261, 353). Der Soldat ist es, welcher der steifen und ausgestopften Kleidung ein Ende macht und jenes leichte, lockere

und malerische Costüm schafft, welches die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, die Epoche von Rubens und van Dyck, charakterisirt. Es ist der deutsche Soldat, der Soldat des großen Krieges, welcher die Führung hat, und überall folgen Militär und Civil. Nur Spanien macht eine Ausnahme wie in der Mode, so im militärischen Costüm. Wie Hof und Bürger an der steifen, ausgestopften Kleidung noch ein halbes Jahrhundert länger festhalten, so auch der spanische Soldat. In dem Costüm, in welchem er unter einem Alba und Alexander von Parma gedient hatte, glaubte er sich noch im siebzehnten Jahrhundert unüberwindlich, bis ihn die Schlacht von Rocroi eines Anderen belehrte.

Der deutsche Soldat bringt statt des Schuhs den hohen Stiefel in die Kriegstracht und in die Mode, den schlaffen Filzhut mit seinem Gefieder, mit seinen zahllosen, jeder Laune gerechten Formen, den schlichten Kragen, das offene Wamms und das lustige Beinkleid. Von der Mode nimmt er die Spizen, die Schleifen und sonstige Zierden an. Er ist wieder Stutzer, aber in seiner Art. Die lustige, lockere Art seiner Kleidung hat zur Folge, daß er den Degen nicht mehr in bisheriger Weise tragen kann. Der Landsknecht hatte sein kurzes Schwert quer vor dem Magen horizontal getragen; der Spanier hatte den langen Stoßdegen an enggeschmalltem Hüftgürtel nach hinten hinaus in schräger, fast horizontaler Lage geführt; der Soldat des dreißigjährigen Krieges duldete keinen engen Gürtel; er hing den Degen an ein breites Wehrgehent, das Bandelier, welches von der rechten Schulter her schräg über Brust und Rücken sich zog (Abb. 255). Er hatte es von Leder oder Sammet und verzierte es mit Stickerei und Spizen. Der Musketier trug, und zwar schon seit dem sechzehnten Jahrhundert, ein zweites Bandelier in entgegengesetzter Richtung. Es war das breite Gehent, an welchem in langer Reihe der Pulverbedarf der einzelnen Schüsse in hölzernen Kapseln hing. Erst die nachfolgende Periode ersetzte sie durch die fertigen Patronen und den Patronenbeutel, dem wieder die Patronentasche folgte (Abb. 347, 354, 355).

Für seine Kleidung hatte noch jeder Soldat selbst zu sorgen, wenn ihm nicht der Staat oder der Verbende auf seine, d. h. des Soldaten Rechnung, durch Abzug von seinem Solde, das Gewand dazu lieferte. Bewaffung und Mode waren es, welche den Regimentern einigermaßen

das gleiche Ansehen gaben. Das Büffelwamms, den Lederkoller, der zum Theil den Harnisch ablösete, trug nur, wer ihn zahlen konnte, daher vorzugsweise der Offizier. Doch gab es auch schon in gleicher Farbe gekleidete Regimenter, so zumal im Heere Gustav Adolfs, der in der Uniformirung ein Vorgänger Ludwigs XIV. war.

König Ludwig XIV. war es, welcher, wie die Moden und den Ge-



354. Französischer Mäsketier mit Patronenbandelier, von 1685 (Nach Willemin.)

schmack seiner Zeit, so auch die Uniformen schuf. Ein Freund der Paraden und Musterungen, sich kümmernd um alle Kleinigkeiten der Ausrüstung, liebte er es die langen Reihen seiner Regimenter in voller Symmetrie, in gleichem Schnitt und Aufpuß, in gleicher Farbe zu sehen. So wurden Farben und Schnitt zugleich die Unterscheidungszeichen der nunmehr stehenden Regimenter. Er gab ihnen die gleichen Stoffe, dieselbe Garnitur, dieselbe Anzahl Knöpfe, alles gearbeitet nach derselben Weise. Und dieses

geschah von Lieferanten im Auftrage des Staates, sodaß der Soldat den ganzen Bedarf seiner Ausrüstung wie an Waffen so an Kleidung geliefert erhielt, ohne sich weiter darum kümmern zu müssen. Das geschah etwa um das Jahr 1670, sodaß die französische Armee völlig uniformirt in den holländischen Krieg zog.

Form und Schnitt aber hingen wiederum von der Mode des Tages



355. Offizier und Schütze vom Jahr 1670. (Oesterr. militär. Zeitschrift.)

ab, an welcher der Soldat selbst seinen Antheil hatte, wenn auch nicht in dem Maße der vorausgegangenen Epoche. Ludwig XIV. erfand nichts Neues; er nahm nur, was er vorfand oder was in Bildung und Umbildung begriffen war. So nahm er als Uniformrock den langen Staatsrock, den der Soldat aus dem Bauernstande mitgebracht hatte, und er machte ihn zugleich, wie das oben im vierten Kapitel schon erörtert worden, zum Rock der Mode. Aber er nahm ihm die plumpe, sackartige Weite, gab ihm engen und schlanken Schnitt und machte ihn dadurch zum Zustau-

corps. Das geschah aber schneller in der Mode als beim Militär (Abb. 287 bis 289; 355).

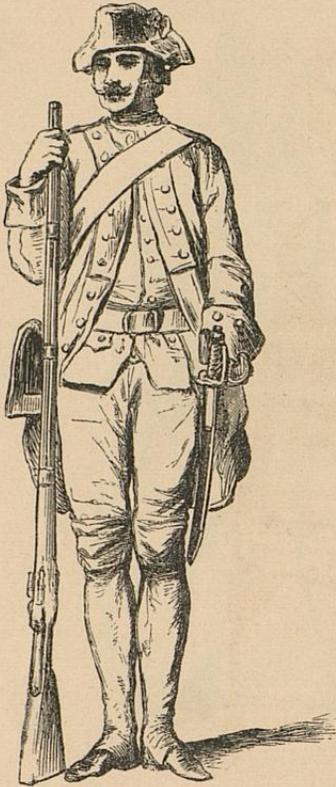
Dieser lange, sackartige Rock, unserem Paletot vergleichbar, ist nun das unterscheidende Kleidungsstück des Soldaten aus der zweiten Hälfte des siebzehnten und dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von dem aus



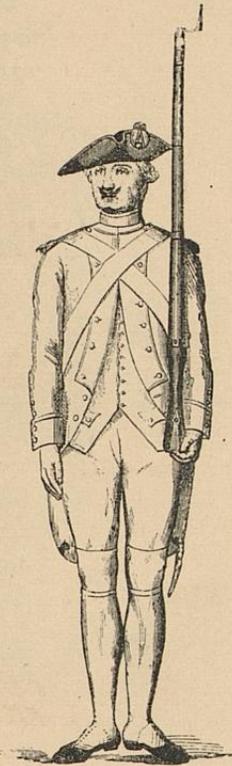
356. Französische Soldaten nach dem „Maniement des armes“ von 1721.

der ersten Hälfte. Der Soldat des dreißigjährigen Krieges trug die Sacke, das kurze Wamms, welche sich ein wenig zu Schößen verlängert hatte. Dieses Wamms verengert sich wieder und bleibt als Weste unter dem langen Rock Ludwigs XIV. und später in der Mode wie bei dem Soldaten. Die nachfolgenden Veränderungen, mit welchen sich die Uniformen mehr und mehr von der Mode trennt, gehen aber an dem langen Rocke vor sich, wenigstens an ihm in auffallender und am meisten charakteristi-

scher Weise, und diese Weise charakterisirt sich darin, ganz der gleichzeitigen Mode entsprechend, daß alles enger, kleinlicher, dürrtiger, sparsamer wird. Der Unterschied, die Veränderung springt in die Augen, wenn man z. B. (auf den Abb. 356 und folg.) die Soldaten von 1721, als am Anfang dieser Periode stehend, mit dem von 1766 und dem von 1780 vergleicht, so ziemlich der letzten Uniform vor dem Beginn der Revolution.



357. Französischer Infanterist vom Jahr 1766.
(Nach Gravelot.)



358. Französischer Infanterist von 1780.
(Nach Hoffmann.)

Zunächst sind es zweierlei Veränderungen, welche für die Uniform von Wichtigkeit erscheinen. Die Mode der faltigen Spitzenmanschetten, welche an die Stelle der schlichten, auf den Vorstoß des Ärmels gelegten Manschetten treten, veranlaßt das Umschlagen dieser Ärmelvorstöße, welche, breiter und massiger werdend, sich vor dem heraustretenden Hemdärmel nach dem Ellbogen zurückziehen, wie man das an den Costümfiguren der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sehen kann (Abb. 355, 359).

Damit kommt die verschiedene Farbe des Unterfutters zum Vorschein. Diese Ärmelumschläge nun werden zu einem Unterscheidungszeichen der Regimenter, indem sie jedes Regiment von gleicher Farbe, aber von anderer als der des Rockes erhält.

Ähnliches geschieht mit dem Rocke auf der Brust, doch erst einige Jahrzehnte später. Als die Spizencravatte, die Steenkerke, sich in das



359. Grenadier um 1670. (Oesterr. militär. Zeitschrift.)

Spizenjacob, die Brustkrause, verwandelt, verlangt diese neue Mode eine offene Brust. Die Seiten des Rockes werden also umgeschlagen nach den Schultern zu. Auch diese Umschläge, die Revers (Abb. 357, 358), in der gleichen Farbe wie die Ärmelumschläge gehalten, bilden ein Unterscheidungszeichen der Uniform.

Zum dritten folgt alsdann in ähnlichem Sinne der Kragen, aber erst später als ein Geschöpf aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Alle drei Abzeichen hat die Uniform sich bis heute bewahrt, wenn auch nicht ausschließlich und nicht ohne mannigfache, mit der Mode und mit der Laune des Kriegsherrn wechselnde Veränderungen. Der Kragen wurde stehend, umgelegt, wieder stehend, wurde hoch und niedrig. So machten auch die Revers und die Ärmelumschläge verschiedene Wandlungen durch; die ersten sind aus der Infanterie größtentheils beseitigt, und die letzteren fast nur noch in der abstechenden Farbe vorhanden. Aber der Ursprung ist deutlich erkennbar. So ist es auch mit dem, was von ihnen in der heutigen männlichen Tracht übrig geblieben ist.



360. Französischer Soldat von 1767.
(Hohf und umgelegte Rockschöße.)

War es zunächst die civile Mode, welche diese militärischen Abzeichen der Uniform hervorrief, so waren andere wieder durch den militärischen Brauch veranlaßt und drangen zum Theil aus diesem in die Mode hinein. Den langen Rock trug der Reiter wie der Fußgänger. Jenem aber mußte er hinten auf dem Pferde lästig sein; er schnitt ihn daher bis zum Rücken auf, so daß die beiden Schöße zu beiden Seiten sich lagern konnten. Das that denn auch der Fußgänger (Abb. 360). Auch das war noch nicht bequem genug. Es wurden die unteren Ecken der Schöße von beiden Seiten her umgeklappt und in dieser Lage mit Knöpfen festgehalten. Wiederum erschien nun die andere Farbe des Unterfutters, und es war ein neues Abzeichen der Uniform gefunden, indem die umgeklappte Ecke stets von der zweiten Farbe der Ärmelumschläge und der Revers gehalten wurde. Die treue Er-

innerung davon bewahrt noch heute der kurze Frack des Postillons. Dem heutigen Uniformrock, sowie dem Rock der Mode ist nur die Aufschligung rückwärts geblieben, sammt den beiden völlig bedeutungslos und unverständ-

sich gewordenen Knöpfen am Rückgrat, an welche sonst der umgelegte Zipfel der Schöße angeknöpft wurde.

So war nach und nach, seit dem ersten Vorgange Ludwigs XIV., der Uniformrock des achtzehnten Jahrhunderts entstanden, mit Hinzufügung von Verkürzung und Verengerung, welche Eigenschaften theils auf dem Vorbilde der Mode beruhten, theils aber auch durch die Sparsamkeit der Regierung hervorgerufen wurden. Es war aber wesentlich nur der Rock des Soldaten, denn der Offizier suchte sich im Schnitt näher der Mode zu halten. So wurde sein Rock, statt die Ecken umzulegen, mehr und mehr von vorn beschnitten, daß er weiter und weiter klappte, sich zum Frack umbildete und in dieser schließlichen Gestalt wieder eine Rückwirkung auf die Mode übte. Das ging nun alles langsam vor sich, so daß es schwer ist für alle Veränderungen ein bestimmtes Jahr der Entstehung anzugeben. Auch traten die einzelnen Erscheinungen nicht gleichzeitig in den verschiedenen Ländern auf; ein Staat nimmt sie früher als der andere, selbst ein Regiment früher als das andere an. Dem Offizier selbst war noch manche Freiheit gestattet, welche ihm heute verjagt wäre.

Mit dem Rock hat sich nun auch alles Uebrige am Soldaten von Kopf zu Fuß geändert. Da der Rock eng geworden, so kann er den Degen — das achtzehnte Jahrhundert verkürzt ihn — auch wieder am Hüftgürtel, statt am Schultergehäk, tragen. Dagegen hängt er die Patrontasche am breiten Bandler über die Schulter. Das Bajonnet ist seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts allgemein, sowie das Feuergewehr; die Pike dient höchstens dem Offizier als Abzeichen oder Paradewaffe oder ist der Hauswache geblieben. Die Weste, das alte Wamms, ist fast außer Bedeutung gekommen; sie verändert, d. h. verkürzt sich nach der Mode. Der Stiefel des dreißigjährigen Krieges ist wieder dem Schuh gewichen, doch nicht völlig. Er bleibt dem Reiter, dem Dragoner, dem General, selbst Ludwig XIV. trägt ihn auf seinen Feldzügen oder bei seinen Paraden. Seine Form aber ist versteift; die freie, weite, schlottrige Art hat er abgelegt; er zeigt keine Falte, und der Stulp ist über das Knie heraufgezogen (Abb. 361). Im achtzehnten Jahrhundert bleibt er zwar dem Reiter, aber meist verkürzt mit abgelegtem Stulp. Er ist zum „Kanonenstiefel“ geworden. Der Infanterist ist auf Schuh und Strümpfe angewiesen, doch

erhält er zur Verstärkung die Gamaschen (Abb. 360), ein Kleidungsstück, das, uralt, vielleicht aus den antiken Schenkelbinden hervorgegangen, bis dahin ein dunkles Dasein im Volksleben geführt hatte. In Nachahmung der Stulpstiefel gehen sie bis über das Knie hinauf und umfassen hier die wieder anliegend eng gewordene Kniehose, so daß das Bein straff umspannt



361. General um 1690. (Oesterr. militär. Zeitschrift.)

ist. Die s. g. „Rheingräfin“ (s. p. 360) war auch für den Soldaten nur ein kurzer Uebergang.

Höchst bedeutungsvoll und charakteristisch waren die Veränderungen, welche mit dem Kopfe und der Kopftracht des Soldaten seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts vor sich gegangen waren (Abb. 362). Der Soldat des großen Krieges hatte die Mode der langen Haare mitgemacht, nicht so aber die nachfolgende Mode der großen Perrücke. Es war ein zu theures Kleidungsstück, als daß der Staat sich diese Ausgabe gestattet hätte. Nur der Offizier konnte sie tragen, wenn er im Stande war sie zu bezahlen.

So erkennt man sie auch gegen das Jahr 1700 und nach demselben bei dem höheren Offizier in all ihrer Größe und Schönheit (Abb. 361). Der Soldat sucht mit seinem eigenen Haar möglichst nachzukommen (Abb. 362),



362. Zur Geschichte der militärischen Kopfbedeckung 1670–1840.
1. Infanterist von 1670; 2. Infanterist von 1720; 3. Offizier von 1748; 4. und 5. Leibgarde von 1758 und 1763;
6. und 7. Generale von 1809 und 1840; 8. und 9. Offiziere von 1813 und 1840. (Oesterr. militär. Zeitschrift.)

er läßt es wachsen, so viel es will, geräth damit aber in Conflict mit dem strengen Camaschendienst, der nun mit seiner Pedanterie alles in gleiche und kleinliche Ordnung bringt. Auch die Haare müssen dem Zwange gehorchen. So werden sie erst in einen Knoten geschlungen, dann in einen Zopf gebunden, der unter dem Vorgange in der preußischen Armee sich

zu einem möglichst steifen, möglichst langen Schweif ausgebildet (Abb. 360). Er findet in allen Armeen Nachfolge, doch stellt ihm Frankreich, wie das schon oben berichtet worden, den eleganteren Haarbeutel zur Seite. Aber damit nicht genug. Wenn auch die Perrücke dem Soldaten versagt war, so doch nicht der Puder. Er tritt aus der Mode in die militärische Ordnonanz mit der gleichen Entschiedenheit hinüber. Auch im Uebrigen folgt im achtzehnten Jahrhundert die Haartracht des Soldaten der Mode; sie sucht sich den Wandlungen der Perrücke, ihrer Verkürzung und Verkleinerung, den Lockenrollen über dem Ohre, der Bergerette möglichst nahe zu halten.

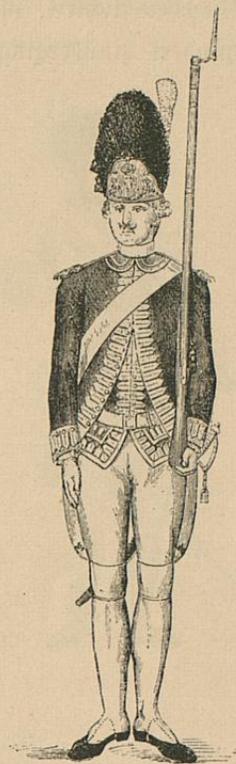
Das zieht nun wieder andere Folgen nach sich. Mit dem vollen Haar ist auch der Bart aus der Armee verschwunden, doch hat ihn der Soldat als derben, geschwänzten Schnurrbart doch länger behalten als der Mann der Mode. Einzelne Truppengattungen bringen ihn auch mit in das achtzehnte Jahrhundert hinüber und behalten ihn in demselben. Wie die Perrücke sich verkleinert hat und die Lockenrollen über das Ohr hinaufsteigen, kann der Rock nachfolgen, erst einen kleinen Stehragen und dann den umgelegten Kragen entwickeln, welcher letztere in der Zeit der französischen Revolution zu gewaltiger Höhe ansteigt, um erst im neunzehnten Jahrhundert wieder zu fallen. Der leichte Spitzenshawl, die Steenterke, die sich bei dem Offizier und dem Mann der Mode in Jabot und Cravatte verwandelt hat, war zu fein und kostbar für den Soldaten; er erhält statt dessen im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine schwarze Binde oder Cravatte, von welcher ihn auch das neunzehnte Jahrhundert noch nicht befreit hat. Das anscheinend unbedeutende Kleidungsstück ist ihm treuer geblieben als der Hut, als die Kopfbedeckung überhaupt, welche wohl von allen Theilen der militärischen Tracht in dieser Periode die größten Veränderungen erfährt. Kaum Erinnerungen sind vom siebzehnten Jahrhundert übrig geblieben (Abb. 362 und 364).

Alle Soldaten des dreißigjährigen Krieges, mit Ausnahme jener Reiter, denen noch der Helm vorgeschrieben war, trugen den breitkrämpigen Filzhut. So ging derselbe als fast einziger Beherrscher aller Hüupter in die Epoche Ludwigs XIV. hinüber und machte bei dem Militär alle Moden und Wandlungen mit, welche er auf den vornehmen Hüauptern zu erleiden hatte. Er versteifte sich, klappte die eine Seite in die Höhe, wurde dreiseitig,

umzog sich mit Borten und Gefieder. Nur die Verkleinerung zu einem Spielzeug für die Hand konnte der Soldat nicht mitmachen, da er nicht die Perrücke trug und somit auch des Hutes nicht entbehren konnte.

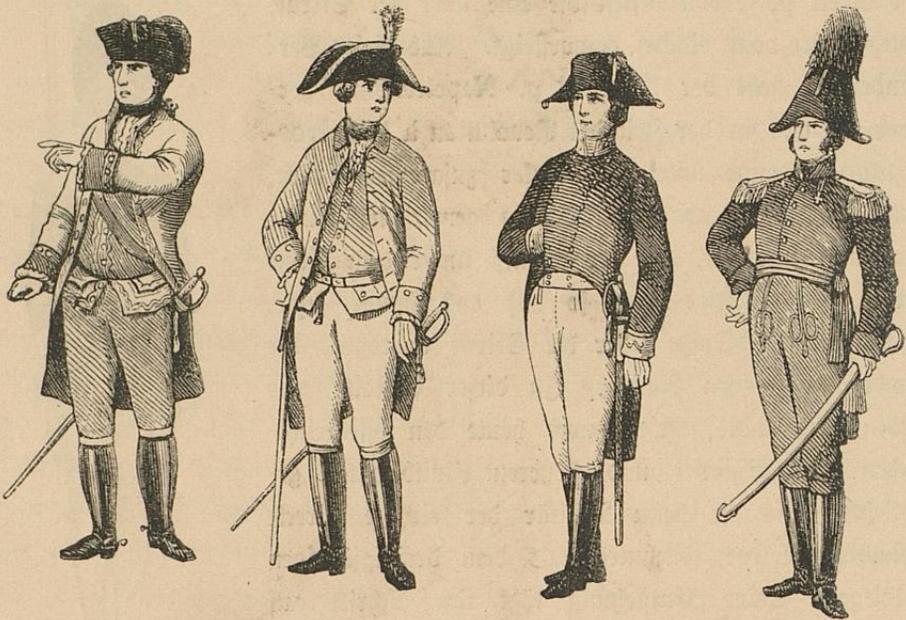
Mit der dreiseitigen Gestalt betritt der Hut als Uniformstück die lange Epoche Ludwigs XV. Aber im Laufe derselben, besonders gegen das Ende hin, erleidet er wiederum starke Veränderungen und erhält Nebenbuhler, welche ihm die Alleinherrschaft streitig machen. Statt der dreifachen Krämpe erhält er deren zwei, von denen die eine über der Stirne, die andere vom Nacken emporsteigt. Aus dieser Veränderung geht der kleine s. g. Napoleonshut hervor, welcher in der Zeit der Revolution à l'Andromane genannt wurde. Stärker zusammengedrückt, oben zugespitzt und dann dreieckig geworden, wurde er zum Klapphut, den der Civilist unter dem Arme trug, der Offizier aber so auf das Haupt setzte, daß die eine Spitze über die Stirne vorragte, die andere über den Nacken. In dieser Gestalt, nur oben abgerundet, ist er noch heute den österreichischen Oberoffizieren und höheren Civilbeamten geblieben. Es ist beim Militär der einzige directe Nachkomme des Filzhutes aus dem dreißigjährigen Kriege. Seine Entstehung läßt sich Schritt auf Schritt, Zug um Zug verfolgen.

Auch der zweiseitige Hut hatte keinen Bestand, obwohl ihm der Ruhm des großen Napoleon zu gute kam. Die Launenhaftigkeit des achtzehnten Jahrhunderts und die Soldaten- und Uniformspielerei seiner Fürsten hatten ihm längst anders gestaltete Kopfbedeckungen an die Seite gestellt, wie die gewöhnliche Uniform selber nicht allein geblieben war. So hatten die französischen Dragoner eine Phantasiuniform erhalten, und in allen Ländern waren Husaren- und Ulanenregimenter mit halb nationaler, halb erfundener Uniform errichtet worden. In Frankreich begannen die Husaren mit türkischer Uniform und erhielten dann ungarische. Sie alle hatten Kopfbedeckungen,



363. Französischer Grenadier mit Bärenmütze von 1780. (Nach Hoffmann.)

welche mit der bisherigen keinen Zusammenhang mehr besaß. Preußen aber stellte noch eine neue dazu, welche bedeutender und berühmter wurde als sie alle. Friedrich Wilhelm I., der Freund großer Soldaten, verlieh seinen Grenadieren die spitze Blechhaube, welche noch mit dem Bärenfell umgeben wurde. So entstand die mächtige Bärenmütze, welche überall für die Grenadiercompagnien angenommen wurde (Abb. 363), und trotz ihrer Ungeheuerlichkeit, ihrer Last und Unbequemlichkeit in das neunzehnte Jahrhundert hinüberging, ja in England noch bis heute sich erhalten hat.



364. Oesterreichische Uniformen von 1770–1815. 1. General von 1770; 2. Artillerie-Offizier von 1798; 3. Feldkriegscommissär von 1813; 4. Jägeroffizier von 1815. (Oesterr. militär. Zeitschrift.)

Ist die Bärenmütze noch ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, so mag der Tschako, der von der österreichischen Armee ausging, nicht seinem Ursprunge nach, sondern nach der Gestalt, in welcher ihn die deutschen Befreiungskriege sahen, schon als ein Geschöpf der neuen Zeit betrachtet werden (Abb. 362, 8). Ursprung und Name sind wohl auf die ungarische Büchäggé zurückzuführen, aber Gestalt und Stoff änderten sich, als der Filzhut in der Gestalt des schwarzen Cylinders in der Gesellschaft wieder erschien. Um das Jahr 1800 war seine Bedeutung durch die französische Revolution so vorgeschritten, daß er auch dem Militär sich aufdrängen

konnte. Ohne Zweifel erhielt der Tschako von ihm und seiner damaligen Gestalt die nach oben sich erweiternde oder ausbiegende Cylinderform; er ließ aber die Krämpfe weg, nahm statt dessen oder behielt vielmehr einen kleinen Schirm über der Stirne und verstärkte sich durch ein inneres Gerüst von Eisenstäben.



365. Soldaten der französischen Republik, 1792 - 1799.

Die französische Revolution übte sonst sehr wenig directen Einfluß auf die Gestaltung der Uniformen. Die nüchterne, phantasie- und reizlose, man möchte sagen geizige, aufs Aeußerste und Wenigste beschränkte Art derselben, wie sie aus den Umgestaltungen des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangen war (s. die Abb. der österreichischen Offiziere 364), ging auch auf die Armeen der Republik und des Kaiserreichs hinüber (Abb. 365) und blieb denselben, ohngeachtet Napoleon selbst als Consul (Abb. 366)

und seine Generale und Marschälle, Murat vor allen, militärischen Glanz liebten und in ihrer Kleidung zur Geltung brachten. Zwar Zopf und Puder fielen, und das Haar legte sich in wirren Strähnen um den Kopf



366. Napoleon Bonaparte als erster Consul 1800–1802. (Nach Chataignier.)

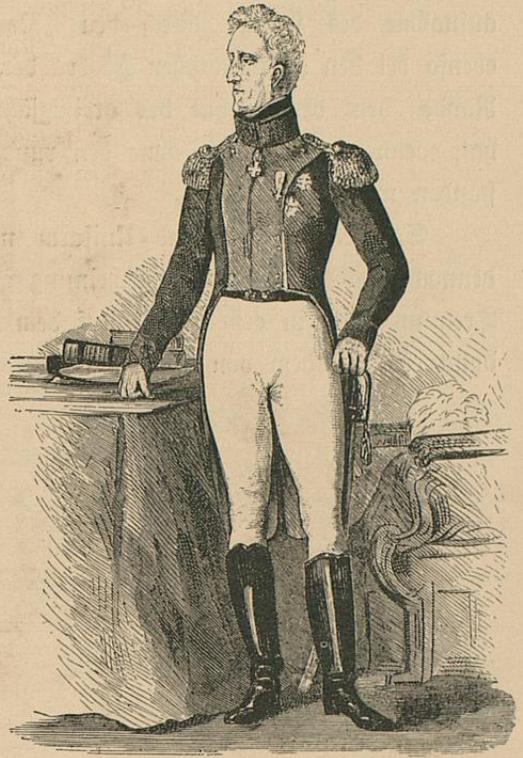
herum, und die krause Titusfrisur stellte sich ein, aber dennoch bildeten die Uniformen aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts nur den Schluß jener abwärts gehenden Bewegung von dem freien, kriegerischen Aeußeren der Soldaten und Offiziere aus der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. Diesen Unterschied zweier Jahrhunderte stellt nichts klarer und

deutlicher vor Augen als die Vergleichung zweier dänischer Könige, Friedrichs III. und Friedrichs VI. (Abb. 367, 368).

Wohl aber wirkte die Revolution indirect, indem das männliche Costüm, wie sie es geschaffen hatte, nach und nach das Costüm im Sinne des neunzehnten Jahrhunderts umzuändern und zu der heutigen Erschei-



367. König Friedrich III. von Dänemark.
Vornehme Kriegstracht, 1650–1660. (Kopenhagen.)



368. König Friedrich VI. von Dänemark. Generalsuniform um 1830.
(Kopenhagen.)

nung umzugestalten begann. Aus dieser Wirkung ging die Wiederaufnahme des Stiefels hervor, ferner das lange Beinleid, welches nach Hinwegfall der Gamaschen über Knie und Stiefel herunterwuchs, endlich, doch viel später erst, der kurze, den Unterleib bedeckende Rock statt des weitausgeschnittenen, sparsamen Trackes, der noch eine Weile länger als Paradedracht den Offizieren blieb, nachdem ihn der gemeine Soldat schon gänzlich abgelegt hatte.

Aber wie immer seit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts war

es nicht allein die Mode oder das zeitgenössische Costüm, welches die Uniform bestimmte, sondern Laune, Geschmack und Wille des Kriegsherrn, der freilich wiederum unter der Stimmung und Richtung der Zeit stand. Diese ist einerseits auf das Nützliche und Praktische ausgegangen, andererseits haben aber auch Romantik und selbst archäologische Passionen mitgespielt. Auf ihre Rechnung ist die „Pickelhaube“ in Preußen zu setzen, die Wiederaufnahme des Helmes durch den „Romantiker auf dem Throne“, und ebenso bei den österreichischen Jägern der neue Federhut mit aufgekämpfem Rande, dem der Filzhut des dreißigjährigen Krieges als Vorbild gedient hat, wenn er auch kaum ohne den runden Filzhut der heutigen Mode entstanden wäre.

So stehen Mode und Uniform noch heute in engen Beziehungen, dennoch sind sie in ihrer Erscheinung getrennt, wie kaum je zuvor, eine Trennung, die in erster Linie auf dem Unterschiede der Farbe beruht und dann erst auf dem von Schnitt und Form.

7. Kapitel.

Die Moden im 19. Jahrhundert.

Mehr denn ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem das Costüm des neunzehnten Jahrhunderts aus den Stürmen der großen Revolution und ihrer endlichen Beruhigung hervorgegangen war, einer Periode, sonst grade lang genug, um eine neue Costümform zu schaffen. Aber die männliche Tracht ist nach ihrer ganzen Erscheinung in allen wesentlichen Eigenschaften dieselbe geblieben. An Weste und Frack, an Rock und langem Weinkleid, ihren Hauptbestandtheilen, hat die Mode nur eben gespielt (Abb. 369), und nur um den Kopf besteht seit den letzten drei Decennien ein Kampf bedeutenderer Gegensätze, ein Kampf um Haar und Bart, um Rundhut und Cylinder.

Anderß freilich bei den Frauen. Bei ihnen ist die Bewegung nicht bloß eine viel stärkere gewesen; die Formen haben selbst zwischen den äußersten Extremen geschwankt (vergl. die Folge der Abb. von 370—377). Die weibliche Tracht der vierziger und fünfziger Jahre erscheint wie eine völlig andere als die des zweiten Jahrzehnts, und wiederum anders ist die des letzten Jahrzehnts. Wir haben das Frauenkleid zu ungeheurer Weite anschwellen und wieder wie in Nichts zusammensinken sehen, wir haben es gesehen kurz wie ein Kinderkleid und lang nachschleppend den Boden kehren.

Verfolgt man das männliche Costüm seit dem Sturz der napoleonischen Herrschaft, des ersten Kaiserreichs, so findet man, wie es farbloser, nüchterner, einfacher wird, allerdings auch manchen bizarren Nebenformen entsagt, die ihm noch von der Revolution her ankleben. So z. B. sinken der hohe Rodkragen und die mächtige, Kinn und Hals bedeckende Cravatte auf ein



369. Herr und Mädchen vom Jahr 1821. (Journal des Luxus und der Moden.)

bescheidenes Maß zusammen. Die Zeit nach dem Wiener Congreß hatte noch den blauen Frack mit blanken Messingknöpfen geliebt und im Sommer die gelbe Nankinghose (Abb. 369); auch Braun und Olivengrün, die Ueberreste der Revolutionsepöche, standen für das Négligé, für die gewöhnliche Tagesstracht, noch in Mode. Schon lange vor der Mitte des Jahrhunderts aber ist Schwarz und Weiß oder Schwarz allein das festliche Colorit und Grau, nichts als Grau die Tageskleidung im Winter wie im Sommer.

Ein trostloses Resultat tausend- oder zweitausendjähriger Costümgeschichte, wenn man es mit der vorausgegangenen Farbenfreudigkeit vergleicht.

Nicht besser steht es mit dem Schnitt. Die gewissen Kleidungsstücke, welche der Mann des neunzehnten Jahrhunderts überkommen hat, ändert er in lauter Kleinigkeiten und Nebendingen, Aenderungen, welche alle darauf hinauslaufen seinen Hütungsproceß im Ankleiden so einfach, so formlos wie möglich zu machen. Jedes Kleidungsstück ist zu einer einfachen oder zusammengesetzten Röhre geworden, in welche der Körper oder ein Glied desselben hineingeschoben wird. Es ist, als ob der Mann der Gegenwart keine Zeit hätte sich viel um die Dinge der Toilette zu bekümmern.

Und so ist es in der That. Im Zeitalter des Dampfes und der Eisenbahnen bewegt sich das Leben des Mannes mit einer Rastlosigkeit, von welcher die früheren Zeiten kaum in kurzen Epochen eine Ahnung hatten. Die Anforderungen, welche an die Mehrzahl gestellt werden, sind so zahlreich, so verschiedenartig, so drängend, daß uns nicht Zeit, nicht Behagen und Seelenruhe bleibt viel an gewählte Toilette zu denken. Der Mann ist froh, wenn er dieser Gedanken überhoben ist. Im Anfange dieses Jahrhunderts konnte noch ein Brummel mit dem Studium seiner Cravatten sich zu einer europäischen Berühmtheit ersten Ranges erheben; heute wäre das eine Unmöglichkeit.

Und doch läßt sich auch in den kleinen Veränderungen der männlichen Kleidung ein gewisser Zug der Zeit verfolgen. Gerade weil der Träger sie vernachlässigt, ist es die Zeit, welche die Formen für ihn schafft. Wie aus dem Druck der politischen Restauration die liberalen Ideen immer deutlicher, immer mächtiger wieder hervorbrechen, wie sie unbezwingbar arbeiten, bis sie in den constitutionellen Monarchien der Gegenwart zum Siege gelangen, so kann man auch so etwas wie eine allmähliche Befreiung aus der Versteifung der Reaction in den Veränderungen der männlichen Kleidung verfolgen. Sie wird langsam lockerer, leichter, freier und bequemer, Brust und Hals werden frei, die Cravatte sinkt herab und wird selbst zu einem losen, zarten Tüchlein. Das Wiedererscheinen der Stiefel an Stelle der Schuhe mag man daneben auch als ein Zeichen frei gewordener Männlichkeit betrachten, wie es im siebzehnten Jahrhundert der Fall war.

Am deutlichsten aber sprechen in diesem Sinne die Veränderungen,

welche erst in unseren Tagen mit dem Kopfe vor sich gegangen sind. Das achtzehnte Jahrhundert, das Ancien Regime, hatte keinerlei Bart mehr geduldet, und nicht einmal die Revolution hatte ihn wieder zu Ehren gebracht. Aus den höchsten Kreisen der englischen Gesellschaft kam damals, höchst schüchtern, der Favoritbart, das bischen Gewächs vor beiden Ohren. Das war die vornehme und zugleich alleinige Art der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Das Militär, namentlich das österreichische, stellte ihm den Schnurrbart zur Seite, der auch auf den österreichischen Beamten überging, während in der preußischen Armee Schnurrbart und Favorit sich zum W Barte vereinigten. Aber das kam nach und nach und bis zu den vierziger Jahren noch mit geringer Bedeutung für die civile Welt. Erst das Jahr 48 brachte den Vollbart, den „Demokratenbart“, den die neue Kriegsepoche selbst in den Armeen einführte. Von da an herrscht völlige Bartfreiheit; ein jeder trägt ihn nach seinem Willen und Geschmack, und nur derjenige entsagt ihm gänzlich, welchem der Beruf es nicht erlaubt, so der Schauspieler und der Geistliche.

Mit dem Demokratenbart ist auch der Demokratenhut gekommen, der Carbonarhut, wie er zuerst genannt wurde, der schlaffe, breitkämpfige Calabreser, der bergende, beschattende Hut der „Mitverschwornen“. Im Beginn der vierziger Jahre erscheint er nordwärts der Alpen, aber erst das Jahr 48 verschafft ihm Aufnahme und Verbreitung. Nach der Niederlage der revolutionären Bewegung wird auch er in den Jahren der Reaction staatlich und polizeilich verfolgt. Der Staat erachtet ihn als Abzeichen des Liberalismus, die Polizei confiscirt ihn und arretirt seine Träger. Damit verschmäht ihn auch der ruhige Bürger, der Mann der Gesellschaft.

Es erging dem neuen Hute genau wie dem schwarzen Cylinder, dem ehemaligen Jakobinerhute, ein halbes Jahrhundert früher. Nun ist dieser selbst conservatives Symbol geworden, und er hat den grauen Filzhut zu seinem Gegner erhalten. Das Widerstreben von Staat und Polizei und Philistertum ist umsonst. Nach wenigen Jahren schon ist der ehemalige Carbonarhut seines politischen Charakters entkleidet, und er kämpft nur noch den socialen Kampf der Mode, in welchem er, mit Ausnahme des Salons und aller jener Fälle, in welchen die moderne Toga, der schwarze Frack, getragen wird, bereits das ganze Terrain erobert hat. Freilich hat

er sich selbst vielfach verwandeln, seine Farbe ändern, sich schwarz färben und gar mancherlei wechselnde Modeformen annehmen müssen.

Ein ähnlicher Kampf ist gleichzeitig auf den Köpfen der Damen geführt worden, aber nicht aus politischen Gründen, oder höchstens sehr indirect von ferner Hand. Die Wandlungen der Zeit, der Cultur spielen



370. Damenmoden vom Jahre 1821. (Journal des Luxus und der Moden.)

auch in der Frauenkleidung des neunzehnten Jahrhunderts mit, aber, wenigstens in der ersten Hälfte, nicht leicht erkennbar.

Die Veränderungen der Frauenkleidung sind, wie schon angedeutet, in unserem Jahrhundert weitaus bedeutender in der Erscheinung als die des männlichen Costüms (Abb. 370—377). Die Frau des neunzehnten Jahrhunderts war aus den Stürmen der Revolution nur mit großen Verlusten hervorgegangen. Sie hatte den Reifrock, den Puder, die hohen Frisuren, die Steckelschuhe verloren, Verluste, die grade nicht zu betrauern

waren. Aber was sie wieder erhalten, war um nichts besser. Sie trug ein kurzes, die Füße völlig freilassendes Kleid mit hoher Taille und völlig gradem Schnitt, in gespanntester Enge um die Beine liegend, eine Mißgestalt, der sie durch reichen Blumenschmuck Ansehen zu geben suchte. Schmale, niedere Schuhe, die Nachfolger der Sandalen des Directoriums, saßen an



371. Damenmoden vom Jahre 1823. (Journal des Luxus und der Moden.)

den Füßen. Handschuhe bis gegen die Schultern hinauf deckten die bei hoher Toilette völlig entblößten Arme. Das Haar war bizarr und seltsam mit geschweiften, mächtigen Kämmen frisiert, zum Theil emporgehalten, zum Theil in Schmachtlöcken trauerweidenartig herabfallend. Es waren seltsame, durchaus nicht geschmackvolle Erscheinungen, unsere Mütter oder Großmütter aus dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts.

Was den Geschmack betrifft, so schien es in den zwanziger Jahren nicht besser werden zu wollen. Aber eine bestimmte und folgenreiche Tendenz

der Veränderungen macht sich bereits geltend (Abb. 370, 371). Das Kleid beginnt sich aufzublähen; es erweitert sich an den Hüften, legt Puffen, stark anschwellende Federkissen um die Schultern und die Oberarme und darüber oft einen gezackten Kragen von ritterlich-romantischer Reminiscenz. Die Gestalt ist um nichts schöner als diejenige um ein und zwei Jahr-



372. Damenmoden vom Jahre 1830. (Nach Chalanef.)

zehnte früher, vielleicht grotesker noch, aber man sieht die Mode in voller Bewegung.

Die Bewegung geht über das Jahr 1830 ununterbrochen in gleicher Tendenz hinaus (Abb. 372, 373), nur was von romantischen Modeformen vorhanden war, fällt ab. Die untere Hälfte der weiblichen Gestalt ist in steigender Erweiterung, Unterrock wird auf Unterrock hinzugefügt, immer größere Fülle zu erreichen, die Hüfte immer stärker anschwellen zu machen.

Den Eindruck zu verstärken sinkt die Taille wieder tief herab und verengt sich zu möglichster Wespentaille, was nur durch die Wiedereinführung des Corsetts ermöglicht wird. So ist auch diese Errungenschaft der französischen Revolution, die Befreiung von der Schnürbrust, im Kampfe gegen die Reaction wiederum gefallen, der letzte Rest des griechischen Costüms, wie



373. Damenmoden von 1837 und 1842. (Nach Gallanel.)

es die Damen des Directoriums geschaffen. Mit der enggespannten Brust, der tiefen Taille, den weitabspringenden Hüften gleicht die Dame der vierziger Jahre weit mehr derjenigen von etwa 1750 als derjenigen vom Jahre 1800.

Die Ähnlichkeit vollständig zu machen tritt nun auch nach dem Jahre 1855 der Reifrock wieder auf (Abb. 374), das am meisten charakteristische Kleidungsstück des weiblichen Costüms im achtzehnten Jahrhundert. Er kam durchaus nicht plötzlich oder unerwartet, sondern er war das Ende einer langen Bewegung, das schließliche Resultat jener Tendenz der Erweiterung

und Aufblähung, welche schon im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts beginnt. Die weibliche Hüfte vermochte die Last der zahlreichen Röcke nicht mehr zu tragen, und sie fand Erleichterung in der Crinoline, dem „härenen Gewande“ der Neuzeit. Mit ihren Stahlreifen stand der Erweiterung kein Hinderniß mehr im Wege, und diese erfolgte auch, wie uns ja allen in Er-



374. Damenmoden von 1850–1860, mit Crinoline. (Nach Challeuel.)

innerung ist, in dem Maße, daß die Crinoline des neunzehnten Jahrhunderts dem Reifrock des achtzehnten in keiner Weise nachstand. (Abb. 374, zweite Figur).

Während dieser aufsteigenden Bewegung, welche, so scheint es, das Hauptinteresse für sich in Anspruch genommen hatte, zeigte die Kopftracht in allem die Tendenz sich bescheidener zu gestalten. Sene bizarren Frisuren der zwanziger Jahre wichen nach allgemeiner Regel einer sehr schlichten Frisur, welche das Haar in der Mitte scheitelte und dann zu beiden Seiten

glatt über Schläfen und Ohren wegstrich oder auch in ringelnden, schraubenförmigen Schmachtkloken zu beiden Seiten des Gesichts herabfallen ließ.

Mit dem Haar senkte sich auch der Hut, den die Dame des neunzehnten Jahrhunderts von jenen aus der Revolutionszeit in höchst grotesken Gestalten überkommen hatte. In der Hauptform bestand er aus einem großen Kopfstück mit einem gewaltigen, vorgebauten, meist aufstehendem Schirme (Abb. 373). Die folgenden Veränderungen sind nun leicht erkennbar. Der Schirm sinkt herab und baut sich dem Gesichte vor wie eine schützende Veranda mit vortretendem Dache. Dieser Schirm verkleinert sich und fällt endlich ganz hinweg, so daß das Gesicht völlig frei wird. Als der Schirm gefallen, geht die gleiche Tendenz auf den übrig bleibenden Theil des Hutes über, verkleinert ihn von vorn nach rückwärts und läßt ihn endlich so in den Nacken hinabsinken, daß er nur einen Nackenschutz bildet, der Kopf aber ungehütet und ungeschützt ist (Abb. 373, 374).

So konnte die Sache nicht bleiben, denn die Gesundheit und was mehr sagen will, der Teint mußten darunter leiden. Das Natürlichste wäre gewesen, daß die Mode den Hut wieder von hinten nach vorne, vom Nacken zur Stirne zurückgeführt hätte. Aber das geschah nicht, wenigstens nicht sofort; die Mode hat ihre Launen.

Zu dieser Zeit, in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre, hatte sich auf den männlichen Häuptern der kleine runde Filzhut bereits so festgesetzt, daß er nicht mehr zu verdrängen war. Die Frauen folgten dem Beispiele. In dieser Epoche, da ihre Kopfbedeckung so gut wie auf nichts reducirt worden, schuf ihnen die Mode einen neuen Hut, ein Seitenstück zu dem männlichen, von ähnlicher Form, aber mit Feder und Schleier. Es war der „letzte Versuch“ und der Versuch gelang. Die neue Hutform war gefunden, aber sie sollte nicht siegen ohne Kampf, denn nun erst begann der alte Hut, der „geschlossene Hut“ (bonnet) wieder vorzurücken, sich wieder brauchbarer zu gestalten, sich selbst dem neuen ähnlich zu machen (Abb. 375, 376). So begann denn auch ein Krieg um den Frauenkopf ganz so, wie er um das männliche Haupt zwischen dem alten und neuen Hute geführt wurde und noch geführt wird.

Die interessanten Phasen dieses Damenkrieges stehen aber im Zusammen-

hang mit den übrigen Veränderungen des weiblichen Costüms in den letzten zwanzig Jahren.

Die Crinoline fiel nach etwa fünfzehnjähriger Existenz schneller als man nach der Dauer ihrer Vorgänger im sechzehnten und achtzehnten Jahrhundert hätte erwarten können. Die Dinge gehen heute eben schneller. Sie



375. Damenmoden von 1865–1870. (Nach Challanel.)

ließ nichts zurück als ein sehr kurzes Kleid, so daß die untere Hälfte der weiblichen Erscheinung für den Moment sehr vernachlässigt oder wenigstens sehr unbedeutend erschien. Diesen Moment benützte der Kopf, um nun das Interesse der Moden auf sich zu lenken. Wie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unter ähnlichen Bedingungen stiegen die Frisuren in die Höhe mit künstlich verschlungenen Gebäuden, während sich zum Ueberfluß der Chignon in den Nacken hinabsenkte. Da zu all diesem das eigene

Haar nicht ausreichte, so wurde fremdes zu Hilfe gerufen, und der Handel mit Frauenhaar blühte wie in den Zeiten der Perrücke.

Mit den Haargebäuden stiegen nun auch die kleinen Hüte in die Höhe, der geschlossene wie der runde Hut, und tanzten gewissermaßen auf der Spitze der Wogen. Da sie mit ihrer Größe nicht ausreichten das ganze Gebäude zu bedecken, was auch wider die Absicht gewesen wäre, so saßen sie bald



376. Dame von 1879. (Nach Gallanel.)



377. Dame von 1879. (Nach Gallanel.)

rückwärts, bald seitwärts, bald vorn über der Stirne. Die künstlichen Frisuren schafften ihnen auch gekünstelte Formen, unter welchen eine Reihe von Jahren hindurch höchst selten etwas wirklich Schönes oder Reizendes zum Vorschein kam.

Auch diese Zeiten und Moden liegen nunmehr schon wieder hinter uns. Das Kleid der Dame ist wieder länger geworden, die Füße, die man bei der kurzen Kleidung bewundern gelernt hatte, sind wieder verschwunden,

und im Salon herrscht die Schleppe in einer Länge und Entfernung, daß man oft zweifelnd fragen möchte, welche Schleppe denn zu welcher Dame gehört. Und nicht genug daran, hat insbesondere die untere Hälfte des Kleides eine solche Fülle von Aufpuß erhalten, daß der Rock schon wie eine Last erscheint. Und dieser Aufpuß ist in der Regel höchst widersinnig angeordnet. Er sitzt häufig an Stellen, wo er absolut nicht sitzen sollte; er umschneidet den Körper in den willkürlichsten schiefen Linien, die der Richtung des Körpers und seiner Glieder und dem natürlichen Fall des Kleides zuwider laufen (Abb. 376, 377). Hier herrscht völlig Unnatur. Die weibliche Büste dagegen ist wie nach der Natur modellirt; das Kleid legt sich tricortartig an Rumpf und Hüften an, und, diese Absicht zu zeigen, wird der Stoff heute auch tricortartig gewebt. Das ist nun allerdings bei schöner Figur auch eine schöne Tracht, hebt die Schlantheit, den Wuchs und verhindert jenen unangenehmen spitzwinkligen Bruch des Contours, den die lange Wespentaille mit der auffpringenden Linie der Hüfte hervorruft, wie es in den Zeiten des Reifrocks der Fall war.

Gleichzeitig und im engsten Zusammenhange damit sind nun die hohen, gekünstelten Frisuren wieder gefallen; das Haar wird viel einfacher, mitunter allzuschlicht und einfach, aber nicht ohne Reiz behandelt. Dazu paßt nun wieder der runde Hut.

Aber auch er erscheint in viel einfacheren und schlichteren Formen, als man sie in den sechziger und siebziger Jahren zu sehen pflegte. Und was noch merkwürdiger ist, er erscheint ganz in denselben und in den schlichten, schmucklosen Formen des männlichen Hutes, wie ihn sonst nur Reiterinnen trugen. Ist es ein Zeichen der Emancipation des weiblichen Geschlechtes? ein Zeichen, daß die Frau siegreich vorwärts schreitet auf dem Wege moderner Befreiung aus vielhundertjähriger Sklaverei? Fast sollte man es glauben, wenn man sieht, wie sie ein Stück des männlichen Costüms nach dem anderen anlegt, den männlichen Paletot, die Cravatte, den Hemdkragen, die Weste, alles nach männlicher Art, gleichwie sie trachtet sich jeglichen Beruf des Mannes Stück um Stück zu eigen zu machen.

Aber so weit ist es noch nicht. Es ist nur die Dame in öffentlicher Erscheinung, welche den Mann imitirt. Im Hause und im Salon ist das Bild ein völlig anderes, ein völlig weibliches. Hier, wo sie wirklich herrscht

und wie von Alters her ihren Beruf erfüllt, gelten auch weibliche Modeformen, weibliche Art und weibliche Farbenlust, und letztere in einem Reichtum, in einer Fülle und Schönheit von Tönen und Tinten, wie sie die Welt seit zwei Jahrhunderten nicht gesehen hatte. Es ist eine der schönsten Errungenschaften der modernen Geschmacksreform.

Und so lange solche Weiblichkeit in der Mode und solche Farbenlust (gepriesen sei sie!) noch herrschen, so lange mögen wir ruhig schlafen, ohne Furcht, daß eine Zeit kommen werde, wo das Ewig-Weibliche in dem Endlich-Männlichen zu Grunde gehe.





STÄDT. BUCHH. HOEREI
DÜSSELDORF



